WendeZeit: „Kein Klischee stimmt."

Ostdeutsche Lebensläufe in Selbstentwürfen

Janne Günter

Klartext

Inhalt

Eingerichtet von Gerd Fleischmann, Bielefeld
1. Auflage Oktober 2001

ISBN 3-88474-964-1

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Günter, Janne : WendeZeit: »Kein Klischee stimmt« : ostdeutsche Lebensläufe in Selbstentwürfen / Janne Günter. – Essen : Klartext-Verl., 2001
ISBN 3-88474-964-1

WendeZeit: „Kein Klischee stimmt.“

Ostdeutsche Lebensläufe in Selbstentwürfen

Janne Günter

Klartext

Janne Günter

WendeZeit:
„Kein Klischee stimmt."

Klartext

Für meine liebe
Schwiegermama
am letzten Tag
des Jahres 2001
von Janne
31.12.2001

Einführung

»In dem Wort Sozialismus steckt das Wort sozial und das heißt menschlich,« sagt Hartmut Oede. »Aber unser Staat war ein Dogma. Und das hieß Stagnation. Festhalten an einer alten Sache. Er hat sich (nach 1968/69) nicht mehr aufgeschlossen verhalten, so daß die ganze Sache implodierte. Das war der Punkt.«

Viele Menschen haben in diesem Staat gelitten – und leiden noch heute unter den Folgen. Das steht außer Frage. Darüber wurde viel geschrieben und gesprochen.

Es liegt mir nicht daran, das Schreckliche dieses Systems infragezustellen.

Mein Augenmerk richtet sich auf einen anderen Aspekt, den mir die Menschen, die ich 1997 interviewte, selbst vorgaben: Wie lebten sie – trotz der Unfreiheit? Wie richteten sie sich in jenem Staat ein? Welche Träume entwickelten sie als Reaktion darauf? Und wie haben sie diese in einem für sie neuen Staat – unter völlig anderen Bedingungen – realisieren können? Oder auch nicht.[1]

Durch die Presse geht meist nur, was sich in zwei bis drei Spalten fassen läßt. Die Neigung zu Vereinfachungen ist nicht wenig verbreitet.

Diese Untersuchung in Form von Interviews mit 41 Personen fragt nicht nach Statistik, sondern nach den Schicksalen einzelner, konkreter Menschen.

Das Resumee ausnahmsweise vorweg: Es gibt kein Fazit der Ereignisse rund um 1989.

Kaum eines der vielen Klischees läßt sich aufrecht erhalten. Alle Reduktionen auf schnelle, glatte Sätze verbieten sich – angesichts von Verhältnissen derart dichter Komplexität.

Diese Arbeit zieht daraus den Schluß: Es ist nicht sinnvoll, auch nur ansatzweise Widersprüche aufzulösen oder zu glätten. Konsequenz: Die Unterschiedlichkeit der Menschen ernst nehmen – sie haben in höchst unterschiedlicher Weise auf den Herbst 1989 reagiert.

Tatsächlich waren 1989 die Kontexte und subjektiven Faktoren von Mensch zu Mensch extrem unterschiedlich. Dies beweist, daß die Mär der gleichen Verhältnisse für alle in der DDR nicht stimmt. Es gab keine gleichen Verhältnisse. Und daher ließ sich plurales Erleben, Empfinden und Verhalten nicht unterdrücken.

Differenzierung. Was bedeutet die These der Gleichheit? Welchen Wandel machte sie?

Historisch war sie eine wichtige, weltbewegende Maxime. Sie setzte das Ziel, alle Menschen wertzuschätzen. Sie löste die Fixierung in Stände durch Geburt auf. Sie ermöglichte eine gewisse Gleichheit der Chancen.

Aber was dann?

Dann jedoch wurde eine Fülle von Differenzierungen übersehen. Und ihre produktiven Momente nicht genutzt oder sogar bestraft.

Das hatte tiefe und weitreichende Folgen: nicht nur für die einzelnen, sondern für die gesamte Gesellschaft. Sie verstellte sich auch im eigenen System immerzu viele Möglichkeiten.

Vor allem die Produktivkraft Phantasie.

Aber: einen solchen reduzierten Umgang mit Differenzierungen machte nicht nur der Osten, sondern auch der Westen durch.

Antoine de Saint-Exupéry legte schon früh die Konfektionsmechanismen der westlichen Welt offen.

Und nach 1989 sollten alle den gleichen Glauben an die blühenden Landschaften haben. Die These der Gleichheit zog sich, verselbständigt, wie eine Art Schleier über die vielen

unterschiedlichen Subjekte. Aber jedes reagierte – aufgrund weit tiefer liegender Unterscheidungen und Ziele – auf sehr individuelle Weise.

Kein Klischee stimmt.

Klischees entstehen aus unterschiedlich begründeten Wünschen nach Harmonie. Sie drängen dazu, die zackigen Kanten der Widersprüche wegzuretuschieren.

Klischees sind wie Holzschnitte.

Aber wer Feinheiten beseitigt, versucht den Menschen ihre Biografien zu rauben.

Dagegen regt sich im Osten Widerstand.

Biografien lassen sich nicht rauben.

1989 entstand im Osten eine Lage, in der die Menschen wie in einer Art Zeitraffertempo vieles neu erfahren und lernen mußten, wofür den Menschen im Westen Jahrzehnte zur Verfügung standen.

»Es ging alles zu schnell. Es konnte sich nichts entwickeln,« sagt Ingrid Elze.

Ihnen wurde von außen eine völlig konträre Gesellschaftsordnung mit neuen Strukturen übergestülpt. Die Menschen mußten sie über Nacht bewältigen, sie in kurzer Zeit als Selbstverständlichkeit hinnehmen.

Es gab weder Zeit, daran mitzustricken, noch sie sich durch langsames Wachsen und öffentlichen Diskurs anzueignen.

Daß das Neue in seinen groben Umrissen nachvollzogen wurde, ist sichtbar. Doch welche mentalen Befindlichkeiten und welche menschlichen Wege sind mit diesem hohen Grad der Veränderung verbunden?

Wie wurden die Umstrukturierungsprozesse subjektiv erfahren?

Wie unterscheidet sich das Leben ›davor‹ von dem ›danach‹?

Darüber sprechen in diesem Buch 41 Personen. Mit 41 unterschiedlichen Schicksalen und Lebenswegen.

Sie stellten sich den Fragen eines jeweils langen Interviews.

»Bei mir hat sich nicht viel verändert,« sagt Elisabeth Göring.

»Bei mir ist alles anders geworden«, sagt Birgitt Heinicke.

Zwischen diesem breiten Spektrum bewegen sich die oft überraschenden Antworten.

Interviews: *oral history* und Biografie

Stellen wir uns einen Moment lang vor, wir hätten die Möglichkeit gehabt, acht Jahre nach der Französischen Revolution den Zeitgenossen mit einem Tonband viele Fragen zu stellen:

Wie haben Sie dieses Erdbeben erlebt?

Wie hat sich Ihr Lebensweg verändert?

Wie haben Sie vor 1789 gelebt?

Und wie danach?

Schade, daß es damals kein Tonband gab. So haben wir, trotz einer Fülle an schriftlichen Texten, insgesamt ziemlich wenig an Quellen, an denen wir so etwas wie Bewußtseinsprozesse ablesen können.

Denn zwischen Tonband und geschriebenem Text gibt es meist erhebliche Unterschiede: Die Schrift läuft durch weit mehr und stärkere Filter.

Jede mündliche Aussage spiegelt neben dem, was ›objektive Tatsachen‹ genannt wird, subjektive Erfahrung. Auch diese subjektive Erfahrung ist Realität.

Und in diesem Buch geht es darum, subjektive Erinnerungen festzuhalten.

Mosaik. Heute kann es gelingen, durch das subjektive Empfinden von Menschen, ein Mosaik des Geschehens um 1989 zusammenzusetzen.

Dieses Mosaik würde mit 41 anderen Menschen etwas anders aussehen. Das ist, nach dem methodischen Ansatz dieses Buches, selbstverständlich.

In den Interviews blättert sich eine komplexe Lebenswirk-

lichkeit auf. Sie läßt sich nicht in der Weise zusammenfassen, die wir gewöhnlich erwarten.

Sie ist ein Netz. Das heißt: eine Form mit vielen Zusammenhängen. Ein Netz hat keine lineare Struktur. Und es läßt sich erweitern. Aber es ist absurd anzunehmen, mit unendlich vielen Interviews käme so etwas wie eine genau fixierbare Wahrheit zustande.

Diese Menschen zeigen, daß die Wirklichkeit eine Art Knäuel ist: mit vielen sich unter- und überlagernden Wirklichkeitssträngen. Sie bewegen sich ständig miteinander oder gegeneinander. So sind die Einsichten, die wir haben, häufig eher blitzhaft. Und stark davon abhängig, wann und von welcher Seite wir dieses Knäuel betrachten.

Wie können wir, oft ganz anders trainiert, solche Unsicherheiten aushalten?

Die Menschen, die in diesem Buch sprechen, und die Leser beantworten diese Frage unterschiedlich – und wiederum jeder für sich und vor dem Hintergrund seiner ganz persönlichen Geschichte.

Auswahl. Es gab in diesem Projekt keine strenge Methodenauswahl und auch keine Auswahl der Befragten nach statistischen Kriterien. Doch es war mir wichtig, ein möglichst breites Spektrum an Interviewpartnern zu finden: Junge und alte Menschen, Männer und Frauen, Bürgerrechtler und Mitläufer, unterschiedliche Berufsgruppen – vom ehemals Obdachlosen bis hin zum Ministerpräsidenten.

Leider ist es mir nicht gelungen, den einen oder anderen zum Sprechen zu bewegen, der zur Staatssicherheit gehörte. Dieses Buch hätte ihm durchaus die Möglichkeit gegeben, diesen Bereich seines Lebens kritisch zu reflektieren. Das Feld selbst wird aber von mehreren Interviewten besprochen.

41 unterschiedliche Personen zeigen ein breites Spektrum an Problemen. So bedarf es keineswegs der häufig fetischisierten Repräsentativität. Hinzu kommt, daß wohl der

überwiegende Teil der Leser eher eine literarische als eine wissenschaftliche Zugangsweise zu seinen Erfahrungen hat.

Räumlich ist die Gruppe der Interviewten auf das Land Sachsen-Anhalt begrenzt. Aus pragmatischen Gründen konzentriert sie sich auf den Raum Dessau, Wittenberg, Bitterfeld, Magdeburg, da ich das Glück hatte, während eines Jahres immer wieder im Bauhaus in Dessau wohnen zu können.

Oral History. Diese Arbeit steht in der Tradition der *oral history*. Die Idee, die mündlichen Aussagen von Menschen zu registrieren, stammt aus Schweden (volkskundliche Kampagnen des *Nordiska Museet* in Stockholm) und England (Sozialgeschichte seit den 60er Jahren). Anfang der 70er Jahre kam sie ins Ruhrgebiet – im Zusammenhang mit Untersuchungen und dem Kampf um den Erhalt von Bergarbeitersiedlungen. An diesem Prozeß war ich beteiligt.[2]

Damals ging es darum, die historischen und gegenwärtigen Nutzungen dieser Wohnform, die im Gegensatz zu Hochhäusern stehen, zu erforschen, darzustellen und zu verteidigen. Wissenschaft hatte das Konzept, die Betroffenen mit ihrer sozialkulturellen Kompetenz zum Sprechen zu bringen, d. h. die Bewohner selbst zu Wort kommen zu lassen. Ich untersuchte ihre Aneignungs- und Bewußtseinsformen.

Im Zusammenhang damit verstärkte sich die Erkenntnis, daß in den Erzählungen der Menschen, die mit dieser Wissenschaftsmethode als Subjekte der Geschichte ernstgenommen werden, ein Fundus an »Erfahrungen, an Erlebnissen, an gelebter Geschichte« aufbewahrt ist.

Quellen-Kritik. »Die Wissenschaft hat lange Zeit mündliche Erzählungen als historische Quelle entweder völlig ausgeschlossen oder nur mit großen Vorbehalten gelten lassen. […] Es wächst das Gespür dafür, daß Geschichte nicht hinreichend dargestellt wird, wenn Menschen in ihr nur als statistische Größen auftreten und nicht als Personen mit spezifischer Betroffenheit, mit Gefühlen und subjektiven Erfah-

rungen. [...] *Oral history* trägt zur Ergänzung, wenn nicht gar zur Korrektur der Geschichtsschreibung von oben bei.«[3]

Lutz Niethammer reflektiert die grundätzliche Problematik, die das Abrufen von Erinnerung immer beinhaltet: »Erinnerungen sind keine objektiven Spiegelbilder vergangener Wirklichkeit oder Wahrnehmung. Das Erinnerungsinterview ist vielmehr davon mitbestimmt, daß das Gedächtnis Erinnerungen auswählt und zusammenfaßt, daß die Erinnerungselemente durch zwischenzeitlich erworbene Deutungsmuster oder kommunikationsgerechte Ausformung neu zusammengesetzt und sprachlich aufbereitet werden und daß sie durch Wandlungen in den sozialakzeptierten Werten und durch die soziokulturelle Interaktion im Interview selbst beeinflußt werden.«[4]

Dies ist das Problem der Quellenkritik mündlicher Aussagen.

Aber es ist nicht größer als in fast sämtlichen schriftlichen Quellen, die von der Geschichtsschreibung ausgewertet werden. Das beginnt beim einfachen Protokoll, das oft eher den Protokollanten spiegelt als den Vorgang. Offizielle Verlautbarungen sind hochgradig eher Werbung als Tatsachenbeschreibung. Und auch die Wissenschaften haben weite Felder des Auslassens und Subjektivierens.

Offenes Verfahren. Keines der Interviews folgt einem starren Fragenkatalog.

Jede Gesprächssituation ist anders und der Weg eines Gespräches kaum voraussehbar. In einem solch offenen Verfahren gibt der Interviewer locker Stichworte vor und läßt dem Erzählen viel freien Lauf. Er hat einen roten Faden von Fragen im Kopf, aber er stellt sie nicht direkt. Oft verändert sich der Faden. Oder neue Fäden erscheinen, die der Interviewer aufnimmt und dann ebenfalls verfolgt.

Dieses Verfahren gibt dem Erzähler die Möglichkeit, sich im Laufe eines langen Gespräches (das ich in diesem

Buch nicht vollständig abbilden kann[5] in tiefere Schichten, manchmal auch in Winkel seiner Erinnerungen zurückzuversetzen. So gelingt es bisweilen, auch Erlebtes, das längst verschüttet schien, ins Bewußtsein zurückzutransportieren.

Manchen Gesprächspartnern wurde dieser Prozeß im Laufe des Interviews bewußt. Sie begriffen ihn als eine Art therapeutischer Aufarbeitung.

In mehreren Fällen machten höchst beanspruchte Personen zunächst knappe Zeitvorgaben – und hielten sich dann überhaupt nicht daran. Offensichtlich tat es ihnen gut, den eigenen Lebensweg in einer Atmosphäre der Nachdenklichkeit noch einmal zu überschauen.

Der biografische Ansatz. In den Sozialwissenschaften wird diese offene Form des Interviews als »narratives Interview« bezeichnet, z. B. von Richard Grathoff[6] in Anlehnung an Alfred Schütz.

Menschen werden vorgestellt und Geschichte anhand von Biografien einzelner Personen dargestellt. Dieser qualitative »biografische Ansatz« wird auch von Ulrich Beck[7] vertreten. Beck entwirft »Skizzen zu einer biographischen Gesellschaftsanalyse«.

Der Zeitpunkt. Heute liegt der Brisanzpunkt der Wende eine Dekade zurück. Warum frage ich gerade zu diesem Zeitpunkt nach den Erinnerungen der Menschen, wenn sie einerseits noch frische Erfahrung haben und andererseits auch schon eine gewisse Distanzierungsfähigkeit zeigen?

Dieser Schnittpunkt ist ein Augenblick, der nicht wiederkehrt.

Je weiter die Aussagen zurückliegen, umso diffuser wird die Erinnerung. Die Interviews schienen mir zumindest auf erheblichen Strecken noch dicht an der plastischen Wirklichkeit zu stehen.

Andererseits hat aber die Distanz von einigen Jahren auch eine nützliche Seite. Zu nahe am Ereignis wäre vieles

nicht sichtbar geworden. Eine gewisse Entfernung kann zur Differenzierung der Aussagen beitragen.

Und vor allem die neuen Erfahrungen mit einbeziehen.

Das Spektrum

Einige Beispiele mögen die Aufmerksamkeit für Vielschichtigkeit und Widersprüche schärfen.

Demonstrationen. Eva Löber und Lothar Löber schildern, wie wichtig es für sie war, nach einer gewissen Zeit der Widerstandsarbeit im engen Kreis der kirchlichen Gruppe in die Öffentlichkeit zu gehen und andere Menschen durch Friedensgebete und Demonstrationen einzubeziehen.

Doch nicht von allen, die Widerstand leisteten, werden die großen Demos als Aufbruch verstanden. Der ebenso widerständige Bernd Böttcher reagiert von Anfang an skeptisch auf die immer größer werdenden Massen – und zieht sich im selben Moment zurück:

»Ich sagte zu meinen Freunden: Ich weiß nicht, was das ist. Aber ich kann nicht mitlaufen. Irgendetwas stimmt hier nicht mehr. Es kann doch nicht sein, daß es plötzlich soviele sind. 20 000, die alle das wollen, was wir einmal wollten! – Da habe ich mich ganz rausgenommen.«

Eine ähnliche Skepsis formuliert Werner Grossert: »Meine Frau und ich fuhren nach Leipzig und erlebten sie [die Demonstrationen]. Nicht weil wir uns mit dem Ziel solidarisierten, sondern weil wir sie kennenlernen wollten. Ich war entsetzt über die Grölerei und die Massenhysterie. Ich dachte mir: Aus der Hysterie entspringt nichts Gutes. Diese Menschen sind verführbar. Zum Teil waren ihre Ziele auch meine Ziele.«

Gewaltfreiheit. Im Westen gibt es viele Sätze, die erklären wollen, warum die Wende ohne Gewalt ablief.

Dieter Ullmanns Staunen kann produktiv für die Diskussion sein, die hoffentlich noch lange anhalten wird. »Wochen-

und monatelang nach der Wende wartete ich immer noch: Wann kommt der große Knall? Die müssen doch irgendwo in der Ecke noch eine halbe Atombombe herumliegen haben, um zu sagen: ›Jetzt sprengen wir die letzte Brücke – aus Rache!‹ Ich erwartete irgendwelche Wahnsinnsmanöver – nach dem Motto: ›Jetzt vergiften wir die Brunnen!‹«

Es ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten, daß die Männer der Macht angesichts der gewaltfreien Aktionen der Widerständler ihre Waffen niederlegten. Die alten Männer gingen in Rente.

Friedrich Kolbitz antwortet auf die Frage, warum nicht geschossen wurde: »Das hätte internationale Isolierung bedeutet. Leipzig ist nicht Peking. Die Regierung wollte ihr schizophrenes Bemühen, internationale Anerkennung zu erlangen, nicht aufs Spiel setzen.«

Um den Preis, alles zu verlieren? Kolbitz selbst sieht seinen Erklärungsversuch nur als Teilantwort und fragt nach weiteren Aspekten.

Die Frage der Gewaltlosigkeit ist ein zentraler Punkt der Wende. Es siegt die Macht der Ohnmächtigen. Ihre Waffen sind Menschlichkeit und Intelligenz.

Wer den Kern des Übergangs begreifen will, ihren Katalysator, muß das Phänomen der Gewaltlosigkeit studieren. Es sieht so aus, als ob Gewaltlosigkeit die größte Gefahr für alle Gewalt ist.

Sie läßt sich in diesen Interviews als ein kulturelles System mit eigenen Werten erkennen. Als ein Gegensystem gegen die Systeme, die sich mit Gewalt, welcher Art auch immer, aufrecht erhalten.

Die christlichen Gruppen in Wittenberg lasen die Bergpredigt, die in der abendländischen Geschichte so gut wie keine Rolle gespielt hatte, mit dem Blick des Kreises um Luther, der sich am Urtext zu orientieren versuchte. Sie empfanden sie als symbolischen Ausdruck dieser Gewaltlosigkeit.

Die Transformationsprozesse, die die bestehenden Machtmuster umwandelten oder auflösten, gewinnen immer mehr an Brisanz. Ein oft kaum sichtbarer Faden einer Tradition der Gewaltlosigkeit durch Jahrhunderte hindurch hat für eine Gesellschaft, die sich von der Kriegergesellschaft zur zivilen Gesellschaft umwandeln möchte, zentrale Bedeutung. Hier spielt sich Zivilisationspraxis ab. Das müßte im Blick auf die Arbeit von Norbert Elias weiter untersucht werden.[8]

In dem vorliegenden Buch geben viele Personen dafür eine Fülle authentischer Belege, die in ihrer Genauigkeit und in der Darstellung ihrer *feelings* blitzhafte Einsichten ermöglichen.

Thomas Steinberg schildert und deutet den mit ›Sprengstoff‹ gefüllten 9. Oktober in Leipzig[9]: »Es war eine beängstigende Situation, denn an diesem Morgen erschien in der *Leipziger Volkszeitung* auf Seite 2 ein Kommentar von einem Kampfgruppenführer. Er würde auf jeden Fall schießen. Das seien alles Verbrecher und Asoziale, die dort demonstrierten. Diese Leute müsse man vernichten. Dann kursierten in Leipzig Gerüchte, sie würden an diesem Tag schießen. Sie zogen auf – mit Panzern und mit Maschinenpistolen.

Ich saß mit vielen Leuten in der Kirche am Ring. Die Stimmung war sehr unruhig. [...] Man hörte Polizeisirenen, aber kein Mensch wußte: Was passiert draußen? Während des Gottesdienstes kamen immer wieder Boten rein und brachten die neuesten Nachrichten. Und dann ging plötzlich die ›Geschichte Mazur‹10 los. Die Leipziger Vier sagten: ›Keine Gewalt!‹.

Was im Hintergrund genau passiert ist, weiß keiner. Meines Wissens ist bis heute nicht hundertprozentig geklärt, was genau an diesem Tage vor sich ging. Fromme Christen werden sagen: ›Es war Gott.‹«

Kirchliche Gruppen arbeiteten seit Jahren an Friedensfragen und Fragen der Gewaltlosigkeit. Die Menschen waren

findig und umsichtig und ließen sich viel Konkretes einfallen. Eva Löber schildert die Situation, als sich eine Menschenmenge am 31. Oktober nach dem Friedensgebet auf dem Wittenberger Marktplatz versammelte. »Wir hatten Angst, daß Menschen ihre Wut nicht beherrschen konnten. Aber durch die Form, durch eine Abfolge von Singen, Beten und Reden am Mikrofon, wurde diese Demo so gehalten, daß es nicht zur Eskalation kam.«

Kerzen bekamen plötzlich neben ihrem symbolischen einen weiteren, pragmatischen Aspekt. »Wir trugen brennnende Kerzen,« erinnert sich Lothar Löber. »Als kirchliches Symbol war mir die Kerze immer schon wichtig. Erst im Laufe der Zeit wurde der Gruppe klar, daß sie in dieser Situation eine zusätzliche Funktion hatte: Symbolisch war sie das Zeichen für friedliches Verhalten, auch praktisch lief es aufs selbe hinaus – die Leute mußten beim Tragen auf die Kerze aufpassen und konnten nichts anderes tun.« Seither wurde immer wieder dazu aufgerufen, Kerzen zu den Demos und Friedensgebeten mitzubringen.

Wunsch: Das menschliche Gesicht des Sozialismus. Fast völlig vergessen ist die Tatsache, daß die Menschen, die in ihren meist kirchlichen Gruppen aktiv Widerstand leisteten, den Wunsch und das Ziel hatten, die Gesellschaft, in der sie lebten, zu verändern. An Wiedervereinigung dachte in diesen Kreisen keiner. Lothar Löber berichtet von der Zeit kurz nach der Wende: »Wir glaubten nicht, daß sich die DDR auflöst. Wir dachten nur: Jetzt ist der Zeitpunkt da, den wir immer wollten, daß sich die DDR ändert. Doch jetzt hatten wir plötzlich Angst, daß sie dabei draufgehen könnte, denn die Einverleibung in die Bundesrepublik war nicht unser Ziel. In unseren Thesen haben wir immer deutlich gemacht, daß wir eine demokratische Entwicklung der DDR wollten.«

»Wir wollten das menschliche Gesicht des Sozialismus zum Vorschein bringen. Das kann man nur in kleinen Schrit-

ten tun. Das war unser Wille,« sagt Friedrich Kolbitz. Und: »Ich hatte Groll auf die DDR, so wie sie war. Ich wollte sie aber immer noch verändern,« bekennt auch Wolfgang Thöner.

Diskussionen. Die Kirche war durch die Synoden »ein Feld von Demokratie,« erinnert sich der frühere Bischof von Magdeburg, Werner Krusche. »Es gab freie Diskussionen. Wir luden die Genossen ein. Sie waren die zuverlässigsten Synodalbesucher. Wir setzten sie natürlich so auf ihre Ehrenplätze vorn hin, daß sie nicht beobachten konnten, wie abgestimmt wurde. Wie offen wurde da geredet!«

Die Rolle, die die Friedensgruppen in der evangelischen Kirche für den Widerstand spielten, ist bekannt und kommt in diesem Buch in zahlreichen Berichten zum Ausdruck.

Im Gegensatz dazu konnte sich die Kritik innerhalb der SED bisher weit weniger Sprache verschaffen. Darauf macht Werner Grossert aufmerksam: »Ich behaupte: wir führten damals in der Sektion Marxismus-Leninismus Diskussionen, bevor die Bürgerrechtler damit anfingen. Wir kannten Material, das andere nicht kannten. Die Probleme, die 1989 zur Sprache kamen, waren sämtlich bekannt – bis ins Politbüro. Aber Reform war nicht mehr möglich.

Kein Auflösen verknöcherter Struktur von unten aus der Partei. Das war unser Dilemma. Doch die Diskussionen liefen innerhalb der SED intensiver als außerhalb, allerdings nicht überall.«

Klischees nach der Wende haben eine Diskussion darüber verhindert.

Frauen. Die Aussagen zeigen: Ein bestimmtes Niveau des Alltags war gut eingerichtet. Besonders für Frauen. Sie fühlten sich emanzipiert. Dazu trug bei, daß sie alle Möglichkeiten hatten, ihre Kinder unterzubringen. Daher konnten sie mit Selbstverständlichkeit ihren Beruf ausüben. Das hatte zur Folge, daß Frauen sich weit mehr als im Westen über die Arbeit definierten.

Umso schlimmer war es für sie, wenn ihnen nach der Wende die Arbeit unter den Füßen weggezogen wurde.

In den Interviews kommt aber auch zum Ausdruck, daß eine Anzahl von Frauen sich in mancher Weise erst nach der Wende entfalten konnte.

Ähnlich wie die meisten DDR-Bewohner in gleichgeschnittenen Wohnungen lebten, verliefen auch einige Bereiche ihres Lebens relativ gleich. Als dies nach der Wende unterging, entstanden Ungleichheiten. Die besonders Aktiven wurden damit fertig und konnten sich darin sogar weiter entfalten.

Aber viele Frauen fielen zurück.

Arbeitslos.

Ohne Perspektive.

Mit dem Problem der Kinder alleingelassen.

Ambivalenzen. Das Klischee will es nicht wahrhaben: Viele Menschen fühlten sich im System wohl.

Rolf Reißig[11], der seinerzeit zusammen mit Erhard Eppler das SED-SPD-Papier auf die Schiene brachte: »Viele haben in der DDR nicht schlecht gelebt. Die meisten hatten sich irgendwie eingerichtet, haben ein bißchen gemeckert. Und sie haben gesehen, wie Helmut Kohl für Erich Honecker den roten Teppich ausgerollt, wie die SPD über Jahre mit der SED verhandelt hat – und jetzt sollen sie das Büßerhemd tragen.«[12]

»Ich war glücklich – mit den Umständen,« sagt Pia Albrecht. »Ich wäre nie mit dem Gedanken in den Westen gefahren, nicht in die DDR zurückzukehren.

Das Leben hier habe ich nicht so empfunden, daß man weglaufen müßte.«

Auffällig ist, daß in der jüngeren Generation viele ähnlich empfanden. Hinzu kommen Menschen wie zum Beispiel Mike Sparfeld, die sich in beiden Systemen wohl fühlten und wohl fühlen. Der Vergleich der Systeme kommt nicht aus ohne den Blick auf Ambivalenzen.

Günter Piechatzek formuliert das andere Extrem: »Ich war damals soweit, daß ich sagte: Mit diesem Leben hier ist nichts Positives mehr zu erreichen. Deshalb will ich wenigstens sehen, wie ich das Ganze kippen kann. Meine Leidensfähigkeit verlagerte sich aus der Passivität in eine produktive Ebene. Mein Bewußtsein veränderte sich. Ich klinkte mich aus: Das ist nicht mehr meine Sache.«

Individualisierung. Das Leipziger Institut für Jugendforschung stellt in Untersuchungen einen Wertewandel fest, den es lange vor der Wende besonders bei Jugendlichen gab. Rolf Reißig beobachtete seit den 80er Jahren eine »Umorientierung hin zu postmaterialistischen Werten wie Individualisierung und Selbstbestimmung.« Er geht soweit, darin eine »Voraussetzung für den Sturz der SED« zu sehen. »Bevor die DDR wirtschaftlich und politisch zusammengebrochen ist, war sie in ihrer inneren Verfaßtheit bereits entlegitimiert. Das spricht gegen die These, daß allein das System die Menschen in der DDR sozialisiert hat.«[13]

Unterhalb des offiziellen Systems liefen die informellen Bereiche, die die Menschen prägten. Meist umschreiben die Interviewten dies: durch konkrete Schilderungen, wie ihr Leben mit viel Eigeninitiative ablief.

»Es war nicht alles Zwang,« sagt Ingrid Elze. »Wir haben sehr viel freiwillig getan.« Sie nennt Beispiele. »Wir waren im Motor-Sportclub. Mein Mann hatte den Vorsitz. Es gab mehrere Sektionen: Ralley, Familiensport, Freizeit, Caravan-Touristik. Die Leute brachten ihre Leistung. Sie kümmerten sich auch um die Jugendlichen. Wir richteten eine Fahrschule ein, wo sie Moped-Prüfungen ablegen konnten. Unser Gedanke: Wir müssen die Jugend begeistern. Keiner hatte uns gesagt, daß wir das machen sollen. Das war unsere eigene Initiative.«

Wie lautet das Klischee? Der Westen ist das Feld der Privatinitiative. Der Osten lebte unter Zwang und ohne Raum für Eigeninitiative.

Stephan Schelhaas verhielt sich zu DDR-Zeiten quer zu vielen herrschenden Normen. Auch damals hatte er, ein farbiger Typ, schon ein farbiges Leben. Nie gab er sich mit seinem Job zufrieden. Stets machte er noch einen zweiten – nebenher. Er ist ein ›Unternehmer‹ – wie sein Vater. Und er arbeitet auch heute als Tourismusmanager in Wittenberg in zehn Feldern – wie der Zehnkämpfer, der er in frühen Jahren war.

Die Geschichte von Manfred Grau ist die Geschichte eines Mannes, der versuchte, als Individualist viele Ideen, vor allem seine Sammelleidenschaft, auszuleben. Am System hatte er zunächst nichts auszusetzen – im Gegenteil: Er ging in die Partei. Erst als er merkte, daß man ihn verfolgte, schlug das um.

Und wie bei Dario Fo läßt sich auf seine ambivalente DDR-Geschichte mit ihren absurden Zügen noch eine weitere draufsetzen: Manfred Grau ging nach der Wende in den Westen – und kam nach einem Jahr zurück.

Wer über den Osten nachdenkt, muß auch über den Westen nachdenken.

Wirtschaft. Auch im Bereich der Wirtschaftswissenschaften können Fallanalysen in mancher Hinsicht mehr aussagen als globale Statistiken, die Differenzierungen verschlucken oder verschleiern.

»Wir sind, stolz wie wir waren, arbeitslos geworden,« berichtet Siegbert Elze. »Helmut Kohl hatte gesagt: ›Ärmel hochkrempeln! Jetzt geht's los!‹ Und wir waren so dumm und haben es gemacht. [...] Das Eigenkapital-Darlehen ist auf dem Papier zwei Jahre zinsfrei. Aber die Bank holt sich später alles zurück. [...] Die Beratung [durch einen Unternehmensberater aus dem Westen] war mies, aber für mich damals nicht leicht durchschaubar.«

Pia Albrecht machte ganz andere Erfahrungen. »Mein Mann ging zum Arbeitsamt und erzählte von der Idee. Es ver-

mittelte ihm ein Existenzgründerseminar. Dort wurde er auf Unternehmer geschult. Wir haben an dem Unternehmerkonzept so gearbeitet, daß es unser gemeinsames geistiges Kind wurde [...] mein Mann [leitet] den Betrieb, ich mache die Buchführung – und wir leben glücklich und zufrieden.«

Im Arbeitsbereich mußte Ostdeutschland 30 Jahre westdeutsche Rationalisierung überspringen und in kürzester Zeit nachholen. Dies gelang kaum einer Firma. Die Folge: gigantische ›Freisetzung‹ von Arbeitskräften. 92 Prozent der Wirtschaft wurde still gelegt.

Und: Westdeutsche Wirtschaftsleute dachten kaum daran, bei den »Brüdern und Schwestern« im »einig Volk« Produktionen aufzubauen. Sie erweiterten ihre Umsätze, indem sie ihre Westprodukte in den Osten transportierten und dort verkauften. Dadurch fiel das Land auf einen fast vorindustriellen Stand der Produktivität zurück. Als kurzatmiger Ersatz dafür dienten die Milliarden, die in die Infrastruktur flossen (Straßenbau, Eisenbahn, Behörden u. a.).

Wenn man sagt, der Osten hinge am Tropf des Westens, muß auch gesagt werden, daß dieser das Land allzu schnell und wenig vorausschauend umstrukturierte. Der Westen nahm sich zunächst einmal Vorteile.

Der Schwager von Heidi Pietsch arbeitete in der Sanierungsgesellschaft seines ehemaligen Betriebes. Er mußte nun das, was er in 20 Jahren aufgebaut hatte, wieder abreißen. »Das ist das Schlimmste, was mit Menschen gemacht wird,« sagt Heidi Pietsch. »Die Geräte, die sie Tag und Nacht gewartet hatten, mußten die Beschäftigten nun selbst zerstören.«

»In der Nachwende-Zeit wünschte ich mir ein besonneneres Vorgehen und eine klügere politische Entwicklung,« reflektiert Birgitt Heinicke. »Man hätte die Betriebe mehrere Jahre am Leben erhalten müssen – und können. Vor allem die Produktion in Richtung Osteuropa mußte aufrecht erhalten bleiben [...].

Es durfte keine so plötzliche große Arbeitslosigkeit entstehen.«

Stichwort: Abstieg. Ein Taxifahrer berichtet, daß er bis vor zwei Tagen einen LKW fuhr [1998]. Die Bedingungen waren äußerst schwierig. Die Bezahlung weit schlechter als vor der Wende. 1800,00 DM brutto. Statt acht Stunden standen 12 bis 13 Stunden Arbeit pro Tag an. Alle Spesen wurden extra berechnet, waren also nicht auf das Arbeitslosengeld anrechenbar. Seine Frau hat zwei Facharbeiter-Abschlüsse, die sie nach der Wende nicht mehr nutzen kann. Sie putzt nun die Schule.

Stichwort: Flexibilität. Sie wurde 1989 im Osten zwangsweise verordnet. Viele Menschen spielen heute eine neue Rolle. Der Mathematiker und Verlagslektor wird zum Ministerpräsidenten. Die Biologielehrerin zur Umweltministerin. Die Lehrerin zur Kulturdezernentin. Die Fürsorgerin zur Betreiberin eines kleinen Hotels.

Sie alle sind Quereinsteiger.

Der Leiter des Bauhauses ist der einzige der Interviewten, der schon vor der Wende Leiter der gleichen Institution war.

Fragen

Gebaute Umwelt. Bis Mitte der 70er Jahre scheint es in der DDR kein Gefühl für die gebaute Umwelt und für Ästhetik im Alltag zu geben. Das hat mit gnadenloser Funktionalisierung zu tun. Ein ganzes Volk derart von der Wirkung ästhetischer Phänomene abzuschotten, birgt eine Grausamkeit in sich, die mit der Reduktion sinnlicher Wahrnehmungsmöglichkeiten im Gefängnis zu tun hat.

»Platt – platter geht's nicht!«

»Ganz Wolfen hat seine Datsche draußen. Am Wochenende findet man keinen auf der Platte.«

Kann das Ergebnis von 40 Jahren Städtebau sein, daß die Bewohner am liebsten an einem anderen Ort leben wollen?

Welche Antworten auf diese Frage hatte der Westen? Ist dort vieles wirklich anders?

Wie sieht eine Perspektive aus?

Konfektion oder eine differenzierte konkrete Umwelt?

Die innere Mauer. Viele Stimmen sagen: In der DDR-Zeit waren die Menschen offener zueinander. Man hatte nichts zu verbergen. Jeder besaß in etwa das gleiche Geld und die gleichen Möglichkeiten. Jetzt gibt es Unterschiede. Jetzt haben viele etwas voreinander zu verstecken. Sie gehen nicht mehr so offen und spontan miteinander um. Sie vertuschen.

Pia Albrecht erlebt, wie Menschen dicht machen – aus Angst, ausgenutzt zu werden. »Gleich nach der Wende kam die Phase: Wir wurden übers Ohr gehauen. Aus den alten Bundesländern erschienen Leute, die uns das Fell über die Ohren zogen. Diese Erfahrung war einschneidend. Daher kommt jetzt rasch der Gedanke: Ich könnte ausgenutzt werden. Diese Skepsis dehnt sich aus – auf jedweden Menschen.«

Sie spricht von einer neuen Mauer, die Menschen voreinander aufbauen – eine innere Mauer. »Auch ich wurde distanzierter. Früher habe ich immer viel erzählt. Dann wurde ich zurückhaltend. Jetzt erzähle ich nur noch ausgewählten Leuten etwas über mich persönlich.«

Dieter Hegner setzt noch eins drauf: »In meiner Gaststätte haben sich die Gäste immer total frei unterhalten. Die Diskussionen waren früher fast freier als heute. Jetzt muß man mit Sicherheit seinen Mund mehr halten als früher.

Ich bin ein angesehener Zeitgenosse – seit ich gelernt habe, meinen Mund zu halten. Zur DDR-Zeit habe ich ihn nicht gehalten.«

Von oben – von unten? Kam die kulturelle Bewegung zum Beispiel in Form der Zirkel von oben, um auch den letzten propagandistisch einzufangen? Oder wurde ein uraltes Versprechen der sozialen Bewegung auf kulturelle Teilnahme für jedermann auf die Schiene gesetzt? Oder fanden die Leute

in den Betrieben gern über die kulturellen Zirkel Kontaktmöglichkeiten und sinnhafte Freizeit miteinander?

Drei unterschiedliche Fragen. Monokausale Erklärungen laufen am Tatbestand vorbei. Selbst wenn oben ein propagandistisches Motiv vorherrschte, haben die Menschen häufig die Gelegenheiten produktiv für sich selbst genutzt.

Babette Paede erzählt: »Seit früher Jugend bin ich in einem Zirkel, der ›Schreibender Arbeiter‹ hieß. Er gehörte zum Betrieb. Seit der Wende tragen und organisieren wir uns selbst.«

Wenn nicht schon in der DDR-Zeit mit dem Zirkel existentielle Fragen verbunden gewesen wären, hätte wohl kaum das Bedürfnis bestanden, diesen Zirkel auch nach 1989 weiterzuführen.

Zum Tatbestand gehört, daß es eine Breite an Kultur in den Betrieben gab. Künstler hatten eine Fülle von Aufgaben und ökonomischen Möglichkeiten. Eva Löber – als aktive Frau im Widerstand des Schorlemmer-Kreises in Wittenberg gewiß unverdächtig – berichtet, welches Spektrum sie im Kulturhaus des Stickstoffwerks Piesteritz hatte. »Dort waren die Bedingungen für die kreative künstlerische Arbeit ziemlich gut. Das Werk setzte viele Mittel ein, um ihren Werktätigen die Möglichkeit zu geben, nach der Arbeit kreativ zu sein.« Sie übernahm die kulturelle Betreuung von 21 Gruppen im Stickstoffwerk. Von 500 Werktätigen.

Diese Tatbestände lassen nachdenken über das, was verloren ging und was heute eine boomende westliche Wirtschaftsgesellschaft nicht einmal ansatzweise leistet.

Und danach? Können 30 Fernsehprogramme die eigene schöpferische Tätigkeit ersetzen?

Welt-Bilder. Die Lebensmuster konstituieren sich heute für viele Menschen völlig anders als vor 1989.

»Das Umdenken ist schwer,« seufzt Siegbert Elze. »Du lebst 40 Jahre in einem System: mit einem Geflecht von Gesetzen

und Verordnungen und Lebensweisen. Und dies alles soll sich von heute auf morgen ändern – total?«

»Man kommt von einer ermüdenden Stagnation in eine ermüdende Dynamik,« ist die Erfahrung von Dirk Manzke in Dessau.

Der ungarische Schriftsteller György Dalos faßt die Unterschiede in ein Bild: »War der Kommunismus ein kafkaesker Alptraum des überall anwesenden Staates, so wirkt der demokratische Staat für viele wie eine Chimäre, die der Gesellschaft langsam den Rücken kehrt.«

Auch die Bewertungsmuster haben sich verändert. Am schwierigsten war es für die Menschen, die eingefahrene Muster hatten. Aber sind dies nicht stets in allen Gesellschaften die Mehrheiten?

Manche sind in der Lage, jeden Schwenk zu machen – meist mit großer Leidensfähigkeit, oft aber auch aktiv.

Wie wichtig sind die Rahmenbedingungen für die unterschiedlichen Verhaltensweisen?

Das DDR-System war ein durchgefeiltes System mit einem weitgehend geschlossenen Weltbild. In dieser Diktatur gab es auch andere, informelle Ebenen, die eine Wirklichkeit und Wichtigkeit besitzen.

Die jahrhundertelange Tradition, geschlossene Weltbilder zu formulieren, wird erst mit der Pluralisierung der Gesellschaft aufgebrochen. Zu einer Pluralisierung der Gesellschaft haben zunächst viele einzelne Menschen beigetragen.

Die ideologische Enge der DDR-Zeit, die keinen Pluralismus zuließ, wird nach der Wende von nicht wenigen im Westen und im Osten mit umgekehrter ideologischer Enge beantwortet, die den tatsächlichen Pluralismus der Gesellschaft nicht wahrhaben wollen.

Kultur als Struktur? Ich fand im Osten viele Menschen mit einer fundierten humanistischen Bildung und einer tiefen Liebe zu klassischer Musik, bildender Kunst, Literatur und

Theater. Sabine Wieck hörte später oft das Gegenteil und fragt sich: »Manchmal wird gesagt, DDR-Schüler wären kulturlos erzogen. Das verstehe ich nicht. Gewiß, wir waren abgeschirmt, und wir hatten ein eingeengtes Weltbild. Und es gab nicht die Fülle wie im Westen. Aber wenn wir uns mit etwas beschäftigten, dann viel intensiver.«

Kultur im weitesten Sinne war in den 40 Jahren des DDR-Systems sowohl ein Fundament der Erziehung als auch ein Refugium – »eine schöne Nische,« stellen Sabine Wieck und Ingeborg Arnold fest.

Kultur ist nicht denkbar ohne Freunde.

Die Menschen diskutierten darüber, was sie im Theater sahen. Sie machten sich gegenseitig auf Ereignisse aufmerksam. In einer Welt, in der Konsum keinen Stellenwert hatte, waren eine Ausstellung, ein neues Buch, ein Theaterbesuch Ereignisse.

Auch Reinhard Höppner weist auf diese kollektive Form der Kulturaneignung hin. »Es gab ein wichtiges Prinzip in den Gruppen und Gesprächskreisen: Bücher, vor allem Westbücher, waren nie Privatbesitz. Es galt die Regel: Weiterreichen! Heute werden zehn Bücher auf dem Markt gekauft und bestenfalls einer liest sie – alle anderen stellen sie in den Bücherschrank. Bei uns war es umgekehrt: Eins wurde gekauft und zehn Personen lasen es.

Wir hatten eine Kultur, die nun verschwunden ist. Wir lasen Bücher und sprachen darüber. Heute spricht man über die Rezensionen, denn die Bücher selbst hat man nicht gelesen.«

Alte Werte = neue Werte? Die Interviews geben Hinweise zum Nachdenken darüber, ob neben der Individualisierung noch etwas anderes notwendig ist – für eine Gesellschaft der Zukunft und die Lösung ihrer gravierenden Probleme.

Die Frage stellt sich: Wie können Menschen im Osten die Werte, die sie in ihrer Vergangenheit gelernt haben, nicht

vergessen, sondern nun in die gemeinsame Gesellschaft einbringen?

Denn Individualisierung bedarf dringend der Ergänzung durch kooperatives Verhalten. In dem Jahrtausend, das bereits begonnen hat, spielen Teamarbeit und Kooperation eine weit wesentlichere Rolle als in früheren Zeiten.

Der Mythos der Wende. In diesen Gesprächen haben auf mich am stärksten die Impulse der Menschlichkeit gewirkt.

In der langen Geschichte der Kriegergesellschaften blieben erstaunlich viele Bücher der Philosophen und Erzählungen der Dichter bestehen, die nichts mit Gewalt zu tun haben, aber die Spiegel von einfachen menschlichen Regungen sind.

So könnte der positive Mythos der Wende die Absage an die Gewalt sein.

Das gewaltlose Leben.

Die Gewaltlosigkeit bringt eine zivile Gesellschaft zustande, die in der Lage ist, mehr menschliche Werte zu entwickeln.

Unter diesem Aspekt könnten die Formen neuer struktureller Gewalt durchleuchtet werden, die sich nach der Wende nicht wenig breit machen.

Als Impuls, die sozialkulturellen Werte einer zivilen Gesellschaft weiter zu entwickeln. Auch dafür bietet dieses Buch Dokumente – formuliert von Betroffenen.

Insgeheim steckt darin auch eine Perspektive. Sie wird uns von zumindest einem Großteil dieser 41 Menschen nahegelegt.

Ein selbstgesetzter Maßstab.

Selbstbewußtsein. Die mentale Lage im Osten ist von Zerrissenheit geprägt. Viele schwanken zwischen Selbstaufgabe und verbittertem Trotz.

Manche der spannendsten Kräfte haben nach der Wende nahtlos an ihre Tätigkeit angeschlossen: Öffentliche Auf-

gaben übernommen und entwickelt. Aber viele haben sich in den Winkel zurückzogen oder sind kaum mehr auffindbar. Das könnte auch daran liegen, daß jetzt die Brisanz der provozierenden Reibung nicht mehr da ist.

Ich frage mich: Warum vergegenwärtigen sich die Menschen aus den Bürgerrechtsgruppen im Osten so wenig, was sie geleistet haben?

Thomas Steinberg formuliert diese Frage noch radikaler: »Das Ganze war zu dreiviertel eine vollendete Revolution. Für Deutschland eine ganze Menge. Das spielt aber im Bewußtsein der Ossis keine Rolle. Ich verstehe nicht, daß man nicht sagt: Wir haben einen Staat zusammenbrechen lassen – einfach, indem wir die Arme verschränkt haben. [...]

Die Leute haben sich hingestellt, die Arme verschränkt und gesagt: Mit euch spielen wir nicht mehr mit! [...]

Die Chance war einmalig. Wann wird einem das schon in der Geschichte geboten, daß die alte Macht abserviert und einfach verschwunden ist? Und ich kann jetzt diesen ›Laden‹ völlig selbstbestimmt aufbauen. [...]

Aber das ist einfach nicht genutzt worden.«

Warum sind viele Menschen so zaghaft in einer Gesellschaft, die nicht wenig vom alten Kriegergeist durchsetzt ist, so zaghaft, diesen welthistorischen Impuls – zwar unter ganz anderen Bedingungen – weiterzuverfolgen?

Wer heute nach Wittenberg kommt und nichts von den Geschehnissen um 1989 weiß, könnte sagen: Eine nette Kleinstadt.

Er könnte aber auch lernen, zu sehen, daß das Kleine nicht klein bleiben muß.

1 Dank dem Unsichtbaren, der den Geistesblitz zu diesem Buch aussandte. Und Dank an Birgitt Heinicke, die durch Rat und Unterstützung dazu beitrug, es zu verwirklichen.
Dank vor allem den Menschen, die mir so bereitwillig und engagiert ihre Erfahrungen, Gedanken und Gefühle mitgeteilt haben.

2 Janne Günter: *Leben in Eisenheim.* Weinheim 1980; Janne Günter: *Mündliche Geschichtsschreibung. Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte.* Mülheim a. d. Ruhr 1982.

3 Janne Günter, 1982, S. 6–7.

4 Lutz Niethammer (Hg): *»Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet.* Berlin/Bonn 1986, S. 19.

5 Jedes Interview liegt in einer transkribierten Fassung vor. Es wurde redigiert. Die Interviewten konnten, wenn sie wollten, streichen, korrigieren, ergänzen. Platzmangel und Lesbarkeit führten dazu, daß dieser Text zur vorliegenden Fassung gekürzt und nochmals redigiert wurde. Dabei wurde streng darauf geachtet, in den Sinn der Aussage nirgendwo einzugreifen.

6 Richard Grathoff: *Milieu und Lebenswelt.* Frankfurt am Main 1989. Siehe darin vor allem die Einführung: Alfred Schütz (1899–1959): Leben und Werk.

7 Ulrich Beck; Ulf Erdmann Ziegler: A*usflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben.* München 1997.

8 Norbert Elias: *Der Prozeß der Zivilisation.* 2 Bände. Frankfurt am Main 1976.

9 Es handelt sich hier um ein Zitat aus der nicht gekürzten Form des Interviews.

10 Kurt Mazur, der international angesehene Leipziger Dirigent, beschwor die Staatsführung, keine Gewalt anzuwenden.

11 Historiker und Philosoph. Seit 1985 Institutsdirektor an der Akademie für Geschichtswissenschaften beim ZK der SED. 1990 gründete er das Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS), das sich vor allem mit Transformationsforschung beschäftigt.

12 Zum SED-SPD-Papier: »Am 10. Februar [1985] fand im westdeutschen Freudenstadt die vierte Gesprächsrunde zwischen der SPD und der SED statt. 1983, nach dem Nato-Raketenbeschluß, hatten beide Parteien ihren Dialog begonnen. Erstmals durfte auch Reißig an dieser Runde teilnehmen. Bevor sie in der Nacht in den Zug stiegen, kauften die Akademieprofessoren 20 Exemplare des *Neuen Deutschland,* in der die Rede von Gorbatschow gedruckt stand, die er als neuer Generalsekretär gerade auf dem Parteitag

der KPdSU gehalten hatte. Sie lasen die Rede sofort und Reißig stellte erschrocken fest, daß eine Passage seiner Rede für Freudenstadt, die er noch niemandem gezeigt hatte, mit einer bei Gorbatschow fast identisch war. Daß es einen Wettbewerb der Systeme gebe, der offen sei, bei dem im friedlichen Wettstreit jede Seite ihre Vorzüge entwickeln müsse und auch die Menschenrechte eine Rolle spielen. In der DDR war das politischer Sprengstoff.
Reißig also hielt in Freudenstadt seinen Vortrag, und als er fertig war, war es erst einmal still. Dann sprach Erhard Eppler, einer der führenden Sozialdemokraten, fast atemlos, von einem ›kühnen Vortrag‹, den er so ›noch nicht gehört‹ habe. Danach schlug er vor, das doch mal aufzuschreiben und fragte, ob das auf der SED-Seite nicht Reißig machen könnte. Damit begann die Geschichte des Dialogpapiers von SED und SPD.
Da bei den Gesprächen im Schwarzwald auch Journalisten dabei waren, erfuhr die bundesdeutsche Öffentlichkeit vom ›kritischen SED-Professor‹. Fortan galt Reißig als einer der führenden Reformer in der SED.« (Jens König, *taz* 23./24. Mai 1998).

13 Wie Anm. 12.

Kirche und Widerstand

Werner Krusche: »Ich denke, heute haben wir eine Reformation nötig, die ganz tiefgreifend sein wird.«

Der Vater wächst in einer pietistischen Familie in Schlesien auf und wird dort zum Prediger ausgebildet.

»Im Erzgebirge ist die Erweckungsbewegung, die sich in den frühen 20er Jahren ausbreitete, heute noch spürbar. Das bekam ich als kleiner Junge mit.«

Werner Krusches Mutter stirbt, als er ein Jahr alt ist.

Er wird von Frauen erzogen, von der Patentante, der Großmutter und anderen Tanten.

Pietistisches Umfeld. »Den pietistischen Hintergrund habe ich bis heute. Ich verdanke ihm viel, obwohl ich mich von manchem gelöst habe. Denn ich spürte auch seine Enge.

Die Vorstellung vom ›inneren Menschen‹ mit seinem persönlichen Verhältnis zu Christus kommt stark von dem evangelischen Mystiker des 18. Jahrhunderts Gerhard Tersteegen[1]: die Einkehr in die Tiefe.

Wir beten jeden Morgen den schönen Vers aus einem seiner Lieder: ›Du durchdringest alles. / Laß Dein schönstes Lichte / Herr, berühren mein Gesichte. / Wie die zarten Blumen / willig sich entfalten / und der Sonne stille halten, / laß mich so, still und froh / Deine Strahlen fassen / und Dich wirken lassen.‹

Das sind meine Wurzeln.«

Zwischen zwei Welten. »Zwei Linien gab es für mich: der begeisterte Soldat und der entschiedene Christ.«[2]

Werner Krusche will Lehrer werden und später Offizier. Die Kommission lehnt ihn ab, weil der Vater nur Gefreiter war und dazu Österreicher. »Das war für mich ein unglaublicher Schlag.«

Die Begeisterung für Hitler kann er nicht verstehen. »Ich habe damals Gedichte geschrieben. Darin kommt der Führer nie vor, aber Deutschland und die Fahne und der Tod fürs Vaterland. Das war unsere Jugend und Walter Flex unser Evangelium: sein Buch ›Wanderer zwischen beiden Welten‹.«

Doch der pietistische Hintergrund ist stärker: 1936 entscheidet er sich, Theologie zu studieren.

»Und trotzdem wollte ich Soldat sein.«

Ganz zwiespältig.

Zerfetzt. Er wird Soldat und kommt nach Polen. »Das erste Erlebnis: An einem Morgen gibt es einen ohrenbetäubenden Knall, eine Ju 52 ist abgestürzt.

Ich sah die ersten Toten.

Zerfetzt.«

Ende des Traums vom schönen Soldatentod.

Im weitgehend eroberten Frankreich bildet Werner Krusche Fahnenjunker aus. »Aber ich dachte: Ein deutscher Mann kann nicht daheim bleiben, er muß an die Front.« Daher meldet er sich freiwillig nach Rußland.

Flak. Russische Panzer. Russen in Scharen. Duell mit einem Granatwerfer.

Beide Hände sind zerfetzt.

»Mein erster Gedanke: Du kannst nicht mehr Geige spielen.

Ich konnte gut spielen.

Am Mittelfinger guckte noch der Knochen raus.«

Ein Jahr Lazarett.

»Als ich einmal in den Garten herausgetragen wurde, hörte ich jede Minute einen Schuß. Ich fragte den Arzt.

Antwort: ›Da werden Juden erschossen.‹

Da wußte ich zum erstenmal, was los war. Ich kriegte nur einen einzigen Satz heraus: ›Das kann doch nicht sein!‹

Antwort: ›Das ist Ungeziefer.‹

So etwas sagte der Arzt, der mich sehr sehr gut behandelte.

Ein Schock für mich.«

Werner Krusche wird »immun gegen den Nationalsozialismus.«

Sprengen? Der Verletzte wird als Hauptmann entlassen – zum Theologiestudium.

Leipzig im Wintersemester 1943.

»Meine Uniform wollte ich unbedingt anbehalten. Ich durfte als Studienurlauber zur Universität gehen. In voller Montur studierte ich Theologie.«

Fliegerangriff.

Die Universität ist zerstört.

Professoren und Studenten weichen aus: nach Wittenberg.

»Donner vom Osten. Und vom Westen.

Befehl: ›Krusche, Sie verteidigen Wittenberg!‹

Mit 200 Verwundeten?

Keiner wollte mehr.

Und ich sollte den Turm der Schloßkirche sprengen.«

Die Schloßkirche? Das ist die Predigtkirche von Martin Luther. Die Stätte, an der er seine Thesen angeschlagen hatte. Diese Kirche sprengen?

Der Befehl wird über Nacht zurückgenommen. Am nächsten Morgen dürfen die Leute »gehen, wohin sie wollten.«

Bethel. Werner Krusche studiert weiter: in Bodelschwinghs protestantischem Dorf Bethel mitten in der Auffaltung des Teutoburger Waldes vor dem westfälischen Bielefeld.

»Wir waren wie Schwämme. Geistig ausgetrocknet. Wir haben gearbeitet. Herrlich! Großartig!«

Er wird Hochschulassistent bei Prof. Edmund Schlink in Bethel. Als dieser nach Heidelberg berufen wird, nimmt er Krusche mit.

Stipendium beim Ökumenischen Rat. Doktorarbeit über den Schweizer Reformator Calvin.

Göttingen.

Heirat.

Weg in den Osten. Werner Krusche gehört zu denen, die 1954

einen ungewöhnlichen Weg gehen: Er überquert die Grenze nach Osten – wechselt von der Bundesrepublik in die DDR.

Der Bischof von Sachsen hatte dazu aufgerufen: Wer aus Sachsen kommt und im Westen Theologie studiert, möge zurückkehren – das Land brauchte ihn.

Etliche junge Theologen folgen der Bitte.

»Es war eine sehr schwere Entscheidung.« Werner Krusches Frau ist herzkrank. Das Paar hat ein Kind von eineinhalb Jahren.

»Ich denke, es war eine Entscheidung aus Glaubensgehorsam. Ich kann nicht predigen: ›Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes!‹ und dann dort bleiben, wo es mir am besten geht.

Ich kam als ein ausgesprochener Antikommunist.

Dieses Bild wurde bestärkt durch die Angriffe auf die Kirche, die 1953 einen Höhepunkt erreichten: Die diakonischen Einrichtungen wurden enteignet.«

Viereinhalb Jahre ist er Pfarrer in Dresden.

Glaubenskrieg. »Unvergeßlich ist für mich ein Augenblick im Jahr 1954. Ich stand vor einer Litfaßsäule und las: ›Aufruf zur Jugendweihe!‹ Es war klar, daß das gegen die Konfirmation ging, obwohl dort zu lesen war, daß jeder teilnehmen könne, auch wer kirchlich gebunden sei.

Die Jugendweihe gab es in keinem sozialistischen Land, nur in der DDR.

Für den Kommunismus war die DDR in gewisser Weise eine Ersterfahrung, denn erstmals begegnete der Staat einer großen protestantischen Kirche. 80 Prozent der Bevölkerung waren Protestanten. Hinzu kam, daß die Kirche im Dritten Reich gelernt hatte, Widerstand zu leisten.

Später mußte ich dem Staatssekretär immer wieder klarmachen: ›Sie treffen hier eine andere Kirche an als die orthodoxe. Messen Sie uns bitte nicht dauernd an ihr! Die orthodoxe ist eine Kultkirche und wir sind eine reformatorische Predigerkirche – ein großer Unterschied.‹

Richtig ist eines: Es muß im Leben eines Christen einen Punkt geben, wo es zum Bekenntnis kommt. In dieser Situation, als es um die Jugendweihe ging, hatte die Kirchenleitung den *status confessionis* ausgerufen: den Punkt des Bekennens.«

Die Kirche ruft die Eltern dazu auf, sich zum christlichen Glauben zu bekennen und als Zeichen dafür ihre Kinder zur Konfirmation und nicht zur Jugendweihe zu schicken.

»Aber die Gemeinden folgten dem Aufruf nicht. Die schwächste Stelle der Kirche sind die Eltern. Wenn es um das Fortkommen ihrer Kinder geht, sind sie zu Opfern auch des eigenen Gewissens bereit.

Diese Erfahrung war so schockierend für die Kirche, daß wir nie mehr gewagt haben, so etwas zu wiederholen.

Wir mußten nun einen Schritt nach dem anderen zurückweichen.

Damals ist die Volkskirche kaputtgegangen.«

Frei und geheim. 1958 wird Werner Krusche Direktor des Predigerseminars Lückendorf in der Oberlausitz. Acht Jahre lang. »Die Wahlen waren jedesmal ein Problem für uns Pfarrer. Lückendorf war ein kleiner Ort mit 600 Einwohnern und 300 Wahlberechtigten. Wenn wir nicht zur Wahl gingen, dann war das ein Prozentsatz, der in der DDR einmalig war. Vor der Wahl kamen immer Funktionäre vom Rat des Bezirks zu uns. Wir diskutierten.

Aber wir gingen alle nicht zur Wahl.

Viermal am Tag standen die Wahlhelfer vor meiner Tür – mit einem Pappkarton. Der Lehrer und der Hausmeister waren dabei. Nette Leute.

Ich sagte: ›Diese Wahlen sind weder frei noch geheim. Denn frei heißt: Ich kann gehen oder nicht. Und Sie wissen ganz genau, wenn einer nicht geht, wird er am Montag gefragt, warum er nicht gegangen ist. Und geheim sind die Wahlen auch nicht.‹«

Sozialisierung der Landwirtschaft: Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) entstehen.

»Eine Gruppe von Studenten der Technischen Universität Dresden hatte die Aufgabe, Tag um Tag die Bauern zu bearbeiten. Die Bauern trauten sich nicht mehr aus ihren Häusern.

Das Schlimme war, daß die DDR die Freiwilligkeit der Leute wollte. Wir wehrten uns nicht gegen die Sozialisierung als solche. Sie war in gewisser Hinsicht notwendig. Die kleinen Bauern lebten davon, daß noch eine Großmutter auf dem Hof war, die kochte, die Sachen flickte und die Kühe melkte, während die andern auf dem Acker waren. Die jungen Leute dachten nicht daran, das weiterzumachen.

Wir protestierten gegen die Art und Weise, wie sie vorgingen, und zwar öffentlich. Die Leute mußten unter psychischem Druck unterschreiben, daß sie diesen Schritt freiwillig taten.«

Zum Schluß sind vier Bauern nicht in die LPG eingetreten.

Gegen sie wird eine Volksversammlung einberufen.

»Ich ging hin. Der Saal war schon besetzt von Arbeitern, die aus Zittau mit Bussen eingeschleust waren, so daß die Ortsbewohner nicht reinkamen.

Vorne saßen drei dieser Bauern mit ihren Frauen.

Ich setzte mich an ihren Tisch.

Ein Bauer fehlte.

›Er muß geholt werden! Wer ist bereit?‹

Ich rate Ihnen: ›Nehmen Sie Abstand davon. Ich halte das für unmenschlich, was Sie hier machen. Ich bin aber bereit, morgen mit dem Ehepaar zu sprechen.‹

›Gefühlsduselei!‹

Sie fuhren sofort hin.

Das Bauernehepaar hatte sich verbarrikadiert und ließ niemanden herein.«

Bischof. 1968 wird Werner Krusche an die Hochschule in Leipzig als Dozent berufen.

Er erlebt, wie die mittelalterliche Universitätskirche gesprengt wird.

»Ich galt als einer der Rädelsführer der Leute, die dagegen protestierten, und hätte sicher einen Prozeß bekommen, wenn ich in dieser Zeit nicht gerade zum Bischof gewählt worden wäre.«

Im selben Jahr marschieren russische Truppen in die ČSSR ein.

Werner Krusche wird Bischof in Magdeburg.

Bei seiner Einführung im Dom darf niemand aus dem Westen einreisen. »Wir waren absolut isoliert.«

Friedrich Schorlemmer kommt mit einer Gruppe von Studenten. Mitten im Gottesdienst enthüllen sie ein Plakat. »Ein Jahr vorher [1967] hatte ich in Wittenberg einen Vortrag gehalten: ›Die Reformation geht weiter.‹ Und jetzt stand auf dem Plakat der Studenten: ›Die Reformation geht doch weiter, Herr Bischof!‹ – Mehr nicht.

Ich nahm in der Predigt darauf Bezug.

Vorn im Dom saßen die Staatsvertreter – mit eisernen Mienen.«

Friedrich Schorlemmer und die Studenten drücken dem neuen Bischof einen Brief in die Hand mit der Bitte, bald mit ihnen zu sprechen.[3]

Antrittsbesuch beim Staatssekretär für Kirchenfragen Hans Seigewasser [4]. – Er fragt den neuen Bischof: ›Was für eine Vision von Kirche haben Sie?‹

›Ich möchte gern, daß wir eine Kirche werden, die nicht dem entspricht, was in der marxistischen Dogmatik steht. Ich möchte, daß wir eine Kirche werden, die es nicht mit den Mächtigen hält.‹«

Die Antwort: eine lange Funkstille.

Und Bischof Krusche darf nicht mehr ausreisen.

Das Kleine, das nicht klein ist. 1981 entsteht im Dom von Magdeburg und in anderen Kirchen eine brisante Veranstaltungs-

reihe: die wöchentlichen Friedensgebete. Andere Gemeinden folgen.

»Es waren kleine Kreise. zehn bis zwölf Leute. Aber sie hielten durch. Von den Friedensgebeten gingen die großen Demonstrationen aus.«

Lutherjahr 1984 mit der Devise ›Vertrauen wagen!‹

Sieben große Kirchentage in der DDR: zusammen 250 000 Menschen.

»Die Bewegung in Wittenberg um Schorlemmer hat in jeder Weise bewußt an die frühe Reformation angeknüpft.«

In Wittenberg läßt Friedrich Schorlemmer als Symbol ein Schwert umschmieden: zur Pflugschar.

»Unsere jungen Leute aus der Kirche riefen in der ersten Novemberwoche die Friedensdekade aus. Viele Menschen dachten zehn Tage über Frieden nach, beteten und hielten Gottesdienste. Dies führte dazu, daß Leute auf die Straße gingen – mit Kerzen.

Das war gefährlich.

Die Aktionen weiteten sich aus, bis in der *Welt* ein Artikel erschien.

Der Bußtag lag in der Mitte dieser Dekade. Um 13 Uhr sollten die Glocken läuten.

Und alle innehalten zum Gebet.

In der *Welt* stand: Glockenläuten zum Gebet oder zum Generalstreik.

Daraufhin mußten wir das Glockenläuten absagen. So hinderte die Presse uns oft daran, das zu machen, was wir wollten.«

Olof Palme ist für Werner Krusche und viele Menschen in der DDR eine wichtige vermittelnde Figur der Friedensbewegung zwischen Ost und West.

Die Ökumenische Versammlung *Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung* diskutiert, ausgehend vom Osten, auch im Westen.

»Alle Kirchen haben mitgemacht. Und die Gruppen. Dokumente entstanden, die zur *magna carta* der unblutigen Revolution wurden. Es gab drei Forderungen:

Erstens: Gerechtigkeit für die Armen.

Zweitens: Gewaltlosigkeit.

Drittens: ein neues Verhältnis zur Schöpfung – als einer Schöpfungsgemeinschaft, nicht mehr die Natur als Objekt des Menschen.

An diesem Punkt wurde theologisch etwas geleistet.«

Diese kleinen Bewegungen nehmen die großen Fragen der Zeit auf. Das erklärt einen Teil ihrer für viele Menschen gewaltigen Wirkungen.

Die DDR-Führung hat keine Sensibilität dafür.

1983 tritt Werner Krusche in den Ruhestand.

Im Laufe der 80er Jahre entstehen Ökogruppen – sie werden »scheel beobachtet«.

Offene Jugendarbeit in Halle-Neustadt.

Gorbatschow ist ab 1985 »Hoffnungsträger. Das wurde öffentlich ausgesprochen.

Chefideologe Kurt Hager sagt: ›Man muß ja nicht renovieren, wenn der Nachbar sein Zimmer tapeziert hat.‹

Aber in allen Synoden wurde mit der *Perestroika* argumentiert.«

Spannung. Das Leben der Kirchenleitung ist schwierig: hin- und hergezerrt von unterschiedlichen Ansprüchen, ständig mit neuen Fragen konfrontiert, auf die alte Antworten nicht mehr passen, in der Gefahr, Irrtümer zu begehen.

Und was da alles in mehreren Ebenen abläuft! Eine detektivische Arbeit, zu unterscheiden: Was ist richtig? Was ist falsch? Vor der Wende und auch noch nach der Wende, in einer Zeit, in der oft nahezu alles nicht untersucht, sondern instrumentalisiert wird.

»Nach der Wende untersuchten und kritisierten wir in drei Büchern unsere Haltung. Da kamen wir nicht in jedem

Falle gut weg. Und dann machten wir noch ein Buch über unsern letzten Konsistorialpräsidenten. Er war nicht nur IM, sondern auch Offizier im besonderen Einsatz der Stasi. Der Buchtitel *Spionage gegen eine Kirchenleitung*.

Wenn man die Stasiakten liest, sieht man: Es wurde gefährlich, wenn etwas öffentlichkeitswirksam war.«

»Die Friedensgruppen waren für die Kirchenleitung manchmal unangenehm. Aber die Kirchen boten ihnen Schutzraum. Ohne ihn wären sie, was sie leider vergaßen, abserviert worden und kein Mensch hätte mehr von ihnen geredet.

Aber – auf eine kurze Formel gebracht: Der Unterschied zwischen der Kirchenleitung und diesen Gruppen bestand darin, daß die Gruppen Konflikte inszenieren und wir Konflikte minimieren wollten.

Sie hatten den richtigen Gedanken – das muß ich rückwirkend sagen: Wir müssen in die Öffentlichkeit! Nur was öffentlich wird, ist wirksam.

Wir nahmen zwar in unseren Synoden zu allen öffentlichen Dingen Stellung, aber zu manchen zu leise. Zur Mauer haben wir nichts gesagt. Und zu Gerichtsurteilen auch nicht mehr viel. Die Basis demonstrierte in kleinen Gruppen.

Der Staatssekretär für Kirchenfragen sagte zu mir: ›Entschuldigen Sie, Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß das spontan ist. Die ARD war selbstverständlich bestellt – von Ihnen.‹

Es war spontan.

Die Gruppen hatten erkannt: Wir müssen auf die Straße.

Sie vollzogen den Schritt von der Meditation zur Aktion.

Damit zwangen sie die Kirchenleitung, sich vor sie zu stellen.

Ich mußte mich vor sie stellen.

Wir ließen keinen fallen. Wir verteidigten noch den, der uns am meisten Schwierigkeiten machte.

Dadurch wurden auch wir immer oppositioneller.

Und dann gingen die Gruppen mit ihren Aktivitäten noch einen Schritt nach vorn.

Das war kein abgekartetes Spiel. Im Gegenteil. Es war nicht gewollt. Aber im Rückblick war es so.«

Training in Demokratie. Die Kirche ist durch die Synoden »ein Feld von Demokratie«.

Außer der Thüringer Synode haben alle Synoden öffentliche Sitzungen. »Das ist Vorlauf für Demokratie. Es gab freie Diskussionen. Wir luden die Genossen ein. Sie waren die zuverlässigsten Synodalbesucher. Natürlich setzten wir sie so vorn auf ihre Ehrenplätze, daß sie nicht beobachten konnten, wie abgestimmt wurde.

Wie offen wurde da geredet!

Ich denke, dies kommt eher aus der reformierten Tradition als aus der evangelischen. Sie ist stärker demokratisch. Das synodale Prinzip hat sich nach 1921 durchgesetzt.

Und man kann uns nicht verstehen ohne den Vorlauf der ›Bekennenden Kirche‹ in der NS-Zeit. Hier übten sich Leute ein, offen und verantwortlich ihre Meinung zu sagen, und zwar ihre kritische Meinung – in Anwesenheit der Staatsvertreter – nicht zu schimpfen, aber zu sagen, was die Wahrheit ist, das war einfach großartig.

Kein Wunder, daß bei den Runden Tischen Kirchenleute den Vorsitz hatten. Es waren alles evangelische Christen.

Sie hatten den Vorlauf an demokratischen Methoden.«

Kritik. Werner Krusche kritisiert: »Bei der politischen Wiedervereinigung wurden enorme Fehler gemacht.«

Er wendet sich dagegen, »die DDR pauschal als Verbrecherstaat zu verurteilen.

Zu sagen, es war nichts Gutes daran, das läßt sich die Bevölkerung nicht gefallen. Es gab Verwundungen, als wir hörten, daß wir angeblich in einem Verbrecherstaat gelebt haben und lauter Versager waren. Es war ein großer psycholo-

gischer Fehler, daß man Menschen ihre Biografie kaputtmachte.

Da entstand hier plötzlich ein Wir-Gefühl, das vorher so gar nicht da war.

Wir waren Beitrittsgebiet – was für ein Wort! – und das waren wir auch kirchlich. Wir traten wieder bei. Auf kirchlicher Seite machte man die Wiedervereinigung mit der EKD analog der Wiedervereinigung im politischen Sinne.«

Blick in die Zukunft. »Wir müssen ganz vieles neu denken.

Bischof Christoph Lemke entwickelte eine Vision: Wir müssen nicht mehr Pfarrer der *stabilitas loci* [Ortsgebundenheit] haben. Sondern sie sollten immer mal eine Woche in dieser, mal in jener Gemeinde leben. Und Besuche machen.

Die Pfarrer sind ein elend verbürgerlichtes Volk.

Wir haben uns immer beklagt, daß wir die Situation der Arbeiterschaft nicht kennen. Jetzt hätten wir die Möglichkeit, die Unsicherheit der anderen mitzuerleben. Der Beruf des Pfarrers war der sicherste Job in der ehemaligen DDR.

Ich kenne viele Pfarrer, die sagen: ›Ich sitze in meinem Gemeinde-Kirchenrat. Die Mitglieder kennen mein Gehalt. Das ist wohl so hoch wie ein Lehrergehalt. Aber da sind von den acht Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenrates vier arbeitslos.‹

Ich denke, heute haben wir eine Reformation nötig, die ganz tiefgreifend sein wird.«

Predigten sollten eine neue Sprache entwickeln.

»In Dänemark erzählte mir neulich eine Pastorin von einer alten Frau, die im Krankenhaus zu ihr sagte: ›Es kann sein, daß ich hier sterbe. Aber das überlebe ich.‹

Ist das nicht glänzend?

Das ist Ostern auf weltlich.«

1 Gerhard Tersteegen (Moers 1697 – Mülheim/Ruhr 1769), evangelischer Mystiker, vom Pietismus bestimmte Innerlichkeit, zahlreiche Schriften und Kirchen-Lieder.

2 In: Friedrich Schorlemmer (Hg.): *Lebenswege. Gesprächsnotizen aus der Wittenberger Akademiereihe Kulturforum.* Magdeburg 1993, S. 27.

3 »Er war vier Wochen im Amt und kam nach Halle und redete mit uns. Das war ein neuer Stil.« Friedrich Schorlemmer, a.a.O., S. 22.

4 Hans Seigewasser (1905 – 1979), Staatssekretär für Kirchenfragen in der DDR.

Eva Löber: »Wenn ich die kirchliche Gruppe nicht gehabt hätte, wäre ich oft verzweifelt.«

Eine arme Familie mit sechs Kindern in der Oberlausitz, in Niesky, nahe der polnischen Grenze.

»Ich war von Anfang an darauf angewiesen, mir selbst zu helfen.« Eva Löber, Jahrgang 1950, kommt als einzige aus der Familie zur Hochschule. Nach Lehre und Berufserfahrung als Handweberin studiert sie das Fach Raumtextilien.

Wittenberg. Ihr Mann, Lothar Löber, erhält 1972 im Stickstoffwerk Wittenberg-Piesteritz Arbeit. Das Paar zieht um.

»Ich trampte mit einem LKW nach Wittenberg und bat den Fahrer, mich an irgendeiner kulturellen Einrichtung abzusetzen, um einen Praktikumsplatz zu finden.«

In ihrer Anlaufstation erhält sie eine Zusage: vom Leiter des Kulturhauses Maxim Gorki. Die Textilgruppe wird von einer erfahrenen älteren Frau geleitet. Als sie zwei Jahre später stirbt, erhält Eva Löber, inzwischen 24 Jahre alt, ihre Stelle.

Wohnungsnot: Das Ehepaar lebt im Kulturhaus in einem Zimmer unter dem Dach. Es hat nur einen Tisch, zwei Stühle und ein Sofa.

Im Industrievorort Piesteritz, in der Nähe des Werkes, erhalten Eva und Lothar Löber später eine Wohnung.

»Fast vier Jahre brauchten wir, um uns einzuleben. Kontakte fanden wir durch die Kirche. Als wir 1980 von Piesteritz fast ins Zentrum von Wittenberg in die Lutherstraße zogen, wurde unser Leben sehr lebendig.«

Kultur in der Fabrik. Die Zeit im Kulturhaus Maxim Gorki ist zunächst auf ein Jahr Praktikum begrenzt.

»Und dann fing ich im Kulturhaus des Stickstoffwerks Piesteritz an. Dort waren die Bedingungen für die kreative künstlerische Arbeit ziemlich gut. Das Werk setzte viele Mittel ein, um ihren Werktätigen die Möglichkeit zu geben, nach der Arbeit kreativ zu sein.«

Eva Löber übernimmt die kulturelle Betreuung von 21 Gruppen im Stickstoffwerk. Von 500 Werktätigen. Sie bringt Kultur in die Fabrik. Kultur ins Krankenhaus. Kultur in die Werksküche.

»Da die Menschen nicht zur Kunst kamen, habe ich sie dorthin geschafft. Und sie wurde beachtet. Es waren Bilder von Leuten aus dem Betrieb. Aber auch von Künstlern aus der Umgebung.«

Ihre eigenen künstlerischen Tätigkeiten weitet sie aus: auf die Gebiete Plastik, Fotografie, Malerei und Literatur.

Die Gruppe. In den 80er Jahren verändert sich ihr Leben. Sie kommt in den Friedenskreis, den Friedrich Schorlemmer 1981 in Wittenberg gründet und betreut.

Er hat seinen Versammlungsort im Predigerseminar, im vorderen Teil des Lutherhofes. »Ein wunderbares Haus, das wir uns nach und nach erschlossen: Kapelle. Clubräume. Es war für die Gemeinde weitgehend geöffnet.«

Der Kreis trifft sich regelmäßig: einmal im Monat zu festen Themen. Und wöchentlich nach dem Gottesdienst. Hinzu kommen selbstorganisierte Kulturveranstaltungen.

Solche informellen Gesprächskreise entstehen in den 70er Jahren in West und Ost. Sie sind eine neue Form des selbstorganisierten und hierarchiefreien Umgangs von Menschen. In Westdeutschland wachsen sie aus der Studentenbewegung. Im Osten darf man an die Zirkel in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts denken (Freundschaftsbewegung). Und in Wittenberg auch an die frühe Reformation: an den Freundeskreis um Martin Luther.

»Wir begannen, über die Gesellschaft nachzudenken.«

Der Kreis spricht über Literatur und über Bibeltexte, und diskutiert darüber, was in dieser Gesellschaft geschieht. »Warum gibt es soviel Frust? Warum ziehen sich Menschen in Nischen zurück?«

Die Gruppe ist, wie auch anderswo, ein emotionaler

Schutzraum. »Wenn ich die kirchliche Gruppe nicht gehabt hätte, wäre ich oft verzweifelt.«

Strafen. »Seit 1985 versuchte man, meinen Mann und mich aus den Arbeitsstellen zu drängen. Es gab eine Form, die Menschen an Stellen zu strafen, die mit dem, was sie getan haben, nichts zu tun hatten.

Wenn Menschen als nicht gesellschaftsfähig galten, weil sie in der Kirche aktiv waren, bekamen sie keine Genehmigung, Bekannte aus dem Westen zu Besuch zu haben. Oder sie erhielten im Betrieb keine Prämie. Oder sie wurden nicht Aktivisten.«

Eva Löber ist hochschwanger. Da beginnen die Schikanen.

»Der Leiter, den ich für unseren Plastikzirkel gewonnen hatte, war – wie sich herausstellte – bei der Staatssicherheit. Er hatte wohl den Auftrag, mir einen Strick zu drehen: mangelhafte Arbeitsvorgänge nachzuweisen – als Grund, mich zu entfernen. Drei Wochen, bevor ich in den Mutterschaftsurlaub ging.

Mein Mann vertrat mich in vielen Gesprächen, um mir die Aufregung zu ersparen. Das ganze Hin und Her zog sich über zwei Jahre hin.«

1984 hatte Eva Löber noch die Auszeichnung ›Aktivist der sozialistischen Arbeit‹ erhalten, aber schon ein Jahr später wird ihr die Fähigkeit abgesprochen, die Arbeit weiterzuführen. »Angeblich war ich nicht mehr tauglich und mit meiner Weltanschauung nicht auf der Höhe der Zeit, um die Leute anleiten zu können.«

Nach dem Mutterschaftsurlaub nimmt sie die Arbeit im Kulturhaus wieder auf. »Es war hart, weil sich die Kollegen in dieser schwierigen Zeit nicht trauten, zu mir zu stehen.«

Tote Bäume. In der Zeit nach 1985 erwacht bei vielen Menschen in der DDR das Bewußtsein für die Umwelt. Eva Löber holt aus Ungarn eine Ausstellung zu *Toten Bäumen*. Sie kommentiert sie: mit eigenen Gedichten.

Wenn Künstler aus dem »sozialistischen Ausland« – wie Ungarn – erscheinen, denkt sie, ist die Toleranz der Staatsorgane größer.

Aber die Ausstellung ist nur eine Woche zu sehen.

Der Parteisekretär ordnet an: Abhängen!

»Er sagte: Wir haben genug tote Bäume vor der Haustür. Wir müssen sie nicht auch noch ins Kulturhaus bringen.«

Happening 1983. In der Gruppe wächst das Bedürfnis, mit ihren Diskussionsthemen in die Öffentlichkeit zu treten. »Es war uns zu wenig, nur hinter Kirchenmauern Gedanken zu entwickeln. Wir wollten Überzeugung auch sichtbar machen.«

Dieser Prozeß beginnt 1983 im Umfeld des Wittenberger Kirchentages. Die Gruppe will den Lutherhof, einen gewaltigen historischen Ort, wieder beleben.

Sie gestaltet ein Fest – als eine Art Vorübung für den Kirchentag: mit Musik und Texten. Mit sebst gefertigten Linolschnitten. Und Theater zur Person Luther.

»Wir machten das kleinste reformationsgeschichtliche Museum der Welt: mit lauter ulkigen Sachen von Martin Luther. Eine Dorne vom Rosenstock aus Luthers Garten, ein Sargnagel. Viele nahmen das für bare Münze, denn bei uns mußten die Leute stets alles ernst nehmen.

Mit einfachen Dingen versuchten wir, etwas anders zu machen, als es sonst üblich war, um Aufmerksamkeit, Nachdenken und vielleicht auch Begeisterung entstehen zu lassen.

Zum Beispiel mit dem Selberbacken von Brot. Wir wollten unsere Freude am Selbermachen weitergeben. Daß jeder Mensch selbst etwas zustandebringt. Und daß er dies symbolisch einsetzen kann.

Es wurde spannend, als Armeeleute zu den Ständen kamen und unsere Linolschnitte betrachteten. Wir hatten Interesse, mit ihnen zu reden.«

Auf dem Kirchentag wiederholt die Gruppe dieses Fest im Lutherhof.

»Zwei Wochen vor Beginn des Kirchentages bekamen die Organisatoren Angst, daß die Stadtkirche für den Gottesdienst nicht ausreiche. Dann hieß es plötzlich: Könnt ihr nicht auch etwas in der Schloßkirche veranstalten?

Ich kann mich im einzelnen nicht mehr erinnern, wie die Idee entstand, ›Schwerter zu Pflugscharen‹ umzuschmieden. In unserer Gruppe gab es den Schmied Stefan Naue. Er bot an, die Idee zu realisieren. Zuerst schmiedete er das Schwert.

Damals wußten wir allerdings nicht, daß er die Absicht hatte, in den Westen zu gehen. Und daß er vielleicht hoffte, aufgrund dieser Aktion schneller nach draußen zu kommen. Das war für uns bitter. Denn wir wollten etwas anderes: ein Zeichen setzen. Es gab immer wieder Wermutstropfen.«

Zeichen und Symbole. In der Gruppe vertritt Eva Löber das Interesse an der Ästhetik. »Worüber wir sprachen, das begannen wir, künstlerisch sichtbar zu machen. Mit Linolschnitten machten wir den Gedanken des Frieden einprägsam.«

Beispiel: An einer Erdkugel hängen zwei Menschen – sie sind nur mit einem Faden miteinander verbunden. Wenn der eine den Faden abschneidet, fällt auch der andere.

Oder: In einer Gruppe marschierender Soldaten dreht sich plötzlich ein Soldat um und läuft mit einer Blume davon. Er will kein Gewehr mehr tragen.

Die Ausführung der Arbeit macht Eva Löber weitgehend selbst. »Ich zeichnete den Entwurf, übertrug ihn auf das Metall und ätzte den Stempel. Aber ich bezog viele Leute mit ein, die ebenfalls malten, so daß erkennbar war: Es gibt unterschiedliche Handschriften.

Wir erfanden sichtbare Zeichen und Symbole. Daran konnten die Leute unsere Gruppe erkennen.«

Seit 1986 hat Eva Löber eine kleine Werkstatt – im Haus gegenüber ihrer Wohnung. Sie fertigt Transparente und

Plakate an. Zum Teil mit Stempeln, die heute noch in ihrem Besitz sind.

»Da hockten wir viele und lange Abende lang und machten schöpferische Arbeit. Es war auch eine wunderbare Zeit.«

Gottes Feste. »Wir machten Gottesdienste – mit selbstgebackenem Brot.

Die Predigten, die Friedrich Schorlemmer hielt, spiegelten den Bezug zum Leben. Er legte die Bibeltexte so aus, daß sich Menschen darin wiederfanden. Und nicht nur sich, sondern auch die Gesellschaft.

Gottesdienste zum Wasser. Zu Bäumen. Wir entwickelten besondere Formen, um Themen sinnlich zu erfahren. Das Wort hatte eine Viertelstunde Zeit um zu wirken. Dann kam die Musik dazu. Die Augen sollten sehen und die Hände fühlen. Und die Nasen riechen. So wurde der Gottesdienst ein Fest.«

Die Gruppe macht auf das Wasser der Elbe aufmerksam, denn alle Abwässer Wittenbergs gehen ungeklärt in den Strom. Er ist eine stinkende Kloake. Sie stellt im Gottesdienst Elbewasser aus und sammelt symbolisch von jedem eine Mark – für ein Klärwerk, das gebaut werden soll.

Abhör-Botschaften. Die Wohnung in der Lutherstraße 45 liegt zu ebener Erde. »Wir dachten, da wird nicht abgehört, aber wahrscheinlich war es doch so. Unser Hauswirt sagte mir, daß an einem Sonntag, als wir beide unterwegs waren – ich im Dienst und mein Mann in der Synode – ein Unbekannter in unsere Wohnung kam. Er sagte, er müsse nach der Elektrik sehen. Sonntags?

Aber wir hatten keine Angst vor dem Abhören. Beim Telefonieren sahen wir uns nicht sehr vor. Für uns war es sogar eine Möglichkeit, uns mitzuteilen. Es gab ja sonst keine Gelegenheit, mit öffentlichen Vertretern ins Gespräch zu kommen. Wenn es im Telefon tickte, war dies für uns ein Zeichen, etwas rüberzubringen. So richteten wir uns in dieser Gesellschaft

ein und schöpften die Möglichkeiten aus. Wir waren so angstfrei, weil wir wußten, wir hatten ein Umfeld.«

Öffentliche Sprachfindung. »Im Gottesdienst im September 1989 war die Stimmung auf dem Siedepunkt: Weil viele junge Leute ausreisten. Wir suchten in der Gemeinde nach Wegen, wie wir mit dieser Situation umgehen konnten.«

Gemeindeversammlung. Überlegung: Machen auch sie Friedensgebete wie in Leipzig?

Am 2. Oktober wollen sie anfangen. Verschieben?

»Lassen wir den 7. Oktober vorbeigehen! Wir wollen nicht zu sehr provozieren.«

Der 7. Oktober ist ein sozialistischer Feiertag: Jahrestag der DDR-Gründung. Er wird in Wittenberg als Volksfest gefeiert. »Aber dieser 7. Oktober war furchtbar – ganz anders als früher. Wir spürten: Es ist am Brodeln.«

10. Oktober: erstes Friedensgebet.

Der große Raum ist überfüllt, auch die Emporen.

»Die Menschen konnten vor dem Mikrofon sagen, was sie bewegt. Wovor sie Angst hatten. Was sie verändern wollten. Es waren so viele Leute in der Kirche wie nie.«

Die Friedensgebete werden jeweils sorgfältig vorbereitet: jedesmal greift die Gruppe ein Problem der Stadt auf und stellt es konkret vor. Dieses Verfahren führt immer am Schluß zu einem konkreten Aufruf. Ein Beispiel dafür ist die Rettung der Cranachhöfe, die immer mehr verfielen.

»Innerlich waren wir zu dieser Zeit alle so aufgewühlt und so spannungsgeladen, daß wir überhaupt nicht müde wurden. Wir schliefen so wenig wie nie. Am Tage gingen wir zur Arbeit – und nach der Arbeit machten wir weiter.«

Leuchten und Flackern. »In unserer Kirchenvertretung gab es auch ängstliche Menschen. Wir einigten uns aber, am 31. Oktober nach dem Friedensgebet das erste Mal auf den Marktplatz zu gehen: mit Kerzen. Das war gespenstisch. Wir wußten: Der Bürgermeister und die anderen saßen im Rat-

haus. Es war dunkel. Wir hatten Angst, daß Menschen ihre Wut nicht beherrschen konnten.

Aber durch die Form, durch eine Abfolge von Singen, Beten und Reden am Mikrofon, wurde diese Demo so gehalten, daß es nicht zur Eskalation kam.

Zum Schluß stellten die Menschen die Kerzen auf den Stufen des Rathauses ab. Sie gingen nach Hause. Der ganze leergewordene Marktplatz war ein Flackern und Leuchten. Die Kerzen brannten bis zum nächsten Morgen.

Dann kam ein Geschrei: Die Kirche will etwas Besseres sein und hinterläßt hier alles voller Wachs.

Wir gingen auf den Platz und schabten das Wachs ab.«

Eva Löbers Sohn ist damals drei Jahre alt, die Tochter neun Jahre. Die Eltern nehmen die Kinder zu den Friedensgebeten mit. Zu einer Veranstaltung aber bleibt die Mutter zu Hause: weil ihr die Situation zu gefährlich erscheint, vor allem für die Kinder.

»An jenem Abend hatte die Demo nach dem Friedensgebet ein anderes Ziel: die Stasi. Die Leute wollten das Gebäude stürmen. Draußen standen einige Stasi-Mitarbeiter.

Es war sehr schwer, vor dem Gebäude ins Gespräch zu kommen und sich dabei nicht die Köpfe einzuschlagen.

Mein Mann spielte die Rolle des Vermittlers.«

Es geht friedlich aus.

Die letzte Rache? Am Abend des 9. November verteilen sich die Mitglieder der Gruppe auf die Foren. Sie hatten sich in Wittenberg rasch zu mehreren Themen gebildet: Forum Recht, Forum Bildung, Forum Kultur und weitere.

Sie tagen an fünf Stellen der Stadt.

»Ich ging zum Forum Kultur. Wir verabredeten: Nach dem Forum treffen wir uns gegen elf Uhr zum Gedenken an die Kristallnacht.

Die Foren endeten zu unterschiedlichen Zeiten – wir trafen uns im Clubraum des Predigerseminars.

Da kam ein Pfarrer: ›Habt ihr gehört? – Die Mauer ist auf!‹

Wir holten ein Kofferradio – um Mitternacht – Nachrichten: Es war wirklich so. Wir waren weit mehr betroffen als erfreut.

Das Gefühl stieg hoch: Die offene Mauer – das ist die letzte Rache der Partei. Sie will die Spannung aus der Situation nehmen, ohne selbst irgendetwas zu verändern.

Und damit begann das Dilemma.

Gleich nach dem 9. November trat so etwas wie Lähmung ein.

In den nächsten Tagen sind viele in den Westen getürmt.

Wir selbst fuhren erst nach zwei Monaten zum erstenmal westwärts.

Verstärkt widmeten wir uns den Wittenberger Tagesthemen.

Und den Vorbereitungen der Friedensgebete.«

Cranachs Höfe. Im Herbst 1989 wird bei einem der Friedensgebete in der Kirche ein Aufruf verlesen: ›Rettet die Cranachhöfe!‹

Eine Bürgerinitiative entsteht. Sie will die Bauten Schloßstraße 1 und Markt 4, die tief im Verfall stecken, bewahren. Und dann als kulturelle Stätten nutzen. Im Februar 1990 wird der gemeinnützige Verein ›Cranachhöfe‹ gegründet.

Frage: ›Wer übernimmt den Vorsitz?‹

Das Unternehmen interessierte mich brennend, ich willigte ein. So konnte ich vieles miteinander verbinden.«

Die Aktivitäten von Eva Löber gehen nahtlos in das Projekt Cranachhöfe über, das genausoviel Kraft kostet wie das, was sie zu DDR-Zeiten in Bewegung setzte.

»Die Kulturhäuser in der Stadt brachen zusammen. Ein Stück weit konnte ich die Situation auffangen: Menschen einen Ort geben, wo sie weiterhin künstlerisch tätig sein können.«

1991 gründet sie mit weiteren Personen eine Galerie. Sie organisiert Kulturveranstaltungen und vielfältige Aktionen.

Der Verein trommelt für die Restaurierung, sammelt Spenden, aktiviert Behörden. Friedrich Kolbitz, Mitglied der Gruppe, schafft es, in seiner kurzen Phase als Finanzdezernent, die Stadt zum Kauf der Gebäude zu veranlassen.

1994 entsteht eine Stiftung: die ›Cranach-Stiftung Wittenberg Cranachhöfe Wittenberg‹.

Eva Löber wird Vorsitzende der Stiftung.

Das Land finanziert Stipendien für Studenten, die jeweils sechs Monate in Wittenberg sind. Sie leben im restaurierten Cranach-Haus Schloßstraße 1 in einer Gästewohnung.

»Nichts ist üppig, aber die Atmosphäre dieses Hauses hat kein anderer Ort. Hier wuchs etwas.«

Ein erheblicher Teil der Mühen geht in die Arbeit mit Kindern. Auch die Stipendiaten sind darin eingebunden. Das Konzept der Malschule: Künstler und Kinder sind gemeinsam tätig.

Mit 2 000 Kindern im Jahr fängt dieses Unternehmen an, 1996 sind es 5 500.

Lothar Löber: »Ich bin nicht von Natur aus ein ganz mutiger Mensch. Die Überzeugung hat mir den inneren Mut gegeben.«

Unter der Erde. Lothar Löber, Jahrgang 1941, wächst in Eisenach in Thüringen auf. Nach der Schule geht er mit 14 Jahren in den Bergbau.

»Ein grausiges Jahr. Wir tranken jeden Tag Schnaps. Ständig Schnaps. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich flehte meine Mutter an, mich da wegzuholen.«

Dann macht er in der Schule weiter, in der 10. Klasse. »Auch da hatte ich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Doch ich schaffte die mittlere Reife.«

Er beginnt ein Studium, um Lehrer in der Unterstufe zu werden.

Kriegsberichte. »Mein Vater machte in diesem Jahrhundert zwei Kriege mit. Seine Kriegsberichte blieben tief in mir haften.«

Bei einem Urlaub vom Krieg schleppt er eine eigentümliche Decke nach Hause. Beim Rücktransport der Soldaten von Lettland aus auf der Ostsee wird sie – auf der Reling – von sowjetischen Fliegern völlig durchlöchert. Der Vater überlebt. Seinem Sohn schildert er die Katastrophen des Krieges in immer neuen Geschichten.

»Sie haben mich so betroffen gemacht, daß für mich feststand: kein Dienst in der Armee.«

Es kommt anders.

»Zu der Zeit, als ich zur Armee mußte, war ich noch nicht in der Kirche tätig. Damals packte ich es nicht, ohne die Stütze der Kirche zu verweigern. Allerdings machte ich nicht zwei oder zweieinhalb Jahre Wehrdienst, sondern nur einige Wochen – während des Studiums. Ich gehörte zum letzten Jahrgang, in dem es die Möglichkeit des Reservisten-Kurzlehrgangs gab: mehrmals drei Wochen. Doch das war schrecklich genug.«

Die rote Schule. Die erste Stelle erhält er in der Oberlausitz in Niesky bei Görlitz. Dort lernt er seine Frau Eva kennen.

Der Lehrer bildet sich weiter: er schließt ein Fernstudium an, mit dem er Chemielehrer werden kann.

»Als Fachlehrer war ich dann eine Weile an einer sehr roten Schule.

Außen rot – ein roter Backsteinbau – und innen rot.

Noch heute sehe ich den Direktor vor mir. Er lief mit dem Schlüsselbund auf dem Rücken den Flur entlang und kontrollierte: Die Lehrer hatten in den Pausen vor den Klassen zu stehen. Sie durften sich nicht im Lehrerzimmer aufhalten. Das war eine autoritäre Drangsalierung. Im Pädagogischen Rat, der Sitzung der Lehrer, traute sich niemand, etwas zu sagen.«

1968 Abstimmung über die Verfassung. Aus der alten Verfassung wird manches gestrichen, das noch Eigeninitiative zuläßt. »Überall las ich an den Wänden: ›Wir verpflichten uns als Kollektiv, 100 Prozent mit Ja zu stimmen.‹

Ein Kollege und ich waren die einzigen, die sagten: ›Dann brauche ich doch nicht zur Wahl zu gehen, wenn ich mich öffentlich zum Ja verpflichten soll.‹

Wir machten nicht mit.

Dann verstärkte sich der Druck.«

Lothar Löber bekommt eine 7. Klasse zugeteilt: Sie soll auf die Jugendweihe vorbereitet werden. Die Schulleitung will 100 Prozent der Schüler zur Jugendweihe bringen.

»In meiner Klasse hatte ich jedoch mehrere Katholiken, bei denen von vornherein klar war: Sie gehen nicht hin. Mein Direktor brüllte mich an: ›Wenn Sie nicht mindestens dreimal hintereinander bei den Eltern waren, brauchen Sie nicht mehr anzutreten!‹

Eine unerträgliche Situation.

Mir wurde klar: Hier kannst du nicht bleiben! Daher verließ ich die Schule.«

Drittes Studium: Verfahrenstechnik in Köthen.

Luthers Stadt. Anschließend findet Lothar Löber im Stickstoffwerk Wittenberg-Piesteritz einen Arbeitsplatz in der Forschung.

Seine Frau Eva Löber erhält eine Stelle im Kulturhaus.

»In der ersten Zeit hatten wir in Wittenberg wenig Kontakte. Wir wunderten uns: Wittenberg – die große Reformationsstadt! – und man merkt gar nichts von der Reformation!«

1980 zieht die Familie in die Stadtmitte.

Lothar Löber übernimmt ehrenamtlich die Leitung des Filmclubs im Maxim-Gorki-Kulturhaus.

Dort lernt er Friedrich Schorlemmer kennen.

»Wir trafen uns bei einem Filmgespräch. Dann bildete sich ein Hauskreis. Als wir thematisch zu arbeiteten begannen, machten wir das in der Kirche öffentlich und bildeten daraus mit weiteren Interessierten einen Gruppe.

Wir nannten uns ›Gesprächskreis Junge Erwachsene‹ und trafen uns im Clubraum des Seminars der Evangelischen Akademie. Dort war Friedrich Schorlemmer Studienleiter.«

Betrieb und Synode. Lothar Löber geht in die Betriebs-Akademie und bildet Meister aus. »In dieser Abteilung wurde Wert auf politische Ausrichtung gelegt. Ich war der einzige, der nicht in der Partei war. Wie kam ich in diese Position? 1985 schlüpfte ich einfach hinein.«

Er ist verantwortlich für die Organisation. »Somit hatte ich auch die Auftritte der marxistisch-leninistischen Parteileitung zu organisieren.

Und mußte mit ihr Verhandlungen führen. Es war ihr unangenehm, mit mir zu sprechen, nachdem sie wußte, wo ich hingehöre.

Als der Leiter der Akademie merkte, daß ich für die Kirche als Synodaler tätig war, bekam ich nur noch mit Mühe frei: Er wollte mich nicht zur Synode fahren lassen, die stets mehrere Tage dauerte. Immer mal sprach er mit mir über diese Situation. Aber es gab keinen Grund, mich zu entlassen.«

Doch dann wird plötzlich eine Episode, die »zum Lachen« ist, genutzt.

›Sonderzug nach Pankow‹. Weihnachtsfeier. »Der Discjockey teilte Zettel aus, auf die wir Musikwünsche schreiben konnten. Aus Spaß sagte ich zu meinem Nachbarn: Wollen wir uns den *Sonderzug nach Pankow* von Udo Lindenberg wünschen?

Wir schrieben den Titel auf die Liste, obwohl mir klar war: Der Discjockey wird das nie spielen.

Nach einigen Minuten kam er zu uns und fragte: ›Bist du verrückt? Ich verliere meine Lizenz.‹

Ich antwortete: ›Ist doch Spaß! Bleib ruhig!‹

Die Sache schien erledigt.

Den Musikwunsch hatte aber auch ein Kollege mitunterschrieben – und dieser war bei der Stasi.

Am nächsten Morgen kam ich wie immer um 6:45 Uhr ins Büro.

Da stand unser großer Direktor – mit einem Zettel in der Hand.

Er fragte:›Haben Sie das geschrieben?‹

›Ja.‹

Er wurde kreidebIaß: ›Das kostet Sie Ihre Arbeitsstelle!‹

Ich wurde zur Parteileitung bestellt.«

Strenger Verweis. »Fünf bis sechs Leute nahmen mich in die Mitte: Ich sei in der Akademie nicht mehr tragbar. Diese Arbeit sei eine politische Aufgabe.

Politisch aber konnten sie mir deshalb nichts anhaben, weil sie den Grund nicht nennen wollten: mein Engagement in der Kirche. Denn dann hätten sie einen offenen Konflikt mit ihr gehabt – und den wollten sie vermeiden.

›Geben Sie freiwillig Ihren Posten auf!‹

›Ich denke nicht daran.‹

Eines Tages erhielt ich einen Brief. Darin stand kurz und bündig: ›Verweis‹.«

Dann locken sie Lothar Löber in eine Falle. Ein Dozent war ausgefallen, Löber hatte versäumt, dies der Gruppe der Meisterschüler mitzuteilen. Dafür geben sie ihm nun eine Stufe mehr an Verweis: einen ›strengen Verweis‹.

Da es in der DDR kaum möglich ist, jemanden wegen mangelnder Leistung zu entlassen, erhält Lothar Löber hintereinander drei Verweise. »Ich konnte gar nicht so schnell gucken, wie das alles geschah. Weil bei uns alles demokratisch aufgebaut war, gab es eine Schiedskommission. Bei ihr erhob ich Einspruch. Doch alle Mitglieder sprachen gegen mich.

Dann wandte ich mich an meine Kollegen.

Alle zogen sich zurück.

Von diesem Zeitpunkt an hatte ich Angst: Ich stand völlig allein.

Sämtliche Unterlagen nahm ich mit nach Hause, weil ich merkte, daß ich allein weitermachen mußte. Dann reichte ich meinen Widerspruch, den die Schiedskommission abgelehnt hatte, beim Arbeitsgericht ein. Seit diesem Moment hatte ich das Gefühl: Sie gehen noch schärfer gegen mich vor.

Dies alles berichtete ich meiner Gruppe in der Kirchengemeinde. Gemeinsam berieten wir. Als es ganz schwierig wurde, bot mir die Kirche Unterstützung an. Aber ich wollte alles so lang wie möglich allein meistern.«

Vor Gericht. Es kommt zum Prozeß.

»Der Propst hatte Kontakte hergestellt: Er deutete an, daß ich ein aktiver Mann in der Kirche sei und daß er nicht akzeptiere, daß mit mir irgendwelche falschen Sachen gemacht werden.

Ich hatte Glück: Die Richterin war eine junge, engagierte, überzeugte Kommunistin. Ihr waren die Machenschaften der Genossen zuwider. Sie rechnete nicht damit, Widerstand aus den eigenen Reihen zu bekommen. Aber plötzlich bekam auch sie Angst: Sie wollte sich nicht mehr mit mir treffen.

Der Prozeß begann um 7 Uhr morgens.

Im Gerichtssaal saß in der letzten Reihe ein Mann. Er konnte nur von der Stasi sein. Wer kommt sonst so früh in einen Gerichtssaal?

Als sichtbar wurde, daß die Gegenseite verliert, kam der Direktor kreidebleich auf mich zu.

Er sagte: ›Ziehen Sie zurück, dann ziehe ich auch zurück!‹

Mir ging es darum, wieder im Betrieb zu arbeiten.

Beide Seiten zogen ihre Beschuldigungen zurück.«

Der Organisator. Die Friedensgruppe um Friedrich Schorlemmer entsteht 1981. 1983 kommt der Kirchentag nach Wittenberg.

Die Vorbereitungen beginnen schon zwei Jahre vorher.

Dazu gehört die Friedensarbeit: 1982/1983 erreicht die Hochrüstung ihren Höhepunkt – im Westen und im Osten werden Atomraketen aufgestellt.

Friedrich Schorlemmer »ist Synodaler. Er brachte Synodenberichte in die Gruppe. Wir stellten Anträge an die Synode, besonders zu Friedensfragen. Die Synode beschloß dazu zahlreiche Texte.«

Lothar Löber ist in der Gruppe für die Organisation verantwortlich. »In meinem Büro im Stickstoffwerk hatte ich ein Telefon. Wir besaßen kein Privattelefon. Ich wußte: Sie hören ab. Aber ich nahm das Telefon in die Hand, öffnete den Apparat und schaute ins Innere: Wo will die Stasi denn hier abhören? – Es knackte ständig. – ›Die Leitung ist so schlecht.‹«

Vom Betrieb aus ruft Löber die Leute an, die ein Telefon haben. »Ich hatte meinen Kalender und machte Termine.«

Immer zu zweit. Die Stasi versucht, Lothar Löber anzuwerben.

»Eines Tages, 1983, bekam ich im Betrieb einen Anruf: ›Zur Polizei kommen!‹

Man führte mich in ein Zimmer und ließ mich eine Weile allein dort sitzen.

Plötzlich ging die Tür auf. Zwei Männer in Zivil traten ein.

Der erste zückte einen Ausweis: Staatssicherheit.

Ich sackte im Stuhl zusammen.

›Sie können sich vorstellen, wenn wir kommen, geht es nicht um Kleinigkeiten.‹

Wir hatten aber zuvor in der Gruppe beredet, wie wir uns in einem solchen Fall verhalten. Friedrich Schorlemmer sagte: ›Die Stasi tritt immer zu zweit auf: Ein scharfer und einer, der nachgibt und freundlich redet.‹

Genauso war es.

Sie zählten auf. Ich hätte mal vom Betrieb aus ein Ferienlager organisiert. Mit meiner Frau zusammen. Und wir hätten einen Gruppenleiter ausgesucht, der homosexuell war. Davon erfuhr ich erst im nachhinein.

Mir wurde aber jetzt, als die beiden Männer mir gegenübersaßen, sofort klar, worum es ging. Sie wollten mich erpressen, sagten aber kein Wort darüber, daß sie mich zur Mitarbeit haben wollten.

Sie wollten mir Angst machen und blöfften: ›Ihr Name taucht auf. In einer großen Spionagesache. Wir sind ihr auf der Spur.‹

Es war mir deutlich, daß alles ersponnen war. Ich hatte keine Kontakte.

Sie entließen mich.

Ich sollte nicht mal meiner Frau etwas von dieser Begegnung sagen.

Ich hatte wirklich Angst, als ich mit ihr nach Hause fuhr. Im Auto blieb ich stumm, weil ich dachte: Die Stasi hat da etwas installiert!

Sofort ging ich zu Friedrich Schorlemmer und berichtete.

Ein halbes Jahr später versuchten es die beiden Stasi-Leute noch einmal.

Ich sagte: ›Damit das klar ist, Sie brauchen sich nicht mehr zu bemühen! Ich mache sowieso nicht mit!‹

Das verstanden sie.

Ihre Gesichter prägten sich mir ein.«

›Schwerter zu Pflugscharen‹. Die Aktion beim Kirchentag 1983, die am meisten und am nachhaltigsten Aufsehen erregt, ist ein symbolisches Happening im Hof vor Martin Luthers Wohnhaus: ›Schwerter zu Pflugscharen‹.

»Direkt geplant war es nicht, es hat sich ergeben.

Eigentlich wollten wir uns nur in den Gottesdiensten einbringen.

Es war aber fraglich, ob die beiden Kirchen in Wittenberg alle erwarteten Besucher aufnehmen konnten. Deshalb fragte die Leitung unsere Gruppe: ›Könnt ihr noch etwas Alternatives machen, um einen Teil der Leute aufzufangen?‹

Da wir uns in dieser Zeit viel mit Abrüstung beschäftigt hatten, sagten wir: Wir zeigen konkret, daß Abrüstung möglich ist. Als meditative Veranstaltung mit Text und Musik.«

In der Gruppe gibt es einen Schmied: Stefan Naue. Ihn fragen sie, ob er für diese Aktion ein Schwert schmieden kann. Er stimmt zu. Um zu sehen, ob das ›Experiment‹ machbar ist, probt die Gruppe am Abend vorher: Stefan Naue schmiedet das Schwert um – zu einer Pflugschar.

»Offensichtlich drang nichts nach draußen.

Am nächsten Tag war der Lutherhof voller Menschen.

Das Schwert lag beim Hausmeister, der mit zu unserer Gruppe gehörte, im Schrank. Der Schmied sollte es auf den Hof tragen. Stefan Naue erschien in Schmiedekleidung – mit Lederschürze und nacktem Oberkörper. Einige Mitglieder der Gruppe lasen Texte. Andere machten Musik. Wir warfen Dias an die Wände des Lutherhauses. Es wurde dunkel. Die Fackeln brannten. Friedrich Schorlemmer kündigte das Schwert an. Es kam nicht.

Mir schoß durch den Kopf: Wie konnten wir so dumm sein und das Schwert durch die Menge tragen! Der Schmied mußte sich mitten durch die Volksmassen bewegen. Drei

Stasi-Männer hätten gereicht, um die Aktion zu verhindern.

Diese Stasi-Leute waren mit Bussen gebracht worden. Auf dem Hof standen nicht nur Menschen aus der Kirche, sondern ein Drittel der Leute, wenn nicht mehr, kam von der Stasi: Junge Leute mit Lederjacken und verbissenen Gesichtern. Sie hätten gar nicht viel machen müssen. Nur dem Schmied das Schwert aus der Hand reißen und ab in den Bus.

Heute ist mir klar, warum das nicht passierte.

Die Leute hatten keinen Auftrag. Die Stasi machte wirklich nur, was ihr aufgetragen wurde. Sie handelte nie von sich aus.

Der Schmied kam und brachte das Schwert.

Durch den Hof hallten Hammerschläge.

Zuerst klatschten die Menschen ganz sacht.

Dann bei jedem Hammerschlag stärker.

Mir lief es kalt den Rücken herunter.«

Luther-Meile. Intensiv bereitet sich die Gemeinde auf das Lutherjahr 1984 vor. Die DDR öffnet sich zu diesem Ereignis ziemlich weit: für Kongresse und Touristik-Unternehmen. Aus vielen Ländern kommen Busse. »Die Leute stiegen aus, und der Stadtführer leitete sie durch die Luther-Meile. Sie stiegen wieder ein und fuhren weiter.«

Die Gruppe nimmt sich vor, die Führungen nicht den staatlichen Stellen zu überlassen, sondern mit diesen Gästen ins Gespräch zu kommen und sie selbst in der Schloßkirche zu führen.

Sie setzt es durch. Das ganze Jahr über stehen im Wechsel Mitglieder als Ansprechpartner in der Kirche.

Luthers Portal. Die Gruppe denkt darüber nach, wie sie die Gottesdienste aus ihren eingefahrenen Ritualen befreien kann. Sie sucht nach Formen, wie Menschen in der Kirche Probleme ansprechen und diskutieren können.

»Wir hingen eine Tür der Schloßkirche aus – eine Innentür aus Holz – und stellten sie an die Kanzel. Daneben legten wir

einen Hammer und kleine Nägel. Den Küster kostete es etwas Überwindung, das zuzulassen.

Es bildete sich eine lange Schlange von Menschen.

Jeder bekam einen Zettel, auf dem einige Thesen standen.

Originaltexte von Luther und sehr politische Texte aus der Synode.

Schwerpunkte: Gerechtigkeit, Frieden und der Umgang der Menschen miteinander.

Wir baten: Jeder möge dazu eigene Thesen formulieren.

Und die konnte er an die Tür hämmern.«

Die Menschen verstehen, besonders an diesem Ort, die symbolische Aktion: Sie nehmen Teil an einem Ereignis, wie es einst Martin Luther gemacht hatte.

Die 20 Thesen. »Die Revolution, die zur Veränderung der Gesellschaft führte, fand auf dem Kirchentag 1988 in Halle statt. Motto: ›Umkehr ist möglich, wo gesellschaftliche Erneuerung nötig ist‹.

Wir lasen öffentlich 20 Thesen vor.[1]

Sie machten Furore.

Diese Thesen hatten wir sehr intensiv vorbereitet.

Ich war drei Wochen krank. In dieser Zeit formulierte ich die Grundthesen. Teils blieben sie so, teils wurden sie inhaltlich stark verändert. Ich sehe uns noch im Seminar sitzen: in dem Raum, wo wir die Thesen diskutierten.«

Die Wittenberger wollen die Arbeitsgruppe zum Kirchentag nicht allein bestreiten, sondern das soll die kleine überregionale Friedensgruppe tun, die sich ›Frieden 83[3] nennt, mit Menschen aus Weißenfels, Bernburg, Halle.

»Sie sollten das Thesenpapier in die Hand nehmen. Leute, die wirklich gut waren.

Als wir ihnen die Thesen vorlasen, wurden sie blaß. Keiner sagte einen Ton.

Und dann meinten alle geschlossen: ›Wir machen nicht mit.‹

Unsere Antwort: ›Wir gehen nicht hinter diese Thesen zurück! Das muß so gesagt werden! Wenn ihr nicht mitgehen wollt, dann machen wir es allein!‹

Wir diskutierten viele Nächte.

Alle Wittenberger Gruppenmitglieder trugen die Thesen mit.

Uns war klar, daß die Aktion mit ihrer Brisanz einschlagen würde.

In dieser Zeit sprachen wir mehrmals darüber, was geschehen könnte, wenn wir Schwierigkeiten bekommen. Schließlich beruhigten wir uns: Wir haben einen Schutzschild – den Friedrich Schorlemmer. Er ist bekannt und hat viele Kontakte in den Westen. – Er versicherte: ›Wenn jemandem etwas passiert, geht es sofort an die West-Presse!‹«

Hundertschaften. Vorplanungsgruppe für die Friedensgebete: ökumenisch, Katholiken machen mit, wöchentlicher Vorbereitungskreis, Nachbereitungskreis.

Grundschema: Meditation – Information – Fürbitten – Gesang.

Information: europäisch, DDR, Wittenberg.

»In Halle hatten wir gesehen und gehört: Die Leute kamen aus der Kirche, Hundertschaften prügelten auf sie ein, schnappten willkürlich Menschen, warfen sie in ein Auto, fuhren weg.«

Wittenberg am 10. Oktober 1989 : erstes Friedensgebet.

Schräg östlich gegenüber der Schloßkirche, im Feuerwehrdepot, sitzen die Hundertschaften der Stickstoff- und Gummiwerke.

Angst.

Die Kirche ist voll.

Die wirkliche Wende. »Es war alles sehr gefährlich.

Am Abend vorher hatten wir im Fernsehen gehört, daß es in Leipzig friedlich ausging. Deswegen ist für mich der 9. Oktober der entscheidende Tag – und nicht der 9. Novem-

ber. Denn am 9. Oktober wurde entschieden: Keine chinesische Lösung.

Das war die eigentlich Wende: Da kippten die Verhältnisse.«

Der öffentliche Raum. Spät beginnt die Opposition, ihren Fuß in den öffentlichen Raum zu setzen – in einem Land, in dem Straßen und Plätze hochgradig von der Staatsmacht tabuisiert sind. Die Gruppen agieren lange ausschließlich in privaten und kirchlichen Räumen.

Am 31. Oktober führt Lothar Löber in Wittenberg zum erstenmal eine Opposition auf die Straße.

»Wir haben lange gewartet.

Der Propst war Gruppenmitglied, er versuchte, diese Aktion hinauszuzögern.

Ich sagte: ›Wir können nicht immer in der Kirche bleiben, wir müssen jetzt endlich raus!‹

Aber wir waren eine Gruppe und wir handelten das Vorgehen stets demokratisch aus. Schließlich einigten wir uns: Zum Reformationstag gehen wir in die Öffentlichkeit!

Ich meldete die Demonstration offiziell an und galt dann als Ansprechpartner für den Polizisten, der draußen stand und uns erwartete.«

Lothar Löber läuft an der Spitze des Zuges, zusammen mit Pfarrer Keller, Pfarrer Schorlemmer und anderen.

»Ich mußte vorn laufen, weil ich den Schein in der Hand hatte. Das war in Wittenberg die allererste Demonstration nach 40 Jahren, die offiziell und frei war.«

Keine Steine. »Wir trugen brennnende Kerzen. Als kirchliches Symbol war mir die Kerze wichtig, erst im Lauf der Zeit wurde der Gruppe klar, daß sie in dieser Situation eine zusätzliche Funktion hatte: Symbolisch war sie das Zeichen für friedliches Verhalten, praktisch lief es aufs selbe hinaus – die Leute mußten beim Tragen auf die Kerze aufpassen und konnten nichts anderes tun.«

Lachend sagt Lothar Löber: »Von nun an achteten wir darauf, daß wir in allen Veranstaltungen immer genügend Kerzen hatten.

Zwischen den Gebeten riefen wir ständig zum friedlichen Umgang auf. Dies verbanden wir mit Sätzen aus der Bibel.

Gewalt ist nicht der richtige Weg. Wir hatten alle Angst. Wir wußten: Der erste Stein kann als Gewalt weitere Gewalt auslösen.«

Der Mauerfall. Clubraum des Seminars.

›Ich habe eben gehört, die haben die Mauer geöffnet!‹

›Das kann nicht sein!‹

Zu dritt liefen wir hoch in die Wohnung, machten das Fernsehen an und sahen die Mauer fallen.

In uns allen stiegen Gefühle hoch: Angst vor dem, was kommen könnte.

Unmöglich, die Geschehnisse einzuordnen.

Für uns war die Mauer undurchdringlich – aufgrund der Paktsysteme. Lange hatten wir uns sehr intensiv mit diesen Systemen beschäftigt.

Die Sowjetunion konnte die DDR nicht aufgeben, weil sie ihr Hauptpfeiler im Osten war. An ihm hing der gesamte Warschauer Vertrag.

Wir konnten uns nicht vorstellen, daß sie das riskierten.

Auch nicht unter Gorbatschow.

In einem langen Prozeß könnte sich vielleicht allmählich die Mauer öffnen. Aber daß sie mit einem Schlag fällt, war undenkbar.

Wir hatten mitgekriegt, daß es in der Führung chaotisch zuging.

Deshalb hatten wir besonders viel Angst: Es kann eine Situation kommen, die kein Mensch mehr überblickt.

Und dann lief alles so rasch!

In Leipzig kamen Leute hoch, die die Einheit forderten.

Da erschienen plötzlich andere Fahnen.«

Vor Ort. »Diese Entwicklung war ein Schock für uns.

Wir flüchteten in die Arbeit vor Ort.

Darin waren wir so eingebunden, daß wir nicht mehr richtig wahrnahmen, was außen vorging.

Wir schliefen kaum, weil wir von einer Aktion in die andere wechselten.

Die Leute erwarteten von uns wenigen, daß wir alles übernahmen, zum Beispiel die Organisation der Foren. Die Friedensgebete liefen weiter: jede Woche neue.

Wie wir das gepackt haben, weiß ich nicht.

Es herrschte Aufbruchstimmung, aber die Tragweite war uns nicht klar. Zwischendurch trafen wir uns und fragten: ›Was passiert jetzt eigentlich?‹

Wir glaubten nicht, daß sich die DDR auflöst.

Wir dachten nur: Jetzt ist der Zeitpunkt da, den wir immer wollten, nämlich daß unser Land demokratisch wird.

Und plötzlich bekamen wir Angst, daß die DDR dabei draufgehen könnte, denn die ›Einverleibung‹ in die Bundesrepublik war nicht unser Ziel. In unseren Thesen hatten wir deutlich gemacht, daß wir eine demokratische Entwicklung der DDR wollten.«

Die Chance. »Als sichtbar wurde, daß es zur Auflösung der DDR kommt, sagten wir: ›Dann ist dies die Chance für beide Staaten, sich neu zu besinnen und zu verändern.‹

Aber das war ein Wunschtraum – von nur wenigen Menschen.

Wir merkten, wie die Masse umschwenkte.

Das Interesse an der Kirche nahm schlagartig ab.«

Auch in der BRD denken nur wenige Menschen daran, daß sich West und Ost neu besinnen.

Zerfall. »Für mich war es schwer, mit der neuen Gesellschaft fertig zu werden. Mit unserer relativ kleinen Gruppe hatten wir massiven Einfluß. Er schwand zunehmend.

Und damit hatte ich zu kämpfen.

Wir spielten zwar immer noch eine gewisse Rolle: Als Bürgerrechtler waren wir in vielen Ausschüssen.

Ich trat in die SPD ein – unter dem Motto: Wir haben die Entwicklung angekurbelt, jetzt können wir nicht kneifen! Zu Anfang war ich im Vorstand der SPD, wurde zum Kreistagsmitglied gewählt und arbeitete im Bereich Kultur und Bildung.

Probleme hatte ich mit dem Umbruch in der Kirche. Bis heute verstehe ich nicht, warum sie plötzlich so durcheinander geriet.

Es war schwierig für mich mitzubekommen, daß alles anders wurde. Unsere Gruppe fiel auseinander. Jeder von uns erhielt neue Funktionen und grub sich in seine neue Aufgabe ein. Pro Woche hatten wir mehrere Ausschüsse. Es blieb keine Zeit für anderes. Wir trafen uns nicht mehr.

Ich trauere dem Leben in unserer Gruppe nach. Wir hätten uns weiterhin treffen müssen: um nachzudenken und uns gegenseitig zu helfen. Wir hätten gemeinsam Fragen aufarbeiten können: ›Wie kommen wir mit der neuen Situation zurecht? Was ist unsere neue Aufgabe? Wie können wir uns einklinken?‹

Aber das fand nicht statt.

Ich versuchte, neue Aktivitäten und Zusammenkünfte zu organisieren. Manchmal schafften wir es, aber insgesamt liefen alle auseinander.

Es hat sich viel geändert.

Auch das Familienleben litt.

Zuvor hatten wir alles untereinander abgesprochen – in der Familie und in der Gruppe.

Das Familienleben war stark in die Gruppe integriert. Wir machten vieles gemeinsam, mit den Kindern: Radtouren und anderes.

Nun ist jede Familie wieder auf sich gestellt.

Viele Freundschaften gingen nicht gerade kaputt, aber

sie wurden vernachlässigt. In manchen Fällen haben die Menschen auch gar nichts mehr miteinander zu tun.

Gleich nach der Wende wählte man mich zum Betriebsrat im Stickstoffwerk. Dort erlebte ich viel Frust, vor allem bei den Massenentlassungen. Manches Mal schlief ich nachts nicht mehr, hatte Magenbeschwerden und dachte: Ich halte das nicht durch!

Die Abwicklung des Betriebes war hart.«

In dieser Zeit ist Eva Löber in den Cranachhöfen tätig. Sie baut sich einen ganz neuen Kreis auf.

Soziale Produktion. Vier Jahre ist Lothar Löber Betriebsrat.

»Dann hätte ich irgendwo eingesetzt werden müssen, hätte aber jemanden verdrängt. Daher schied ich freiwillig aus dem Betrieb aus.«

Die Kirche nimmt Lothar Löber in ihren Dienst. Seither ist er im Sozialbereich schöpferisch tätig – mit großem Engagement und immer neuen Ideen.

»Wir haben einen Arbeitslosentreff als Teestube.

Eine Obdachlosen-Begegnungsstätte mit einer Suppenküche.

Eine Kleiderkammer, die gut funktioniert.

Eine umfangreiche evangelische Beratungsstätte: für Leben, Erziehung, Familie, Ehe, Schwangerschaftskonflikte.

Aufbau der Bahnhofsmission.

Ein großes Arbeitslosen-Projekt auf dem Land – eine ökologische Produktion: Eier, Hühner, Kaninchen, Streuobst.«

Gefühlte Gerechtigkeit. »Manchmal überlegte ich: Warum bin ich so aufmüpfig? Bin ich ein Querulant? Ich erwischte mich bei dem Gedanken: Jetzt will ich nicht wieder der einzige sein, der dagegen ist.

In der Gruppe merkte ich: Mein Motiv ist ein ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit. Das ist mir eingegeben.

1983 lasen wir intensiv die Bibel und Schriften von Luther.

Und ich wußte: Was Luther damals in seinen Verhält-

nissen sagte, trifft hundertprozentig auch auf uns zu – hier und jetzt.

Man kann nicht nur seinen persönlichen Weg sehen, sondern es geht um Wahrheit. Auch wenn man Schwierigkeiten bekommt. Man muß sie in Kauf nehmen.

Nur so können wir in der Gesellschaft vorankommen.

Ich bin nicht von Natur aus ein ganz mutiger Mensch. Die Überzeugung hat mir den inneren Mut gegeben.«

1 Zum Text der sog. 20 Thesen vgl. S. 423ff.

Friedrich Schorlemmer: »Was wir wenigstens tun können: Anwälte der Würde des Landes zu bleiben – mitten in der Zeit der Unwürde und des äußeren und inneren Verfalls.«

In einem einsamen Gehöft im Dorf Herzfelde in der Altmark wird Friedrich Schorlemmer 1944 geboren. Zwei Jahre lebt er allein mit der Mutter. Russen und Polen überfallen das Pfarrhaus. 1946 kommt der Vater aus amerikanischer Gefangenschaft zurück.

Der Vater, ein Pfarrer, bewirtschaftet auch Land. Der Sohn lernt es von ihm.

»Die drückende Atmosphäre der 50er Jahre hat mich mehr in meiner ganzen Emotionalität bestimmt, als mir bewußt wurde, mit der ständigen Angst vor den Russen, mit den Fratzenbildern der anglo-amerikanischen Politiker, mit Adenauer an allen Litfaßsäulen, mit dem stalinistischen Denunziationsklima, der permanenten Gefährdung meines Vaters durch den gemeinen Spitzel Willi Baum [...], mit ständigem Verlust von Freunden, mit den immer wieder aufkommenden Gerüchten, die Amerikaner würden Sachsen-Anhalt wieder zurückbekommen, mit der Kriegsfurcht im Koreakrieg, mit den bedrohlichen Elbe-Hochwassern, bei denen ich mit meinem Vater nachts Deichwache hielt und am Tage Sandsäcke schleppte, so gut ich konnte, mit der merkwürdigen Doppelwelt, in die ich mich ungeschickt einfügte. [...].«[1]

Der Vater »vermittelte uns ein Bild der tiefen Menschlichkeit der russischen Menschen, vor allem der Babuschkas.«[2]

1954 zieht die Familie aus dem Dorf in die nahe kleine Stadt Werben.

Im Haus gibt es eine große Bibliothek.

Der Vater liest viel vor.

Der Sohn geht weder zu den jungen Pionieren noch zur FDJ.

»Als ich im März 1957 ihn [den Vater] um den Kirchen-

schlüssel bat, um im Kirchturm die inzwischen flügge gewordenen Tauben auszunehmen, fiel ich durch ein morsches Brett 20m in die Tiefe und überlebte, ohne jeden Knochenbruch. Ein Schlüsselerlebnis.«[3]

Schorlemmer geht nicht näher auf die Qualität dieses Schlüsselerlebnisses ein. Es ist aber zu vermuten, daß durch diese Kindheitserfahrung ein unerschütterliches Vertrauen in ihm wächst, daß er »getragen« wird – mögen seine Unternehmungen noch so riskant sein. Vielleicht ist so der Mut zu verstehen, mit dem er in den Jahren vor 1989 zum Vorprescher des Widerstands in Wittenberg und darüberhinaus in der gesamten DDR wird.

Gesinnungsterror. Kein Familienmitglied kann auf normalem Weg das Abitur machen.

In der Schule wird er als Sohn des Pfarrers bespitzelt. Die Atmosphäre dort empfindet er als »spätstalinistischen Gesinnungsterror.« Doch – Ironie des Schicksals – einer der Mitschüler, der ihn bespitzeln sollte, wird sein bester Freund.

Nach der Volksschule soll Friedrich Schorlemmer 1958 Landarbeiter werden. Unerwartet erhält er dann doch die Zulassung zur Mittelschule.

Perspektive? Am Ende der Schule, ohne Berufsperspektive, will er 1960 in den Westen.

Die Mutter verbietet es. Entweder sollen alle gehen – oder alle bleiben.

Er fügt sich. »Aber ich wollte, wenn ich schon bliebe, mich in diese Gesellschaft einmischen können. Ich sah dafür nur noch die Möglichkeit, Theologie zu studieren.«[4]

1962 geht er zur Hochschule in Halle.

Das Theologiestudium versetzt ihn ins 19. Jahrhundert zurück. Lebendige Auseinandersetzung findet nur in der Studentengemeinde statt.

Überall lauern die Informellen Mitarbeiter, IMs, der Staatssicherheit.

Friedrich Schorlemmer hat eine tiefe »Gegnerschaft zum System«, aber »Sympathie mit demokratischen Sozialisten.«[5]

Anwälte der Würde. »In der DDR zu leben, hieß immer, knapp vor den Toren des Gefängnisses zu leben. Nicht im Gefängnis, aber auch nicht weit weg vom Gefängnis.

Die Möglichkeit zu suchen, im Land zu bleiben. Und zwar so, daß es erträglich blieb. Daß man nicht nachts vor Angst nicht schlafen konnte und am Tag immer einen trockenen Mund hatte.

Auch ein Stückchen Leben zu leben.

Und andere nicht zu gefährden durch sein eigenes Leben. Es war für mich als Pfarrer auch schwierig, daß andere sich durch mich gefährdet sahen.

Mein Wunsch war, in diesem Land zu bleiben. Ich sagte meinen Freunden: Ich bleibe aus drei Gründen.

Erstens: Denen muß klar sein, daß ihnen das Land nicht gehört. Denen gehört es nicht. Mir auch nicht. Es gehört uns.

Und dies zu verdeutlichen, daß es unser Land ist und daß wir verhindern wollen, daß es noch mehr kaputtgemacht wird, war mir wichtig. Was wir wenigstens tun können: Anwälte der Würde des Landes zu bleiben – mitten in der Zeit der Unwürde und des äußeren und inneren Verfalls.

Der zweite Grund: Jeder, der ging, hinterließ Resignation. Er verließ Freunde. Das hatte einen Nachzugseffekt.

Der dritte Grund: Ich hatte mich 1969 bei der Ordination zum Pfarrer verpflichtet, für die Menschen da zu sein, die hier leben.

Das heißt, das Zeugnis des Evangeliums in diesem Land zu sein – unter der Prämisse, daß Gott nicht nur jenseits der Grenze lebt.

Und daß Gott keinesfalls nur dort lebt, wo der Wohlstand ist.«

Luthers Impuls. Wo liegen die historischen Wurzeln einer solchen Einstellung? Gibt es Bezüge zur frühen Reformation

in Wittenberg, die spannend und sogar aktuell zu sein scheint?

»Luthers Bewegung haben die Fürsten sehr früh an sich gerissen.

Ein Impuls Luthers hat sich anders ausgewirkt als sich die Kirchenstrategen dachten.

Er ging davon aus, daß jeder, der getauft ist, ein Priester ist. Er spricht vom Priestertum aller Gläubigen. Es gibt keine höhere Würde. Es gibt kein Priestertum, das noch eine höhere Weihe kriegt und dadurch eine noch höhere Wahrheit.

Der Maßstab ist, daß die Gläubigen gebildet sind. Deswegen läuft Reformation nicht ohne Bildung. Bildung hat das Ziel, den einzelnen Menschen zu stärken in seiner Fähigkeit und Bereitschaft, sich zu äußern – und zwar sachkompetent zu äußern.

Die ostdeutschen Protestanten haben in der DDR-Zeit, vor allem in den letzten zwanzig Jahren, von dieser Ermutigung zur Mündigkeit Gebrauch gemacht.

Und nicht von dem deutsch-protestantischen Pathos des 19. Jahrhunderts: ›Hier stehe ich und kann nicht anders!‹

Sondern vom Freimut Luthers, der gesagt hat: ›Was wahr ist, muß auch gesagt werden!‹

Da kann man nicht fragen: Was hat das für Folgen?

Sondern man muß den Oberen mit dem Zeugnis der Wahrheit unerschrocken gegenübertreten – nicht achtend, ob der Brotkorb höher gehängt wird.

Das ist der Punkt.

Die Leute der Bürgerbewegung waren bereit zu sagen: ›Dann werde ich halt nicht Professor. Dann werde ich nicht Abteilungsleiter. Dann kann ich halt nicht Medizin studieren.‹«

Vertrauen. Es gibt viele Menschen, die auf Karriere verzichten. »Sie brauchten einander: Es gab verläßliche Freundeskreise. In die sich natürlich auch der Hinkefuß einschlich.

Ich kann mir mein Leben ohne die Freunde, die im

gleichen Sinne mit mir gelebt haben, nicht vorstellen. Zum Beispiel meine Freunde in der Studentengemeinde in Halle.

Verläßliche Menschen – in einer Zeit, in der Mißtrauen das Lebensprinzip war.

Unser Prinzip hingegen hieß: Wir wagen Vertrauen unter uns, weil das Mißtrauen uns zerstören würde. Das hieß: Wir guckten nicht ständig, wer könnte unter uns der Spitzel sein. Es waren welche unter uns, aber wir waren nicht bereit, unsere Beziehungen zerstören zu lassen, indem wir fragten: ›Wer ist der Spitzel?‹.

Jetzt, nach der Wende, sagen manche: ›Nun müssen wir ganz genau gucken, wer es war!‹

Das heißt jedoch: Sie zerstören sich ihre Vergangenheit. Mich interessiert nicht, wer der Spitzel war. Ich bin froh, daß wir durchgekommen sind.«

Camus und Celan. »1976 hielt ich ein Jugend-Seminar in Bad Lauchstädt. Es war der Versuch, als Protestant die geistigen Klassenschranken zu durchbrechen, indem ich Seminare für Lehrlinge und Studenten zusammen machte. Für Bäckerlehrlinge und Chemielaborantinnen und gleichzeitig für theoretische Physiker. 15jährige mit den 23jährigen. Heute geht das nicht mehr.

Wir lasen Gedichte von Paul Celan. Das Schönste war für mich zu wissen, daß manche die Abschriften in ihrer Tasche bei sich hatten. Wenn ein Bäckergeselle anfing, einen Text von Camus mit sich zu nehmen, war ich am Ziel meiner Arbeit.«

Grausam. »Im Seminar 1976 ging es um das Thema Freiheit. Ich sagte in der Gruppe vor zehn bis zwölf Leuten: ›Wißt ihr, frei bin ich wirklich erst, wenn ich wüßte, daß du, Marion, bei der Staatssicherheit bist und ich würde dennoch alles sagen, was ich denke.‹

Ich nahm aus der Gruppe den absurdesten Fall, damit nicht jemand denkt, ich könnte wirklich denken, sie könnte

es sein. Also nahm ich den absurdesten Fall. Ich nahm die Marion.

Und diese Marion war es.

Sie schreibt in ihrem Bericht: ›Er wendete sich an mich und sagte: ›Wenn ich wüßte, daß du, Marion, [...]‹.‹

Und dann steht da der Satz: ›Ich saß direkt neben ihm.‹

Ist das nicht grausam?

Wie ist sie mit dieser Schizophrenie fertig geworden?«

Lebensgeschichte. »Sie hat alles so gut aufgeschrieben, daß ich sagen würde, wenn man das veröffentlichte, könnte man eine Heldengeschichte Friedrich Schorlemmer machen.

Aber das will ich nicht. Ich werde mir doch nicht meine Heldengeschichte durch die Akten der Staatssicherheit schreiben lassen. Die schreibe ich mir immer noch durch mein eigenes Leben.

Aber das ist dann keine Heldengeschichte, sondern der Versuch, mit anderen ein bißchen glaubwürdig zu leben.«

»**Zum Widerstand** bin ich durch die Begegnung mit Menschen gekommen.

Ich fuhr über die Dörfer – mit meinem Vater auf dem Fahrrad, vorne auf der Stange, später mit einem eigenen kleinen Rad.

Ein Privileg: Ich hatte schon mit sechs Jahren ein Fahrrad.

Das verdiente ich mir mit der Suche nach Kartoffelkäfern. Damals streuten die Imperialisten Kartoffelkäfer in den Osten, um unsere Ernte zu vernichten. Und ich kämpfte für den Frieden, indem ich Kartoffelkäfer sammelte. In der frühen Zeit bekam man pro Käfer eine Mark.

Und da habe ich in den Bauernstuben, wo mein Vater Bibelstunden machte, Erzählungen gehört: von Menschen, vor allem von Flüchtlingen aus Ostpreußen und Schlesien. Und wie sie nur dadurch überlebten, weil sie in den schlimmsten Zeiten ein Grundvertrauen behielten. Und so auch schlimmste Verluste überstanden.

Später, als junger Pfarrer, erlebte ich bei Besuchen von Personen, die im Sterben lagen, fromme Menschen. Fromm im Sinne eines Grundvertrauens, daß die Welt ihnen gut ist.

Sie ließen sich nicht erschüttern, obwohl sie soviel erlebt haben.

Das Zweite war die Begegnung mit Literatur. Die Frage, die Dostojewski in den *Dämonen* stellt: ›Was gilt noch, wenn es keinen Gott gibt? Wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt.‹

Diese These, die war es: ›Wenn es einen Gott gibt, dann ist nicht alles erlaubt.‹

Gibt es also eine Verantwortung, die weiter reicht als meine Entscheidung für den, der zu meiner Gruppe gehört? Gibt es eine Verantwortung, die sich auf das Menschsein selbst richtet?

Mich prägte auch die Erzählung von Albrecht Goes *Die unruhige Nacht*. Ein Pfarrer verbringt eine Nacht mit Hingerichteten und denkt nach. Ich merkte: Das ist mehr als das formalisierte, als das ritualisierte, als das verstaubte Christentum, das sich in Deutschland schwer tut, seine Wilhelminischen Bronzeverkleisterungen loszuwerden.

Durch Literatur geriet ich in die geistige Auseinandersetzung. Durch geschmuggelte Bücher.

Wie lassen sich Vernunft und Glaube verbinden?

Wie läßt sich politisches Engagement für die Erniedrigten und Beleidigten mit dem Glauben verbinden?

Wie ist der Umgang mit dem Leid?

Ist Leid eine der Bedingungen für Sinnerfahrung?

Und nicht die Zerstörung jeden Sinnes?

Der tiefste Grund für meine Widerständigkeit liegt aber möglicherweise noch ganz woanders.

Im Winter 1946 war ich nicht ganz zwei Jahre alt. Meine Mutter wurde im einsam liegenden Pfarrhaus in der Altmark überfallen – von betrunkenen Russen. Mein Vater war noch

nicht aus dem Krieg zurück. Das muß ein Trauma gewesen sein, über das meine Mutter mit mir nie sprach, aber ein Trauma, das offensichtlich in meine Ängste hineinreicht, die sehr tief gehen und die damit zu tun haben.

Meine Eltern haben jeden Abend an unserm Bett gesungen und gebetet. Ich erinnere mich, daß jeden Abend, jeden Abend aus meinem Augenwinkel eine Träne lief, bei einer einzigen Zeile. Sie geht in die Tiefe. Es heißt: ›Breit aus die Flügel beide, oh Jesu, meine Freude.‹

Das hieß: Es war ein Schutz da. In diesen furchtbar kalten Nächten. In einer Zeit des Hungers. In einer Zeit der Vertreibung. In einer Zeit des 17. Juni, wo auf unserm Gelände ein Mensch erschossen wurde. In einer Zeit unglaublicher Angst, daß nochmal ein Krieg kommt.

›Und nimm dies Küchlein an. Will Satan dich verschlingen, sollst unverletzet sein.‹ Ich habe nie darüber reflektiert, was Küchlein ist, sondern daß da etwas ist, was die Angst überwinden kann: Ich glaube, das ist das von Herzen kommende Abendgebet meines Vaters – das Gebet in die Nacht hinein, in der Erwartung, daß es Morgen wird.

Der Glaube geht immer in die Nacht hinein, in der Erwartung, daß es Morgen wird. Das ist mein Glaube.

Ich denke, daß der Glaube, der sich in Dogmen Sprache gibt, formalisiert bleibt. Er wird kalt. Dogmatisch.

Etwas anderes ist ein Glaube, der sich die Expression zutraut, und dieser Expression Form gibt, zum Beispiel im Singen und im Beten.

Ich denke, daß in einer Zeit, in der die Expression und die Religion nicht mehr zusammenkommen, das Ende der Religion da ist. Das Ende der Religion ereignet sich nicht, wenn sie mit dem Verstand nicht übereinstimmt, sondern wenn das Expressive verlorengeht.

Glaube meint nicht, daß einer an etwas glaubt, sondern daß einer etwas erfährt.

Der Glaube ist in diesem Sinne etwas höchst Subjektives: indem er den Einzelnen in seinen Tiefen erreicht, im Innersten, damit er das Äußerste an Kraft einbringen kann. Das ist der Grund für Gewaltlosigkeit.«

Dies steht in der Tradition der Mystik.[6] Mystiker verkörpern das Vertrauen auf die eigene menschliche Erfahrung. Diese Tradition entwickelte eine gewaltige Kraft in der Geschichte Europas – und war zugleich meist ein Ausdruck der Gewaltlosigkeit – der Macht der Ohnmächtigen.

Ohne Gewalt. In Südafrika beschließen Christen 1987, daß die Kirchen ein Papier zur Gewalt machen.

»Wir in Wittenberg und unser Kreis wurden gebeten, uns dazu zu äußern. Wir sagten: ›Gewalt bekommt eine Eigendynamik. So hart euer Kampf in Südafrika jetzt ist, führt ihn gewaltfrei!‹

Die Südafrikaner hatten schon so schwere Krisen hinter sich, daß wir sagten: ›Wenn sie das überstanden haben, überstehen sie auch noch anderes.‹

Als die Leute in Leipzig anfingen, Fahnen zu schwingen, wurde mir angst und bange. Ich wollte nicht im Zeichen der Fahne verteidigt werden. Sondern im Zeichen des Grundgesetzes. Also der Demokratie.

In unserer Aufbruchsbewegung – ›Demokratischer Aufbruch‹ – lehnten wir uns an den Luther, der stark überzeugt war von der verwandelnden Kraft der Wahrheit, die sich durchsetzt – wenn diese Wahrheit Subjekte findet, die es wagen, sie dort zu sagen, wo sie wirksam wird – um es mit Brecht zu sagen. ›Die Wahrheit zu denen bringen, in deren Händen sie wirksam wird.‹«

Tatorte in Wittenberg. Welche Orte in der Stadt sind es, die die Gruppe mit ihren Aktionen »besetzt«?

Die Aktion ›Schwerter zu Pflugscharen‹ findet im Lutherhof am Brunnen statt.

Der ›Friedens-Spaziergang‹ im November 1983 geht aus

vom Bunkerberg, der östlich vom Lutherhof liegt – ein Überrest der Stadtfestung des 16. Jahrhunderts. »Dort trafen wir uns. Wir gingen mit diesem kleinen Spaziergang nicht durch die Stadt, weil wir alles vermeiden wollten, was provozierte.

Denn die Machthaber hatten immer Angst.

Wir sagten: Es geht bei diesem Spaziergang um uns und nicht um etwas Demonstratives.

Es wäre Illusion gewesen, daß das Volk sich uns angeschlossen hätte. Nein, sie hätten die Gardinen zugezogen, damit sie nichts davon wüßten, wenn man uns weggeräumt hätte.

Der Effekt wäre nur die Provokation gegenüber der Staatsmacht gewesen. Uns ging es aber darum, daß wir etwas für uns taten.

Der Bunker ist ein schönes Symbol. Er wurde nach dem Krieg zugeschüttet und begrünt: der große Bunker, auf dem die großen Kanonen standen, mit denen man Wittenberg verteidigen wollte. Diesen Bunkerberg machten wir zum Berg der Seligpreisung. ›Selig sind, die Frieden stiften. Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind die Barmherzigen. Selig sind, die reinen Herzens sind.‹«

Dann gehen sie weiter: zur Eiche, die an der Stelle gepflanzt wurde, wo Martin Luther das Bannschreiben des Papstes ins Feuer warf. Luther befreit sich an dieser Stelle von etwas ganz Schlimmem: Daß ein Machthaber einen Menschen für aussätzig erklärt und meint, er habe die Kraft, ihn in die Hölle zu setzen.

Anschließend zieht die Gruppe in die Rosa Luxemburg-Straße. Auch dies ein Symbol: Rosa Luxemburg steht für Toleranz.

Sie geht weiter zum Mahnmal für die Juden an der Stadtkirche.

Die vorletzte Station: der Panzer. Er steht auf dem Rest der Stadtfestung des 16. Jahrhunderts.

»Wahrscheinlich war es das einzige Mal, daß Ostdeutsche freiwillig, nicht von oben angewiesen, dort Blumen niederlegten. Schüchtern sprachen wir ein Gedicht. Wir dachten, wenn die Machthaber das mitkriegen, wird es nur als Provokation angesehen. Wir wollten nicht ihre Heiligtümer angreifen. Aber wir wollten auch sagen: ›Wir sind für den Frieden.‹

Das geschah vor der *Perestroika.*

Und dann gingen wir in die Schloßkirche und setzten uns dort zusammen.«

Das Netzwerk. Im Jahr 1983 entsteht eine Gruppe, die sich den Namen ›Frieden 83[3] gibt. Sie arbeitet überregional. »Wir trafen uns an verschiedenen Orten. In Torgau. In Bernburg. In Weißenfels. In Magdeburg. Wir trafen uns in den Gemeindehäusern und wohnten in den Privathäusern. Alle Kosten wurden umgelegt. Wir hatten keinen Pfennig von irgendwoher. Das Essen machten wir selber.

In Wittenberg trafen wir uns im Clubraum des Predigerseminars oder in den Wohnungen. Auch in meiner Wohnung.

Ohne Freunde wäre es gar nicht gegangen. Es war nicht nur eine Sache von Bärbel Bohley, Joachim Gauck und Friedrich Schorlemmer. Es hätte nicht funktioniert, wenn wir nicht ein Netzwerk von Verläßlichkeit gehabt hätten.«

Geistige Wurzeln. Was verändert sich nach 1989?

»Das Problem ist eine geistige Ausdörrung dadurch, daß wir durch Tagesaufgaben hin- und hergerissen werden, durch Finanzaufgaben und Strukturaufgaben.

Wir pflegen unsere geistigen Wurzeln viel zu wenig.

Die Akademie, an der ich jetzt arbeite, versucht ein Stückchen, die Wurzeln nicht weiter abzuhacken, sondern wieder freizulegen.

Dazu gehört für mich, als Theologe der DDR-Zeit, jetzt: Wer in einer großen Traditionsgeschichte der Kirche steht, muß sich der ganzen Geschichte erinnern. Der ganzen

Geschichte erinnern heißt, der schrecklichen und der wunderbaren Geschichte – die kannst du nur zusammen sehen.

Genauso geht es beim Thema Deutschsein. Wir schämen uns und verstummen angesichts unserer Geschichte. Auch in Wittenberg gab es ein KZ. Und hier wurde der nazistische Reichsbischof gewählt. Aber gleichzeitig ist wahr, daß schon zu diesem Zeitpunkt Dietrich Bonhoeffer hierher ein Kuvert schickte mit einem Brief und dagegen protestierte. ›Wer nicht für die Juden schreit, darf nicht Gregorianik singen‹. Das ist einer der wichtigsten theologischen Sätze überhaupt.

Wer für die Juden schreit, der soll auch Gregorianik singen.

Dem muß auch in der Musik das Herz aufgehen können.

Der muß auch gelöst sein dürfen.

Ein Engagierter, der nicht mehr gelöst ist, der wird gefährlich. Ob er links oder rechts ist.

Manche Bürgerrechtler beißen sich immer noch an ihren Feinden fest, statt die Freiheit zu genießen.

Ich bin nicht Nonkonformist aus Prinzip. Denn ich halte nichts für schwieriger als Leute, die immer nur Nein sagen und das, was sie wollen, vergessen.

Und die immer etwas sagen, weil sie den Ruf behalten wollen, querzudenken. Ich denke nicht aus Prinzip quer.

Ich kann mich auch ganz gut und fröhlich bestimmten Dingen anschließen.

Ich habe in meinem Leben auch versucht, meinem Gegner gerecht zu werden. Wenn mein Gegner etwas Vernünftiges sagt, dann erkenne ich das an und sage nicht: ›Das darfst du nicht sagen, weil du mein Gegner bist.‹

Ich war einmal Fraktionsvorsitzender der SPD. Ich respektiere auch Loyalität, weil Loyalität in der Politik nötig ist.

Aber es muß auch Leute geben, bei denen man nicht von vornherein weiß, was sie sagen, obwohl sie eine Position in einer Partei haben. Verläßlich sein heißt nicht, schon immer wissen, was jemand sagt.«

1 Auf die Frage nach seiner Kindheit in der Altmark verweist Friedrich Schorlemmer auf folgende Veröffentlichung: Friedrich Schorlemmer: ›Ririch Pasterjung‹. Kindheit in einem altmärkischen Pfarrhaus. In: Christoph Kleßmann (Hg.): *Kinder der Opposition. Berichte aus Pfarrhäusern in der DDR*. Gütersloh 1993, S. 83/84.

2 Schorlemmer, a. a. O. 1993, S. 93.

3 Schorlemmer, a. a. O. 1993, S. 85.

4 Schorlemmer, a. a. O. 1993, S. 87/88.

5 Schorlemmer, a. a. O. 1993, S. 91.

6 Mystiker in Straßburg wie Meister Eckhard (um 1260–1327), Heinrich Seuse (1295–1366) und Johannes Tauler (um 1300–1361), die Frauen in Helfta bei Eisleben: Gertrud von Hackeborn (1232–1292), Mechthild von Hackeborn (*1299), Mechthild von Magdeburg (um 1210–1282/1283), Gertrud von Helfta (1256–1302) und Martin Luther in Wittenberg.

Heidrun Heidecke: »Ich bin eine Spielernatur. Entweder ganz oder gar nicht. Und wenn ich etwas will, dann mache ich es.«

Sie wächst in Magdeburg »in einem reinen Frauenhaushalt« auf – bei Mutter und Großmutter. Die Mutter ist Bauingenieurin und Künstlerin.

»Ich bin Jahrgang 1954. Man sagt, ich sei altklug gewesen und neigte dazu, andere zu bevormunden. Das liegt wohl daran, daß ich – laut Aussage meiner Frau Mama – schon mit vier Jahren Käthe Kollwitz am Strich erkennen konnte. Ich wurde in Museen groß. Wir sind da ein- und ausgegangen. Das hat mich wahrscheinlich so beeinflußt, daß ich eben altklug war. Und es trug sicher auch dazu bei, daß ich sehr früh selbst wußte, was ich wollte.«

Widerstandserfahrung. »Meine Mutter und meine Großmutter hatten immer eine kritische Distanz zum DDR-System. Sie formulierten das zwar nicht laut, aber meine Mutter versuchte, es künstlerisch auszudrücken. Zum Beispiel in einer Reihe von Bildern, die sie ›Visionen 66³ nannte.

Es war keine Kritik, die das System insgesamt ablehnte, sondern eine immanente Systemkritik an dem, was hätte besser sein können.

Ihre Grundansprüche: humanistisch und sozial gerecht zu sein.

Ich erinnere mich: Als ich Kind war, wurde 1965 eine der großen Kirchen abgerissen – mit den ältesten Türmen in Magdeburg. Dort steht jetzt das ›Haus des Lehrers‹. Den SED-Bürgermeister, der gegen eine breite Bewegung von protestierenden Architekten entschieden hatte ›Das Ding kommt weg!‹, stellte meine Mutter in einem Bild dar: wie Nero.

Ein Kunstkritiker, ein bekannter Mann, sah das Bild in einer Ausstellung und interpretierte es völlig anders. Meine Mutter war ehrlich genug, zu sagen, was sie damit meinte. Seither wurden nur noch wenige ihrer Bilder ausgestellt.

Sie setzte sich viel mit Büchern auseinander und illustrierte sie. Zum Beispiel einen Antikriegsroman. Und *Nackt unter Wölfen*.

Manchmal mußte ich Modell sitzen.«

Frühe Liebe zur Natur. Früh entdeckt Heidrun Heidecke ihre Liebe zu Tieren und Pflanzen. Zur Biologie – im weitesten Sinne.

Sie wächst mit einem Hund auf. In den Ferien arbeitet sie im Zoo.

Später hält sie drei Jahre lang eine Nebelkrähe. »Sie war flügellahm, man wollte sie töten. Ich nahm sie mit nach Hause und pflegte sie bis zum Studium. Dann gab ich sie einem kleinen Tiergarten im Kinderheim.«

Ihr Kindertraum: Zoodirektor.

Später will sie forschen.

Über Westkontakte versucht sie, an spezielle Bücher zu kommen. »Das Geld, das in meiner Altersklasse in Jeans ging, gab ich für Bücher über Tierpsychologie aus.

Man sagte mir, es sei ausgesprochen schwierig als Intelligenzlerkind so ausgefallene Studienrichtungen wie Tierpsychologie oder reine Biologie zu studieren. Ich solle lieber die Kombination Biologie/Chemie/Pädagogik wählen.«

Pendel-Studentin. An der Martin Luther-Universität in Halle studiert Heidrun Heidecke von 1973 bis 1977 Biologie und Chemie.

Sie ist ›Pendelstudentin‹ – fährt morgens mit dem Zug nach Halle und abends zurück nach Magdeburg. Im dritten Studienjahr kommt das erste Kind, Sohn Falko.

Das Kalkül: »Mein damaliger erster Mann war bei der Nationalen Volksarmee. Er verpflichtete sich für drei Jahre.

Denn nach drei Jahren Armee hatte er die Chance zu studieren. Und wenn man mit 18 heiratete, hatte man die Chance, nach drei Jahren Armee eine Wohnung zu bekommen. Die materiellen Dinge wie Ehekredit, Aussicht auf Wohnung – geklappt hat es nie – waren Gründe, warum man relativ früh heiratete. Ich habe das Kind sehr bewußt gewollt.«

Die Großmutter betreut es in der ersten Zeit tagsüber, so kann Heidrun Heidecke weiterstudieren.

Insofern hat sie – »eine typische DDR-Biografie.«

An der Universität trifft sie auf »sehr gute Professoren.

Auch ein bißchen vom Politischen her. Sie waren fachlich ausgezeichnet und pflegten intensiven Kontakt zu den Studenten. Wir diskutierten viel. Das öffnete den Blick.«

Vier Jahre dauert das Studium. Sie genießt es. »Ich nahm fachlich alles mit, was ich konnte.«

Libellen-Liebe. »Ich lebte das Studium stark aus. Ich interessierte mich vor allem für den ökologischen Bereich. Wir hatten einen Forschungsstützpunkt. Im Gebiet der Staatssicherheit. Im Jagdgebiet von Erich Honecker – immer wenn Erich nicht jagte. Wenn er da war, hatten wir Ausgangsverbot. Zur Universität gehörten viele Forschungsorte. Zum Beispiel in der Lausitz.

Seit dem zweiten Studienjahr spezialisierte ich mich auf Enthomologie. Das heißt: auf Libellen. Darüber schrieb ich später meine Diplomarbeit. Dadurch habe ich bis heute eine sehr intensive Bindung zu allem, was mit Feuchtbiotopen zu tun hat.

Früher fing ich Libellen und nadelte sie. Im Osten gab es keine Insektennadeln. Das kostete Westgeld.« Wieder kann sie sich keine Jeans kaufen, sondern erwirbt stattdessen Insektennadeln und Bestimmungsbücher zur Identifizierung der unterschiedlichen Insekten.«

Dorf oder Stadt? »Nach dem Studium entschied ich mich, gar nicht erst zu versuchen, ein Forschungsstudium aufzu-

nehmen. Ich sagte mir: Mit einem Kind und einem Ehemann, der damals von der Armee kam, wird es Zeit, Geld zu verdienen. Ich mußte mich auf eigene Füße stellen. Meine Mutter war alleinstehend. Sie zog meine Oma mit durch, die wenig Rente bekam.«

Heidrun Heidecke beginnt in Magdeburg als Lehrerin zu arbeiten.

»Um einen Studienplatz zu erhalten, mußte sich der Bewerber verpflichten, nachher an den Ort zu gehen, wo der Staat ihn haben wollte. Ich hatte immer die Hoffnung, in ein richtig schönes kleines Dorf zu kommen. Denn dort konnte ich es mir am besten vorstellen, Lehrerin zu sein. Aber ich gehörte zum ersten Jahrgang, in dem die Absolventen per Computer verteilt wurden. Und dieser entschied: Magdeburg. So durfte ich weiter bei meiner Mutter wohnen – mit Kind.

Als mein Mann aus der Armee kam, glaubte er feststellen zu müssen, daß er seine Jugend verpaßt hatte und zu früh Vater wurde.« Scheidung.

»Ich lernte einen anderen Mann kennen, der sehr kinderlieb war und sich sehr um meinen Sohn kümmerte. Von ihm stammt meine Tochter.

Mit dem zweiten Mann liege ich jetzt in Scheidung – eine Folge der Wende.«

Die Altbau-Wohnung. Nach zwei Jahren bekommt die Lehrerin Heidrun Heidecke eine eigene Wohnung – im Zentrum der Stadt. Der Altbau gehört zu den Häusern, die nach dem ersten Weltkrieg als Notwohnungen gebaut wurden.

»Man durfte keinen Nagel in die Wand hauen, sonst kam sie einem entgegen. Aber die Räume waren schön groß. Doch es gab drei Öfen – wenn ich vorne mit Heizen fertig war, durfte ich hinten wieder anfangen. Und durch die Fenster pfiff der Wind. Im Winter konnte ich die Fensterläden nicht öffnen. In der Küche stellte ich eine Duschkabine auf.

In dieser Zeit, mit der Belastung von Beruf und Kindern,

wäre ich gern in den Plattenbau gegangen, denn dort gab es, wie man sagte, Warmwasser aus der Wand. Und die Wohnung war geheizt. Man hatte einen bestimmten Komfort.

Es war ein Unterschied, ob ich, wenn ich abends mit zwei kleinen Kindern nach Hause kam, erst die Eisblumen von den Fenstern kratzen und heizen mußte, oder ob ringsum alles funktionierte. Aber ich hatte keine Chance, aus dem Altbau herauszukommen.«

Das Kriterium der Wohnungszuteilung: »Die Wohnung war groß genug für eine Familie mit zwei Kindern.«

Auch aus einem weiteren Grund wäre sie gern in den Neubau gegangen. Ihre Arbeitsstelle sowie Kinderkrippe und Kindergarten liegen in einem großen Neubaugebiet in Magdeburg-Nord, weil sie glaubte, dort irgendwann eine Wohnung zu bekommen.

Nun fährt sie jeden Morgen mit zwei kleinen Kindern mit der ratternden und wackligen überfüllten Straßenbahn – eine Stunde lang.

Erziehung als Leidenschaft. 13 Jahre lang arbeitet Heidrun Heidecke in Magdeburger Schulen. Sie unterrichtet vor allem die 8. bis 10. Klasse, ein schwieriges Alter.

»Wenn andere Lehrerinnen im Biologieunterricht die Klassen verkorkst hatten, durfte ich sie übernehmen. Und im Großen und Ganzen schaffte ich es, sie wieder hinzubiegen. Ich brachte das zustande, indem ich sehr, sehr kameradschaftlich mit ihnen war.«

Beispiel: »Wir mußten ein FDJ-Studienjahr machen. Aber es kontrollierte niemand hundertprozentig, was wir machten. Ob wir über Lenin, Marx und Engels sprachen, wie es im Programm stand, oder mit den Fahrrädern an die Elbe fuhren, dort grillten und über die Dinge diskutierten, die Jugendliche interessieren.

Die Schüler schwiegen darüber.

Das brauchte ich ihnen nicht zu sagen. Sie wußten in

diesem Alter schon, daß es für sie und für mich gefährlich gewesen wäre, davon etwas nach außen zu tragen.

So machten wir zusammen alle Streiche, die man sich vorstellen konnte.

Wir grillten draußen. Und badeten an einer Stelle, die keine offizielle Badeanstalt war. Ich ging als Lehrerin das Risiko ein, dafür eins auf den Deckel zu kriegen. –

Aber die Schüler mußten wissen: In der Schule wird gelernt. Ich setzte Grenzen. Im Unterricht griff ich hart durch.

Ich denke diese Mischung war gut.«

Nebenbei leitet Heidrun Heidecke zahlreiche Arbeitsgemeinschaften: »Unterricht nach Rahmenprogramm.«

»Wir untersuchten Ökosysteme und Teichgesellschaften. Nächtelang lagen wir draußen und belauerten Biber. Das schweißte die Schüler der Arbeitsgemeinschaft zusammen. Dieser harte Kern beeinflußte dann die anderen in der Klasse, sich vernünftig einzubringen.«

Sie schreibt sogenannte ›Pädagogische Lesungen‹. »Wie kann man mit Schülern im außerschulischen Bereich umgehen? Wie lassen sich ökologische Zusammenhänge allgemeinverständlich machen?«

Sie werden veröffentlicht. Fachleute und Fachberater diskutieren darüber.

Außerdem ist sie in der Lehrerausbildung tätig.

Und sie macht Exkursionen.

Ökologie. »Dadurch lernte ich Leute kennen, die sich in der Stadt Magdeburg im außerkirchlichen Bereich – ich bin nicht kirchlich erzogen – mit Umweltfragen beschäftigten.

Seit 1987 gab es im Kulturbund eine Gruppe Stadt-Ökologie. Ich arbeitete mit ihr zusammen. Wir widmeten uns in den Elbauen Fragen von Gewässern.

Bäume fällen? Bäume pflanzen? Ökologisch orientierte Kleingärten? Mischkulturen? Dies alles war in der DDR-Zeit nicht so populär.

In einem langen Kampf hatten wir, als Kulturbund, Ende September 1989 etwas durchgesetzt: Wir durften in der Kleingartenausstellung, die stets im Herbst als Erntedankfest stattfand, einen ökologischen Kleingarten zeigen. Und biologische Schädlingsbekämpfungsmittel. Das war ein Politikum.

Am 7. Oktober hatten wir diese Ausstellung auf dem Marktplatz aufgebaut – da eskalierte es knapp neben uns.

Ängstlich fragten die Menschen: Kommen die Kampfgruppen zum Einsatz?«

Ausbluten? Sie geht zu den Demonstrationen in Magdeburg – »nur als normale Bürgerin, aus Spannung und Interesse.

Am Abend des 9. November, als die ›Aktuelle Kamera‹ die Öffnung der Mauer zeigte, saß ich vor dem Fernseher und heulte – nicht vor Freude.

In der Art, wie das im Fernsehen rüberkam, entstand der Eindruck, wir hätten eine Situation wie 1961: Wer will, kann gehen, darf aber nie mehr zurückkommen. Das war für mich so schlimm, daß ich mir sagte: Das ist das Ende.

Das Ende im doppelten Sinn. Denn was vorher lief, zielte darauf, dieses System zu verändern und nicht, es auszubluten.

Die Geschichte in Ungarn – der Sohn der Nachbarn war dabei, saß in der Botschaft – las ich als ein Signal: Ausbluten. Wer ist der Letzte – wer macht das Licht aus?

Ich wollte nicht gehen. Dazu bin ich viel zu bodenständig.

Ich bin in Magdeburg groß geworden. Wir hatten ein Häuschen gebaut. Was das bedeutete, weiß hier jeder. Ich hatte alle Steine mindestens zweimal in der Hand. Einmal beim Abladen und einmal beim Hochbringen.

Nur direkte Repressalien hätten mich zum Weglaufen gebracht.

Ich hatte mich in meinen Nischen ganz bequem eingerichtet. Mein ökologischer Bereich mit meinen Schülern machte Spaß. Zu Hause betrieb ich auf 500 Quadratmetern Öko-Gartenwirtschaft. Wir hatten eine Menge Freunde, die

offen miteinander reden konnten. Ich wurde nie mit Beschattung oder Überwachung konfrontiert.«

Die rasche Zeit der Wende. »Die Zeit der Wende kam so rasch, daß ich nicht wußte, wie ich hinterherkomme.«

Sie diskutiert mit Schülern.

»Bei den 14-, 15- und 16jährigen stürzten Welten ein. Sie wollten immer verstehen, warum die Grenze aufging.«

Sprung in die Politik. »Ich lernte früh Leute vom Neuen Forum kennen. Und ich wurde angesprochen, die Grünen mitzugründen.

Da an diesem Tag meine Tochter Geburtstag hatte, fuhr ich am 24. November 1989 nicht mit nach Berlin. Aber hier in Magdeburg war ich unter den Gründern der Stadtgruppe und Bezirksgruppe.

Das war mein Einstieg in die politische Tätigkeit.

Wer geht zum Runden Tisch des Bezirkes Magdeburg? Es wurde ein Mann vorgeschlagen, weil er in der Gründungsversammlung der Grünen – man kannte sich wenig, aus allen Ecken kamen Leute – offensiv aufgetreten war. Er sagte: ›Bei den Grünen gibt es Quoten, daher muß auch eine Frau mitgehen!‹

Und da war es meine Fachberaterin, bei der ich die ›Pädagogischen Lesungen‹ gemacht hatte, die mich vorschlug: ›Die Heidrun Heidecke kenne ich. Sie hat sich immer schon für Ökologie engagiert.‹

Die neu entstandene Basisgruppe, die sich nicht einmal untereinander kannte, entschied: ›Die Heidecke geht mit an den Runden Tisch.‹

Mit der Initiative ›Grüne Partei‹ erhielt der ökologische Aspekt innerhalb der Umgestaltung eine neue Dimension. Für mich war es eine spannende Aufgabe, ihn einzubringen, und nicht nur die Bürgerrechte.

Einmal in der Woche tagten wir am Runden Tisch – in einer ganz eigenen und spannenden Atmosphäre: weil wir

alle gleichrangig nebeneinander saßen, ob das ›Demokratie jetzt‹ oder ›Demokratischer Aufbruch‹ oder ›Initiative Friedens- und Menschenrechte‹ war. Wir diskutierten über alles.«

Landtagswahl. »Wer kandidiert zum Landtag? – Alle guckten betreten nach unten – und erzählten dann, daß sie Kind, Hund und sonstiges zu versorgen hätten.«

Heidrun Heideckes Kinder sind zu dieser Zeit schon fast erwachsen. »Dadurch konnte ich es mir leisten, Politik zu machen. So sagte ich: Entweder ganz oder gar nicht. Wenn wir als Partei etwas zu sagen haben wollen, müssen wir auch ins Parlament. Und dann muß man auch kandidieren!

Ich wurde Direktkandidatin für einen Wahlbezirk in Magdeburg. In dieser Zeit knüpften wir Kontakte zu den West-Grünen. Ich übte, was Wahlkampf heißt: in einem klapprigen Bus unterwegs, der – Ironie des Schicksals – von der Stasi stammte. Mit Sonnenblumen-Aufklebern der Grünen.«

Erst vier Wochen vor der Landtagswahl läßt sie sich im September 1990 freistellen.

»Damals schloß ich das Kapitel Lehrerin ab.

Die Wahl ging für uns unheimlich knapp aus. Zwischendurch sah es so aus, als ob wir nicht reinkommen. Ich hatte einen richtigen Filmriß. Nach dem ersten Fernsehauftritt stand ich draußen auf dem Hof und heulte, weil ich dachte, wir schaffen es nicht. Zu dieser Zeit lagen wir bei 4,8 Prozent.

Wir kamen mit 5,1 Prozent ins Parlament.

Am nächsten Morgen trafen wir uns und fragten uns gegenseitig: ›Was ist jetzt eigentlich los?‹ Keiner hatte eine Vorstellung davon, was eine Fraktion ist und wie ein Landtag funktioniert. Es gab vorher keinen Landtag. Es gab auch kein Landtagsgebäude. Die ersten Male tagten wir in der Bundeswehrkaserne in Dessau. Es gab keine Büros für die Abgeordneten. Auch keine Pressestelle.

Und wir mußten uns selber finden. So gut kannten wir

uns alle nicht, weil wir aus unterschiedlichen Gruppierungen kamen.

Dann folgte die Geschäftigkeit des Landtages. Meine ersten kleinen Anfragen zum Thema Atomlager Morsleben.

Damals wurde losgetreten, was mich heute noch bewegt.«

Die Spielerin. »Ein bißchen bin ich eine Spielernatur.

Zu diesem Stichwort: Im Februar 1992 trat ich aus der Partei der Grünen aus, denn ich wollte mich der Vereinigungsdoktrin der West-Grünen nicht beugen. Sie hatten einen festen Terminplan, wie alles zu funktionieren hätte.

Mit Freunden hatte ich aus den verschiedenen Gruppen eine Strategie gebastelt, wie wir im Landesverband eine eigene Kreation mit allen machen könnten. Aber da funkten uns die Bundis einfach zu sehr dazwischen. Sie wollten sich auf Bundesebene vereinigen – und diese Ossis in Sachsen-Anhalt machten wieder nicht mit.

Da trat ich Knall auf Fall aus und ins Neue Forum ein. Das war ein Schock für unsere Fraktion: sie hatte Angst, daß die Fraktion auffliegt. Ich mußte dann wochenlang dafür sorgen, daß sie begriff, ich arbeite genauso weiter wie bisher. Dadurch hatte ich eine hohe Akzeptanz bei den Bürgerbewegten.

Und ich führte schrittweise eine ganze Reihe von Parteilosen in die Reihe der dann geschlossenen Partei Bündnis 90 / Die Grünen.

1994 sagte ich als ›Untreue und Abtrünnige‹: Ich will es wissen! Und ich kandidierte wieder für den Spitzenplatz. Mit mir bewarben sich drei Frauen. Aber ich erhielt im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit. Dies hat mir gesagt, daß der Weg doch nicht verkehrt war und daß die Leute über das, was ich in den vier Jahren geleistet hatte, nicht weggehen konnten.

Ich setzte alles auf eine Karte. Entweder ganz oder gar nichts. Wenn ich etwas will, dann mache ich es.«

Ministerin. Zwei konservative Landesregierungen scheitern. Die dritte ist eine rot-grüne Koalition, geduldet von der PDS.

In ihr wird Heidrun Heidecke Umweltministerin.

»Als Ministerin hab ich es schwerer als im Landtag, weil man mit einem solchen Amt ›staatstragend‹ sein muß. Es ist ungehörig, von der Regierungsbank dazwischen zu rufen. Vorher war ich eine der häufigsten Zwischenruferinnen. Jetzt kann ich nicht mehr ganz so frech sein.

Unsere Leute sagen: ›Dir fehlt etwas!‹

Aber draußen im Land kann ich Lebendigkeit rüberbringen. Da kann ich ganz anders diskutieren.

Ich nerve meine Mitarbeiter von A bis Z damit, daß ich hinter den konkreten kleinen Dingen, wo ich Chancen sehe, herlaufe. Ich hetze sie. Vieles läßt sich nicht gesetzlich regeln. Aber ich versuche, konkrete Projekte als Beispiele in die politische Diskussion zu bringen – als Beispiele dafür, wie wir es anders machen können. Denn nur dann, wenn es irgendwo schon funktioniert, kann ich sagen: ›So könnte es gehen!‹

Ich bin sehr viel draußen unterwegs. Dann kehre ich mit zehn Hausaufgaben zurück.«

Planen und Träumen. »Ich habe keine Zukunftsängste. Ich bin selbstbewußt genug, um zu sagen: ›Es gibt immer eine Chance, etwas anderes zu tun.‹

Meine Traumvorstellung?

Daß Ökologie in zehn Jahren integraler Bestandteil aller Ressorts ist.

Daß Ökologie so in die Köpfe kommt, daß sie sich in allen Lebensbereichen widerspiegelt.«

Friedrich Kolbitz: »Wir wollten das menschliche Gesicht des Sozialismus zum Vorschein bringen. Das kann man nur in kleinen Schritten tun. Das war unser Wille.«

Friedrich Kolbitz stammt aus Zerbst. Jahrgang 1950. Erster Blick über DDR-Grenzen hinaus: 1967 fährt er mit einem Freund auf dem Motorrad nach Polen und in die Tschechoslowakei. Abitur 1968.

Dieses Jahr sieht er für sich und für die gesellschaftliche Entwicklung als entscheidend an.

»Noch wichtiger als die westdeutsche Studentenbewegung waren für uns junge Leute die zeitgleichen Ereignisse in Prag. Wir identifizierten uns innerlich mit der Widerstandshaltung gegen das herrschende Regime. Und wegen der Studentenbewegung auch mit dem Aufbruch einer anderen Bundesrepublik.«

Friedrich Kolbitz glaubt durchaus, daß der Sozialismus der künftige Weg der Menschheit ist. Studentenbewegung und Prager Frühling sind für ihn keine Absagen an den Sozialismus, sondern nur an seine Orthodoxie. Beide Bewegungen versuchen, einen menschlichen Sozialismus zu entwerfen.

»Ich überlegte, ob ich in die Partei eintreten müßte.«

Aber schon vor dem Prager Frühling bzw. vor allem nach seiner Niederschlagung ist er aus vielen Gründen skeptisch. So verschiebt er die Entscheidung.

»Die Niederschlagung war der erste große innere Bruch mit den Idealen des herrschenden Sozialismus. Wer es nötig hat, Menschen mit Waffengewalt zu bekehren, dessen Argumentationskraft und Überzeugung geht nicht weit und tief.

Und so lebte das Staatsvolk schizophren: bis 20 Uhr in der DDR und ab 20 Uhr, wenn die Nachrichten anfingen, in der Bundesrepublik Deutschland. Wir waren besser informiert als die meisten Bundesbürger, weil wir die täglichen Nachrichten viel intensiver lasen, hörten und sahen.«

Und sie diskutieren wohl auch mehr darüber.

Der Bruch. Für viele Menschen markiert das Jahr 1968 den eigentlichen Bruch mit dem Sozialismus. Das Paradox: In dem Jahr, wo in West-Deutschland viele Menschen ihn erst entdecken, brechen in Ost-Deutschland viele mit ihm, weil er sich nicht menschlich entwickelt.

»Und dann, im Dezember 1968, erlebte ich Dinge, die für mich persönlich noch schlimmer waren. Es tut weh, wenn man etwas liebt und verliert, an dem das Herz hängt, und auch der Verstand.

Ich erlebte ›Hexenprozesse‹ an der Universität.

Gegen Studenten.

In der Regel gegen die besten.

Gegen die Studenten, die sich gegen das Einmarschieren in die Tschechoslowakei wehrten.

Ich dachte an Hitler und Göbbels.

Es war die gleiche Sprache.

Hysterisches Geschrei in der Aula: Studenten wurden niedergemacht.

Ich bin Mathematiker, gehe in der Regel mit dem Verstand vor und will ein Argument hören. Aber es gab keins. Nur Geschrei. So wie ich es aus den Filmen kannte, die man uns als Abschreckung zeigte. Wie die Nazis mit den Menschen umgingen. Ein idiotisches Spiel mit der Psyche. Vor meinen Augen. Alle mußten bei dieser Strafaktion dabei sein. Wer nicht da war, wurde registriert.

Vor mir saßen zwei weißhaarige Professoren. Sie schüttelten den Kopf.

Diese Bilder vergesse ich nicht.

Danach bezeichnete ich mich nicht mehr als Kommunist.

Vielleicht war ich es nie, aber ich hatte der Idee mein Votum gegeben.«

Mathematik. »Mein Berufswunsch war, Archäologie und Völkerkunde zu studieren. Aber ein Lehrer sagte: ›Bei deiner

Einstellung hat es keinen Sinn.‹ Denn in meiner Beurteilung stand auch Negatives – nicht fachlich, sondern politisch.

Der Bedarf an Mathematikern war groß. Als ich anfing, wurden 150 Studentinnen und Studenten immatrikuliert, im Jahr zuvor nur 30. Es war die Zeit der großen Sprünge. Motiv: Die Hoffnung, den Sozialismus durch die Naturwissenschaften und die moderne Rechentechnik zu stärken.«

Von 1968 bis 1973 studiert Friedrich Kolbitz an der Martin Luther-Universität in Halle Mathematik.

Stickstoffwerk. Erste Berufsstation: das Stickstoffwerk in Wittenberg-Piesteritz. Praktische Ausrichtung: Entwicklungsingenieur für Software.

»Ich bekam die Möglichkeit, in einem ganz modernen Betrieb zu arbeiten. Die Amerikaner hatten ihn gebaut. Mit modernster Technik.

Auch mit EDV-Anlagen – den modernsten, die es auf der Welt gab. Ein solcher Betrieb gab die Chance, sich am Weltniveau zu orientieren. Er trug wohl auch zu meiner weiteren Entwicklung bei. Wir waren immer in das aktuelle Wissenschaftsgeschehen einbezogen, kannten die neuesten Entwicklungen und betrieben sie selbst.«

Flucht? Doch schon rasch, bereits 1974, landet der Höhenflug in der Enttäuschung. Sie führt zur weitverbreiteten Frage: »Was soll ich in diesem Land?«

Reaktion: »Ich dachte: Es wird Zeit, diesen Staat zu verlassen.

Zwar hatte ich meine Nische, meinen kleinen Freundeskreis, aber ich fragte mich: Das kann doch nicht alles gewesen sein!«

Es ist europaweit eine Zeit, in der viele Menschen das Gefühl haben, Probleme dadurch zu lösen, daß sie weggehen. In westlichen Ländern heißt dies ›aussteigen‹ – nach Italien oder Spanien oder Portugal oder noch weiter weg.

Friedrich Kolbitz überlegt.

Die Nacht in der Schloßkirche. »Acht Jahre später, 1982, lernte ich Friedrich Schorlemmer kennen. In der Nacht – in der Schloßkirche Wittenberg – in einer Veranstaltung mit 2000 Menschen, die an die Nieren ging: Sie war ein Weg zum Gedenken an die Vernichtung der Juden.

Immer schon war mein Verhältnis zum Judentum sehr intensiv. Wir nannten bewußt unsere Töchter Sarah und Hannah. Das stieß bei vielen auf Befremden. Da wurde mir bewußt, wie tief die Vorurteile eingewurzelt sind – und mir kam die Angst, daß sich das Geschehen von 1933 bis 1945 wiederholt.«

Die Gruppe. »Meine Frau und ich kommen an diesem Tag aus der Kirche, treten ins Freie, wollen nach Hause gehen. Da spricht mich Friedrich Schorlemmer an: ›Unsere Gruppe nennt sich ›Junge Erwachsene‹. Haben Sie Interesse daran?‹

Ich kannte Schorlemmer noch nicht. Ich wußte nur, daß es ihn gab und daß er Pfarrer in Wittenberg an der Schloßkirche war.

Es war ein eigentümliches Erlebnis, daß mich jemand ansprach, ohne mich zu kennen.

Ohne, daß ich irgendein Wort gesagt hätte.

Ich war nur in der Kirche und habe zugeschaut.

Gewiß hat Schorlemmer mir angesehen, daß sich in mir etwas abspielte. Da keimte der Wunsch: Ich könnte hier bleiben, wenn ich mich einer solchen Gruppe anschließe.«

Er wird Mitglied dieser Gruppe und entdeckt neue Tätigkeitsfelder und neue Freunde.

Reformieren. »Dies alles motivierte mich, hier zu bleiben und für dieses Land etwas zu tun.

Wir glaubten zwar nicht mehr an den ›realen Sozialismus‹ und wollten mit ihm nichts mehr zu tun haben, hatten mit ihm gebrochen, aber wir wollten den Sozialismus reformieren.

Nach wie vor stehe ich dazu: Unser Ziel war es, den Sozialismus zu reformieren.

Wir wollten einen demokratischen Sozialismus.

Erstmal forderten wir die bürgerlichen Freiheiten der Revolution von 1848. Dazu gehörten Versammlungsfreiheit und Redefreiheit.

Wir wollten das menschliche Gesicht des Sozialismus zum Vorschein bringen. Das konnte man nur in kleinen Schritten tun. Das war unser Wille.«

Drohungen. »Wir schrieben Briefe an Kreis- und Bezirksrat. Reaktion: Der Rat des Kreises und der Rat des Bezirkes luden uns vor.«

Dies führt zu Problemen in der Familie. Als seine zweite Tochter geboren wird, fragt ihn seine Frau: ›Kannst du deine Aktivitäten eigentlich verantworten?‹

Die Gruppe gerät in Konflikt mit der Staatsgewalt. Massiv. Das geht so weit, daß jemand zu seiner Frau sagt: ›Sie haben kleine Kinder. Möchten Sie, daß sie in ein Heim kommen?‹

Eine Drohung. Sie macht Angst.

»Aber ich sagte mir: Ich habe meinen Eltern und Großeltern oft ihr Verhalten in der Nazizeit vorgeworfen, ich will nicht das Gleiche tun wie sie.«

Wenn einer aus der Gruppe zur Behörde bestellt wurde, diskutiert er.

Das Verhör beginnt stets mit einer Behauptung. Ihr folgt eine plumpe Überrumpelungsfrage: ›Was ihr sagt, geht gegen den Sozialismus. Seid ihr gegen den Frieden?‹

Friedrich Kolbitz lacht: So dümmlich ging es zu.

Die Diskussion wird nur zu dem Zweck geführt, »irgendetwas zu finden – einen Vorwand, die Leute zu drangsalieren und einzuschüchtern.«

Dann erscheint das umstrittene gemeinsame SED-SPD-Papier. Friedrich Kolbitz empfindet es als große Unterstützung für die Friedens- und Umweltgruppen. »Als es kam, hatten wir eine neue Möglichkeit, mit Behörden zu reden.

›Gucken Sie mal, hier steht doch alles. Es ist nur anders formuliert.‹

Das Dilemma der SED: Sie hatte sich darauf eingelassen.

In dem Moment, da sich eine Diktatur auf ein freiheitliches Gebilde einläßt, hat sie verloren.«

Die Wittenberger Thesen. Kirchentag 1988 in Halle – unter dem Motto: ›Umkehr führt weiter. Zu neuen Ufern. Zu neuen Ideen.‹

»Wir hatten 20 Wittenberger Thesen in Anlehnung an Luther entwickelt. ›Man muß Reformen einleiten, um eine Reformation betreiben zu können.‹ Diese Thesen gingen an die Substanz des Staates. Zum erstenmal wurde schriftlich der alleinige Wahrheitsanspruch der Kommunisten angefochten. Ein Staatsverbrechen. Zu dritt trugen wir diese Thesen vor. Da hatte ich das erste Mal weiche Knie. ARD- und ZDF-Kameras waren auf uns gerichtet. Jeder las abwechselnd ein, zwei oder drei Thesen vor. Später wurde darüber diskutiert.

Eine These lautete: Es muß Schluß sein mit der organisierten Verantwortungslosigkeit.«[1]

In den nächsten Tagen zitiert der Rat des Kreises viele Mitglieder der Gruppe zu sich.

Bunter Vogel. Erhard Eppler hält in der Pauluskirche in Halle – »eine fantastische Rede.« Friedrich Kolbitz wird ihm als Fahrer zugeteilt, mit seinem Wartburg.

»Drei Tage erlebte ich hautnah, wie er sich vorbereitete. Im Auto gab es viele Gespräche. Selbst beim Empfang des damaligen Oberbürgermeisters von Halle war ich dabei. Das war für mich etwas peinlich, denn ich hatte Jeans und ein T-Shirt an. Die Leute am Eingang wollten mich nicht reinlassen, aber Eppler sagte: Wenn meine Begleitung nicht reinkommt, komme ich auch nicht. – So gaben sie nach.

Im Saal standen die Präsidenten von Kirchen und die Bischöfe, nicht nur aus der DDR, sondern auch aus Europa und Übersee.

Und ich mittendrin als bunter Vogel.«

Herabgewirtschaftet. »Für uns war klar: Die DDR wird wirtschaftlich zusammenbrechen. Wohl im Jahr 2000. Diese Zahl hat etwas Magisches. Immer werden an die Wende eines Jahrhunderts und Jahrtausends Hoffnungen geknüpft.

Im Betrieb waren wir ein Team von 30 hochdotierten Leuten. Und wir bauten uns selbst eine Baracke, wo wir unsere Schreibtische hineinstellen. Denn unsere alte Baracke brach zusammen. Es regnete durch, überall standen Regenschirme – wie auf dem Bild von Spitzweg.

In unserer Not verkauften wir EDV-Programme an andere Betriebe, um dafür Reifen einzutauschen. Für Reifen erhielten wir Zement. Und für Zement Fenster. Überall wurde sichtbar, wie die Anlagen heruntergewirtschaftet waren.«

Die Sicherheitsstandards und Sicherheitsmaßnahmen werden ständig herabgesetzt, damit noch produziert werden kann.

Gorbatschow. Über seinen Schreibtisch im Werk hängt Friedrich Kolbitz ein Gorbatschow-Foto mit dem Text ›*Glasnost* und *Perestroika*‹.

Der Parteisekretär fragt, ob er es nicht abnehmen will.

»Ich antwortete: ›Bist du ganz richtig? Das ist der Größte, den ihr habt – und ich soll ihn abnehmen?‹

Wer Gorbatschows Schriften gelesen hatte, wußte: Jetzt ist einer da, der die Dinge beim Namen nennt. Ich denke, es gab den Versuch, Gorbatschow auszuhebeln. Falken und Tauben schlossen sich zusammen und versuchten, gegen Gorbatschow zu arbeiten.«

Die Russen. »Früher hatten wir die Russen immer als Bedrohung empfunden. Stets fuhren sie bei kritischen Anlässen mit ihren Panzerspähwagen und Mannschaftswagen durch die Straßen. Jahrzehnte waren sie präsent. Das hieß: Wagt nicht, an so etwas wie Ungarn oder Prag zu denken! Wir sind hier!

Sie erschienen auch am 7. Oktober 1989.

Aber dieses Mal empfanden wir die Russen als Schutz.

Warum?

Das läßt sich nicht rational erklären: Es war unser Empfinden.

Wir sagten uns: Die Russen schützen uns vor der DDR-Staatsmacht.«

Der Blitz des Übersetzers. Am 7. Oktober besucht Gorbatschow die DDR.

»Ich strich in meiner Garage die Fenster. Da hörte ich im Radio den eigentümlichen Satz: ›Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.‹

Im ersten Moment war ich enttäuscht. Ich hatte etwas Gewaltiges erwartet. Vor Wut hätte ich schreien können.

Dauerte meine Reaktion 10 Sekunden oder 20 oder 30?

Plötzlich schlug die Enttäuschung in eine maßlose Freude um: Jetzt ist es vorbei.

Seit diesem Zeitpunkt empfanden wir die Präsenz der Russen anders als zuvor.

Wenn Gorbatschow sagt: ›Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben,‹ bedeutete es den Abgesang für das DDR-System.

Ich bin einer der wenigen, der weiß, daß das Ganze damals ganz anders war, als man denkt.

Wie kam ich darauf?

Im vorigen Jahr reiste eine Delegation aus Rußland nach Sachsen-Anhalt: der stellvertretende Wirtschaftsminister mit Anhang. Zu ihr gehörten ein russischer und ein deutscher Dolmetscher.

Der Deutsche hatte damals Gorbatschows Worte übersetzt.

Beim Abschiedsabend sagte der russische Dolmetscher zu mir: ›Wissen Sie eigentlich, wie das wirklich war mit Gorbatschows Worten? Der Sinn seiner Rede war ziemlich

kompliziert: Etwa, daß man sich dem Leben stellen muß. Und daß man nicht so einfach schwarz-weiß malen kann, sondern sich auf die neue Entwicklung einstellen soll. Und: Wir sind doch alle für den Frieden! Und: Wir müssen zusehen, daß Europa erhalten bleibt!

Gorbatschow redete vier, fünf Minuten.

Aber der deutsche Dolmetscherkollege sagte nur: ›Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.‹

Punkt. Aus.

Ich dachte: Ist der verrückt?

Er ließ alles andere weg. Und sagte etwas, was Gorbatschow gar nicht gesagt hat.

Und doch gesagt hatte – sinngemäß.‹«

Krieg: Väter gegen Kinder? Am 7. Oktober werden in Leipzig Kampfgruppen gegen Demonstranten eingesetzt. »Aber da hetzten die Militärs oder die Polizei die Jugendlichen nur noch halbherzig durch die Gegend. Denn in den Kampfgruppen waren Leute, die Kinder hatten – genauso alt wie unsere.

Am 8. und 9. Oktober begann die Diskussion in den Abteilungen des Stickstoffwerkes. Kampfgruppenleute wurden gefragt:

›Was macht ihr heute abend bei der Demo?‹

›Auf welcher Seite stehen denn eure Kinder?‹

›Wir als Kollegen auf der einen Seite – und ihr mit euren Maschinengewehren und Maschinenpistolen auf der anderen Seite?‹

›Ihr habt doch immer erzählt, ihr würdet nur für den Feind von außen eingesetzt.‹«

Friedrich Kolbitz kennt viele in den Kampfgruppen, die sagen: ›So geht es nicht mehr weiter.‹

›Warum wird nicht geschossen?‹

»Das hätte internationale Isolierung bedeutet. Leipzig ist nicht Peking. Die Regierung wollte ihr Bemühen, internationale Anerkennung zu erlangen, nicht aufs Spiel setzen.«

Ein gordischer Knoten. Aber dieses Mal nützte kein Schwertstreich – er war nicht auflösbar.

Bruderkrieg? In den Tagen vor dem 10. Oktober arbeiten die Leute im Betrieb praktisch nicht mehr, sondern sie diskutieren von früh bis nachmittags. Auf dem Flur. In den Büros.

»Wieder gab es Diskussionen mit den Kollegen, die in den Kampfgruppen waren: Wie stellt ihr euch das vor – heute abend, am Tag nach Leipzig, in Wittenberg?

Wir hatten zusammen angefangen, 16 Jahre zusammen gearbeitet, es waren angenehme Menschen. Wir feierten zusammen, jeder kannte die Kinder. Eine große Familie.

Ich sprach einen Kollegen an: ›Na, Günter, was ist heute abend?

Wenn wir aus der Schloßkirche kommen, steht ihr uns da *vis-à-vis* mit scharfer Munition gegenüber? Warum sagst du Nein? Natürlich habt ihr scharfe Munition. Ein Funke kann ein Feuer auslösen.‹«

Gespräche, die in eine Tiefe greifen.

»Ich merkte, was in diesen Menschen vor sich ging: sie waren verzweifelter als wir.

Wir waren freudig, erwartungsvoll, natürlich auch ängstlich.

Aber diese Kollegen waren in einer Situation, wo sie nicht mehr wußten, was sie machen sollten. Es war ihnen klar: Wenn die Kirchentüren aufgehen und es gab den Befehl, hart einzugreifen, kommt es zum Konflikt – dann kann es einen Schußwechsel geben.»

Wer weiß, wer, wann, wo, wie geschossen hätte?

Und mit welchen Folgen?

Immer steht Peking vor Augen.

Blitzhaft zieht die Geschichte der Revolutionen durch die Empfindungen der Menschen.

Weil viele Wittenberger nach Leipzig fahren wollen, findet die Demonstration in Wittenberg am 10. Oktober statt. Sie

beginnt in der Schloßkirche mit dem Gebet für den Frieden. Der Raum ist völlig überfüllt. Draußen stehen Tausende.

Das Erwachen des Subjekts. Die Friedensgebete bieten die Gelegenheit zur Selbstdarstellung: jeder hat die Möglichkeit, aus seinem Leben zu berichten. Das wird intensiv genutzt. Der Ablauf ist strukturiert, aber nicht, wer ans Mikrofon geht. »Es gab Menschen, die vorher keinen Satz sprechen konnten – und nun redeten sie vier Minuten und rhetorisch hervorragend – über ihr Leben und über ihre Erfahrungen mit der Staatsgewalt. Und sie machten Vorschläge zur Veränderung der Gesellschaft.«

Von Montag zu Montag. Eine Woche nach der ersten Montags-Demo in Leipzig ist die Angst noch übermächtig.

»Aber von Montag zu Montag wird es lockerer.

Am 23. Oktober läuft rund um Leipzig eine fast fröhliche Veranstaltung.«

Dann werden Bürgerbüros gegründet: Sie sollen sich mit der Staatsgewalt in Verbindung setzen. »Eine Vorstufe der Runden Tische. Eine Sensibilisierung der Menschen. Man kann sie kaum mit dem Verstand erklären.

Als Mathematiker bin ich ein sehr rationaler Mensch, lasse mich aber in manchem von Gefühlen leiten – das funktioniert in der Regel sehr gut.«

Die Ereignisse überschlagen sich, eine Nachricht jagt die andere.

Der Ministerrat tritt zurück.

»Ich war nur eine halbe Stunde von zu Hause fort und schon gab es wieder eine Weltneuheit.«

Die Mauer fällt.

Bürgermeister. Friedrich Kolbitz mischt sich wie die übrigen Mitglieder der Gruppe in Wittenberg – und in anderen Städten – rasch in das politische Geschehen.

Diese Menschen hatten in ihren Gruppen eine Art Training in Demokratie erfahren. Sie kannten demokratische

Strukturen. Hatten Verständnis für Satzungen. Über Jahre hinweg eigneten sie sich das »Handwerk der Demokratie« an.

»Der Rat der Stadt hatte zwei Altkommunisten, die als Stalinisten galten, abgewählt. Da waren nun zwei Positionen vakant: der stellvertretende Bürgermeister und der Sekretär des Rates.

Der Bürgermeister kam mit der Bitte: Leute aus den neuen Parteien sollen sich zur Verfügung stellen.

Ich hatte drei schlaflose Nächte. Man kann in einer Gruppe nicht acht Jahre über Politik reden und wenn es dann soweit ist, sagen: ›Laß mal die anderen vor!‹

Meine Frau war skeptisch. Damals hatten die meisten noch Angst vor der Stasi. Wo läuft die Entwicklung hin? Alles ist unbestimmt!

Von deutscher Einheit sprach im Januar noch niemand.

Einige hatten am Besprechungsabend Interesse signalisiert, aber ich war schließlich der einzige, der noch zur Wahl stand.

Es war ein ganz gewaltiger Schritt. Ich bereue ihn nicht.

Ende Januar wählte mich der alte Rat zum stellvertretenden Bürgermeister. Am 1. Februar 1990 bezog ich meinen Arbeitsplatz im Rathaus. Hauptberuflich. Ich war der zweite Mann: mit den Ressorts Planung und Stadtentwicklung.

Eine schwierige Situation, denn kurz nach der Wende gab es nichts zum Planen. Es galt zu versuchen, das Chaos zu verhindern.

Das gelang. Eine Riesenleistung auch der Runden Tische.«

Runde Tische. »Von November bis zur Kommunalwahl arbeiteten wir mit ihnen zusammen. Sie hatten Vorbilder in Polen, die funktionierten. Denn alle Bürgermeister waren verunsichert.

Jede Woche gab es Demonstrationen. Da traute sich keiner mehr, etwas ohne die Zustimmung des Runden Tisches zu entscheiden.

Das Erstaunliche: In dieser Übergangszeit von einem halben Jahr, in dem normalerweise ein Gemeinwesen zusammenbricht, versank das Land nicht im Chaos.

Der Runde Tisch ist weltweit ein Modell für Übergangszeiten, das man im Hinterkopf behalten sollte.«

Kommunalwahlen. In Wittenberg wird die SPD stärkste Partei. »Zugpferd Schorlemmer erhielt in seinem Wahlkreis, glaube ich, 95% der Stimmen. Ich wurde Finanzdezernent – eine interessante Position – mit Herz und Seele. In der SPD war ich im Vorstand. 1992 wurde ich Kreisvorsitzender. Und Schatzmeister der Landes-SPD.«

Regierungspräsident. 1994 entsteht eine rot-grüne Landesregierung.

Ein persönlicher Mitarbeiter des neuen Ministerpräsidenten Reinhard Höppner ruft an. Angebot: Friedrich Kolbitz als Regierungspräsident.

»Der Regierungspräsident ist ein politischer Beamter, der nach außen hin nicht stark politisch in Erscheinung treten soll. Eigentlich müßte er Verwaltungspräsident heißen. Das Amt ist eine Verwaltungsbehörde, die aber auch über politische Dinge mitentscheidet.

Politischer Beamter bedeutet, daß man von heute auf morgen abgesetzt werden kann, ohne Nennung von Gründen. Das finde ich gut so, denn bei einem Regierungswechsel muß man die Möglichkeit haben, auch die Spitze der Behörde auszuwechseln.

Wieder gab ich mir drei Tage Bedenkzeit.

Wieder diskutierte ich mit meiner Frau – und teilte meine Entscheidung nach zwei Tagen dem Ministerpräsidenten mit.

Ich kannte Reinhard Höppner von der Kirche, er mich vom Sehen.

Als Regierungspräsident bin ich Vertreter der Landesregierung und für die Region zuständig.

Ich muß loyal sein – das ist mein Selbstverständnis.

Ich kann nicht nur mit der SPD reden.

Aber stumm alles ertragen, was ich als SPD-Mitglied und als normal denkender Mensch als totalen Unsinn empfinde, das kann ich nicht.«

1 Vgl. 20 Thesen im Anhang, S. 423ff.

Klemens Koschig: »Ich komme aus einem basisdemokratischen Umfeld. Aus der kirchlichen Studentengemeinde und dem Neuen Forum. Das bedeutet eine völlig andere Herangehensweise an den Bürger.«

»Ich gehöre zu den Exoten in der Heimat des Protestantismus.«

Denn Klemens Koschig, Jahrgang 1957, stammt aus einer katholischen Familie – mit sechs Kindern.

Der Vater ist Schlesier. 1953 kommt er nach Roßlau, will hier drei Jahre arbeiten und dann zurückgehen. Aber nach drei Jahren heiratet er.

Die Mutter stammt aus Roßlau. Deren Mutter aus dem Sauerland und deren Vater aus Bonn. »So wird die Familie katholisch.«

Die Wurzeln. Klemens Koschig – zwölf Jahre alt – will Pfarrer werden. Als er dies in der Schule sagt, »gab sich der Klassenlehrer richtig Mühe, mir das auszureden.«

Schon ein Bruder war Priester geworden. »Mit ihm gestaltete ich zwei Jahre lang Wochenenden mit Priesteramtskandidaten – auf der Huysburg bei Halberstadt in einem schönen Benediktinerkloster.«

Neben dem Katholizismus wird Klemens Koschig durch den unternehmerischen Geist, den er im Hause seines Großvaters erfährt, geprägt. »Ein Mensch, der Gedankenfreiheit einforderte.« Der Großvater ist ein mittelständischer Unternehmer: ein Malermeister für Industrieanstrich. Sein Privatbetrieb hatte zeitweise 70 Mann Belegschaft.

1972 wurde auf dem 8. Parteitag beschlossen, daß diese mittelständischen Unternehmen aufgelöst werden sollten. »Da brach mein Großvater zusammen.«

»Bei ihm lernte ich Unternehmertum völlig anders kennen als im Staatskundeunterricht, wo wir hörten: Kapitalisten sind Ausbeuter. Mein Großvater lebte ein christliches Unternehmerethos: ›Du kannst dir nicht vorstellen‹, sagte er oft,

›was für eine Verantwortung es ist, jeden Morgen für 70 Leute Arbeit zu haben. Das ist meine Aufgabe.‹«

Katholische Prägung. »Unser alter Pfarrer hat uns eingehämmert: ›Ihr müßt besser sein als die anderen. Dann kommt der Staat nicht umhin, euch Brot zu geben.‹

Bei der Firmung schärfte er uns ein: ›Ihr habt jetzt den Heiligen Geist. Nun kann euch keiner mehr – kein Kommunist und niemand – etwas anhaben. Ihr seid jetzt wer!‹

Er hat uns das nahegebracht wie vor einem Bundesligaspiel.«

Armee und Verweigerung. Klemens Koschig geht zur Armee. »Aber es gab Punkte, wo man Farbe bekennen mußte. Ich verweigerte den Reserveoffizier. Mir konnten sie nichts anhaben, weil ich keine Prüfung vor mir hatte, in der ich eine vorher nicht bestandene Prüfung zu wiederholen hatte.«

Maschinenbau und Theologie. Er studiert in Magdeburg an der Technischen Universität Maschinenbau. Dort ist er in der katholischen Studentengemeinde tätig. Die gesamte Studienzeit macht er nebenbei ein Laienstudium in Theologie.

»So habe ich gleichzeitig Maschinenbau und Theologie studiert. Ich habe den Nachweis für die Katechese, also den Religionsunterricht.

Wir hatten auch beim Maschinenbau ein paar gute Professoren. ›Papa Lewin‹ gab seinen Studenten auch menschlich etwas mit. Er stellte sich an einem bestimmten Punkt vor mich: ›Der Mann ist katholisch. Er ist aktiv. Nun glaubt dem endlich mal, daß er den Reserveoffizier nicht machen will.‹

Solche Menschen hatte ich immer wieder auf meinem Lebensweg.«

Jürgen Kuczinsky. »Die katholische Studentengemeinde in Hamburg war unsere Partnergemeinde. Über sie kam manches zu uns herüber: Bücher, Schallplatten, moderne Ideen. Über Hamburg lernte wir auch DKP-Leute kennen.

Wir lasen Jürgen Kuczinsky. Er war für uns doppelt wert-

voll. Erstens schrieb er etwas Vernünftiges, mit dem wir uns auseinandersetzen konnten. Zweitens war er im Zentralkomitee (ZK) anerkannt. Es war immer wichtig, mit Autoritäten zu argumentieren. Jede Diplomarbeit und jede Doktorarbeit fing mit einem Zitat des Parteitages an. Wem das zu blöd war, der suchte sich andere Leute – und dafür war Kuczinsky nicht schlecht.«

Die Arbeit. Seine erste Stelle als Ingenieur erhält Koschig im Deutschen Hydrierwerk in Roßlau – in der Konstruktionsabteilung. Dort werden Anlagen und Maschinen umgebaut.

»Alle Fahrräder haben wir neu erfunden.

Eines Tages erhielten wir aus einem anderen Land eine EDV-Anlage. Ohne Betriebsanleitung. Denn sie stand auf der schwarzen Liste. Diese Anlage durfte nicht in die DDR exportiert werden. Ein halbes Jahr saßen wir vor dem Ding wie vor einer *black box*. Dann hatten wir das Prinzip eines Computers begriffen. Und brauchten keinen EDV-Kurs mehr. Die Wurzeln für unsere Ausdauer lagen wohl im Studium: in der Herangehensweise, Dinge komplex zu lösen und gesamtheitlich zu denken. Sowohl im Maschinenbau – wie auch in der Theologie.«

Die Prophezeiung. »Als wir im Frühjahr 1989 wieder einma l auf der Huysburg waren, fragte der Regens mich vor den Diakonen: ›Im Oktober wird die DDR 40 Jahre alt. Danach wird es sie nicht mehr geben. Was machen Sie dann?‹

Ich antwortete: ›Ich kenne die Machtstrukturen besser. Und die Krake Stasi. Ich glaube das nicht. Dieser Staat ist zwar in sich kaputt. Und die Wirtschaft geht den Bach herunter. Aber ich glaube, daß der Machtapparat so gut funktioniert, daß er mindestens noch 10 Jahre überdauert.‹

›Nein. Der geht kaputt. Was tun Sie dann?‹

›Wenn er wirklich kaputtgeht, dann mache ich es wie mein Großvater: Er hat hier 1945 das Zentrum gegründet, aus dem die CDU entstand. Der Großvater vermittelte uns den

Glauben an uns selbst. Und die Überzeugung: Wer, wenn nicht wir?‹

Als kurze Zeit danach die Mauer fiel, dachte ich an die Worte des Regens.

Später, bei einer Wallfahrt auf die Huysburg, traf ich ihn wieder und fragte: ›Können Sie sich an unser Gespräch erinnern?‹

Eigentümlich: Er konnte sich nicht erinnern.

Ich: ›Das kann doch nicht sein. Ich lebe fast täglich mit Ihrer Prophezeiung.‹

Der Regens hatte den Zusammenbruch des Staates fast auf den Tag prophezeit.

Aber er wußte es nicht mehr.«

Eine entscheidende Erfahrung. »Anfang Oktober 1989 geschah für mich vielleicht das Entscheidende in meinem Leben.

Ich habe fünf Kinder, das jüngste, 1988 geboren, war gerade ein Jahr alt. Deshalb verbot sich für mich vor dem 7. Oktober ein direktes politisches Engagement. Denn dieser Staat schlug gegen Oppositionelle gnadenlos zu. Wen es traf, der war weg. Und die Angehörigen wußten nicht, wo er blieb. Das durfte ich meiner Familie nicht zumuten.

Am 9. Oktober war in Leipzig die große Montags-Demo.

Auch in Halle fand eine Demo statt. Ich war in Halle, beteiligte mich aber nicht daran, denn jedem, der mitmachte, drohte die Haft.

Ich saß in der Innenstadt so lange in einer Gaststätte, bis draußen die Polizisten abgezogen waren. Dann lief ich in einem großen Bogen um die Altstadt zu meiner Schwester.

Kurz vor ihrer Wohnung am Steintor wurde ich verhaftet – von der Straße weg.

Ich trug keine Jeans, sondern einen ganz normalen Mantel.

Und ich wurde einfach verhaftet.

Mit dem Gummiknüppel – eins-zwei-drei – rein in die

Minna und ab zum Polizeirevier.

›Was liegt gegen mich vor?‹

›Halten Sie die Schnauze!‹

Noch in derselben Nacht wurde ich freigelassen.«

Erst in diesem Jahr erfährt Koschig, warum er das Privileg hatte, so schnell wieder entlassen zu werden. Die anderen konnten erst Tage später gehen.

Der Polizeigeneral wuchs in Roßlau in der gleichen Straße wie Klemens Koschig auf, in der Elbstraße. Sein Vater war in Roßlau Naziführer. Er hatte immer seine persönliche Herkunft verschwiegen und fürchtete jetzt, daß Koschigs Eltern auf der Suche nach ihrem Sohn, die Vergangenheit der Familie ausplaudern könnten.

»Der Polizeigeneral ließ in der Nacht vom Polizeirevier Roßlau ein Dossier anfordern: über meine Familie und mich. Mit Kurierfahrzeugen wurde es gebracht – und ich freigelassen.

Mein Leben hat sich in dieser Nacht verändert. Ich kam zu dem Schluß: Da dieser Staat offensichtlich keine Rücksicht darauf nimmt, ob ich mitmache oder nicht, kann ich auch mitmachen.

Am nächsten Tag trug ich mich beim Neuen Forum ein.

Es war das Zentrum des Widerstandes.

Seither war ich bei jeder Demo dabei.

Dann fragten mich Freunde, die das Neue Forum gegründet hatten: ›Willst du bei uns mitmachen? Wir brauchen einen Menschen, der hier auf dem Marktplatz in Roßlau spricht.‹

Das war eine Herausforderung. Jeden Dienstag versammelten sich dort zwischen 500 und 5 000 Menschen.«

Ohne Gewalt. Klemens Koschig läßt noch einmal den Tag an sich vorbeilaufen, als die Frage Gewalt oder Gewaltlosigkeit in Roßlau hochbrisant war.

»Vielleicht wäre geschossen worden, wenn die Leute das Rathaus gestürmt hätten. Heute wissen wir: Im Rathaus saß

die Staatssicherheit, dort befanden sich Polizisten, lagen Waffen. Schon wenn einer von diesen Leuten gesagt hätte: ›Da fotografiert jemand!‹, hätte eine Massenpsychose entstehen können. Es gelang uns jedoch, über die Ordnungskräfte die Leute davon abzuhalten, ins Rathaus zu rennen.

Als in der Landstraße gestürmt wurde, gab es Alarmstufe ›rot‹.

Da rief mich der Polizeichef an: ›Die heutige Demonstration wird ausfallen. Wir befürchten, daß offensive Elemente staatliche Häuser stürmen – das kann ich nicht zulassen. Oder wir müssen starke polizeiliche Kräfte einsetzen.‹

Ich sagte: ›Darf ich zu Ihnen kommen? In der Mittagspause? Ich möchte mit Ihnen darüber reden.‹

›Kommen Sie!‹

Es war Schneetreiben. Um 12 Uhr fuhr ich mit dem Fahrrad zum Polizeirevier. Der Polizeichef hatte seinen kompletten Führungsstab versammelt. Ich saß allein vor den 15 bis 20 Polizeioffizieren.

Er entwarf seine Taktik für den Abend.

›Ich schlage Ihnen jetzt etwas vor‹, sagte ich: ›Die fünf Polizisten, die immer auf der Straße sind, stehen auch heute abend an den bekannten Stellen. Sie bekommen wieder ihre Blümchen. Und damit Sie Ihre Ruhe haben, benennen Sie einen Führungsoffizier, der in meiner Nähe steht. Sie dürfen ein Auto in die Nebenstraße stellen, worin nochmal fünf, sechs Polizisten, von mir aus auch zwanzig sitzen. Aber die übrigen lassen Sie in Sitzbereitschaft im Revier. Ich will keine weiteren Polizisten sehen. Wir halten ständig Kontakt. Wenn Sie als Polizeichef Recht haben, sind Ihre Leute in einer Minute auf dem Marktplatz.‹

›Gut, ich riskiere es. Ich habe nur zwei Stunden Zeit, um meine Taktik umzuschreiben und die Befehle zu ändern.‹

Er hat es so gemacht.

Der Hauptmann, der mir an die Seite gestellt war, und

ich wurden an diesem Abend gute Freunde.

Nachher sagte der Polizeichef: ›Tausend Dank!‹

Kaum jemand hatte geglaubt, daß die Taktik der Gewaltfreiheit aufgeht. Diese Erfahrung bewirkte bei der Polizei ein Umdenken.«

›Das kannst du!‹ Klemens Koschig denkt an den alten Pfarrer, »als die Frage aufkam: Gehst du jetzt und hier in die Politik? Denn mit ihr übernimmst du ja Verantwortung. Kannst du das überhaupt?

Dann kam mir immer der Gedanke: Klar kannst du das! Der Pfarrer hat damals gesagt: ›Das kannst du!‹«

Koschigs Bruder ist Vikar in Aschersleben und Ansprechpartner für die gerade gegründete SDP, später SPD.

»Ich sagte: ›Unser Großvater hat hier die CDU aufgebaut. Die ganze Familie wählte das Zentrum. Wollen wir nicht verstärkt christliche Themen in die Politik einbringen? Laß uns die CDU erneuern!‹«

Zahlreiche Grüppchen entstehen. Rasch vereinigen sie sich zu immer größeren Strukturen: zu Parteien. Auf einem Parteitag in Berlin Ende 1989 wird die DSU gegründet. Die CSU kommt dazu. »Das war der Moment, wo ich nicht mehr mitkonnte.«

Klemens Koschig ist mit einigen Freunden unterwegs zum Parteitag. Er sagt zu seinem Schwager: »Diese Entwicklung haben wir so nicht gewollt.«

In Belzig steigt er aus dem Zug.

»Die DSU hat dann wirklich eine völlig andere Richtung eingeschlagen, als wir uns vorgestellt hatten.«

Auf den Oppositionsbänken. Am Runden Tisch wird ausgemacht, »daß jeder in seinen Farben kandidiert. Es soll eine große Koalition der Vernunft geben, denn die Arbeit, die vor uns lag, war gigantisch, da konnten wir nicht in Kleinigkeiten verharren. Das Wahlergebnis: Stärkste Kraft CDU. Zweitstärkste Kraft SPD. Drittstärkste Kraft Neues Forum. Dann PDS

und als fünfte die FDP. Weiterhin der Demokratische Frauenbund Deutschland und der Verband der Kleingärtner.

Hinter unserm Rücken machten CDU, SPD und FDP den Sack zu, gründeten eine Koalition und stellten einen Bürgermeisterkandidaten auf. Wir erfuhren das hintenherum.

Auf einmal saßen wir auf den Oppositionsbänken: wir, die am stärksten die Veränderung bewirkt hatten. Blitzschnell waren wir von den neuen Etablierten ausgespielt worden.

Die Leute in der CDU und SPD kamen alle aus dem Neuen Forum – auf einmal wandten sie sich von uns ab.

Auch die Bevölkerung erlitt einen Schock. Klar: sie wählte die CDU. Doch ich als Person erhielt die meisten Stimmen. Die Bürger dachten: Koschig wird Bürgermeister. Aber auf einmal wurde ein Mann aus der CDU gewählt.

Meine Person war hier bekannt. Schon der Großvater. Mein Vater ist heute noch Schiedsmann. Da waren die Bürger enttäuscht. Und wir auch.

Und dann machten wir Opposition.«

Doppel-Job. 1989 ist Klemens Koschig noch im Hydrierwerk tätig. Er konstruiert Gasanlagen. Da bietet ihm die Kreisverwaltung einen Arbeitsvertrag an. Er wird persönlicher Referent des Landrates, Leiter der Pressestelle Öffentlichkeitsarbeit und Leiter der Stabsstelle für den Aufbau der Verwaltung. Um seine Projekte im Hydrierwerk zu beenden, arbeitet er jeweils einen halben Tag in der Fabrik und in der Verwaltung.

»Entweder war ich früh morgens beim Landrat und arbeitete nachmittags im DHW – bis in die Nacht, denn halbtags war die anfallende Arbeit nicht zu bewältigen. Oder umgekehrt: Ich war schon früh um 6 Uhr im DHW und nachmittags beim Landrat.«

Er hat also einen Doppeljob.

Die Harmonie zwischen Landrat und Koschig zerfällt. »Er war schon 30 Jahre in der CDU. Meine Auffassung von Aufbau und Demokratie stand völlig konträr zu seiner. Dann merkte

ich, daß ich bei bestimmten Gesprächen gar nicht mehr einbezogen wurde.«

In dieser Phase resigniert in Roßlau am 4. Oktober 1990 der CDU-Bürgermeister und tritt zurück.

Bürgermeister. Zwei Tage vor der Neuwahl kleben Bürger nachts Plakate: ›Ein Versuch war schon zuviel. – Jetzt Koschig!‹ Am 25. Oktober 1990 wird er zum Bürgermeister gewählt. Wie sieht er sich in dieser Rolle?

»Ich komme aus einem basisdemokratischen Umfeld. Aus der kirchlichen Studentengemeinde und dem Neuen Forum. Das bedeutet eine völlig andere Umgangsweise mit dem Bürger.

Ich bin kein autoritärer Typ. Ich kann zwar mal aus der Jacke springen, aber das Kollektive an mir, die Teilhabe an Verantwortung für andere, sind bestimmender.

Der Bürgermeister ist der Trainer und gleichzeitig der Mannschaftsführer – wie beim Fußball.

Zu meinen Mitarbeitern sage ich oft: ›Ich will das nicht vorgeben, sondern wir wollen es gemeinsam einbringen. Irgendwann kommt der Punkt, wo wir entscheiden, aber nicht, wenn der Prozeß noch gar nicht richtig angelaufen ist.‹

Legierung. In seiner Person vereinigen sich unterschiedliche Strömungen, die, wenn man klischeehaft denkt, nicht zueinander passen. Und doch gehen sie in dem Menschen Klemens Koschig eine interessante Legierung ein: Katholizismus und sozialistisches Denken, Unternehmertum und demokratischer Führungsstil.

Horst Tischer: »Ich sehe mein Rolle darin, etwas anzuschieben und in Bewegung zu setzen.«
Rosmarie Tischer: »Das Ungereimte der Wende müssen wir erst lernen. Ich bin neugierig auf Menschen.«

Horst Tischer wuchs im Spreewald auf, in Fürstenwalde.

Rosmarie Tischer: »1963 wollte ich nach Fürstenwalde ziehen. Denn Fürstenwalde war schön. Aber ich bekam dort keine Arbeit.«

Sie hatten sich beim Studium des Chemischen Apparatebaus in Bernburg kennengelernt.

In Bitterfeld war die Chemie zu Hause. Ein häßlicher Ort. Wer wollte dort wohnen?

Rosmarie Tischer: »Aber es gab dort immer Arbeit. Da sagte mein Mann: ›Wenn es so rum nicht klappt, dann andersrum.‹ Und wir gingen 1963 nach Bitterfeld.«

»In der DDR-Zeit,« sagt Horst Tischer, »war es schwierig, eine Wohnung zu bekommen, aber in Bitterfeld gab es sie. Ich brauchte viele Jahre, um Fuß zu fassen. Es war nicht leicht. Man lebt nicht allein in der Welt.«

Rohre für die Chemie. Beide finden Arbeit in der gleichen Firma: im Rohrleitungsbau, einem typischen Betrieb dieser Gegend. Ein Labyrinth von Rohren verwebt das Industriegebiet zu einem gigantischen Spinnennetz.

Rosmarie Tischer: »Ich wurde ein Jahr später als mein Mann mit dem Studium fertig. Dann war ich kurz in der Projektierung tätig. Als unser erstes Kind kam, blieb ich eine Weile zu Hause. Ein Jahr hätte ich bleiben können, aber so lange konnte ich mir das aus finanziellen Gründen nicht leisten.

Wir kamen beide nicht aus begüterten Elternhäusern. Der Hausstand mußte erstmal beschafft werden, deshalb ging ich nach 10 Monaten wieder zur Arbeit.

Mein Kind brachte ich wie üblich in die Krippe.

Ich kam zur Information/Dokumentation: wir recher-

chierten die ganze deutschsprachige Literatur zum Rohrleitungsbau, machten Literaturzusammenstellungen und veröffentlichten sie in einer speziellen Zeitschrift. Ich hatte immer schon gern mit Druck und Schrift zu tun.

Dann wechselte ich zur Technologie: Montage von Rohrleitungen.

Das zweite Kind kam.

Als unsere Tochter zur Schule ging, arbeitete ich nur noch halbe Tage.

27 Jahre war ich im Betrieb.«

Horst Tischer hat eine Stelle als Ingenieur. Er ist mit seiner Abteilung für die gesamte Standardisierung im Rohrleitungsfach zuständig und verantwortlich. »In der DDR waren die staatlichen Standards Gesetz. In meiner Arbeit setzte ich nicht nur Gesetze um, sondern wirkte auch beim Erarbeiten von Gesetzen mit. Bis hin zur internationalen Standardisierung im Rahmen des RGW.

Allerdings durfte ich nicht mit zum Verhandeln ins Ausland. Zweimal saß ich auf gepackten Koffern – einmal nach Budapest und das andere Mal nach Leningrad. Aber dann reiste jemand, den ich nicht kannte und der vermutlich ›treuer‹ war als ich. Man erfuhr nur, daß man nicht fährt.«

Fenster zur Welt. Horst Tischer: »Viele Menschen lassen sich durch Oberflächen verführen. So glaubten sie, daß es im Westen in jeder Wohnstube aussähe wie im Fernsehfilm.

In den 60er Jahren war ich ein Anhänger von Schmidt und Wehner. Weniger von Brandt. Das rationale Wirtschaftsverständnis, das Schmidt vertrat, entsprach meinem Verständnis von Politik.

Ich habe kaum mal ins DDR-Fernsehen gesehen. Aus Berlin ließ ich mir ein Fernseh-Zusatzgerät mitbringen, so daß ich das ZDF gucken konnte.

Dieses ›Fenster zur Welt‹ brauchte ich. Als ich zur Außenstelle der Firma in Dresden umsiedeln sollte, lehnte ich ab,

weil in dieser Gegend kein West-Fernsehen ankam. Dort hätte ich mich völlig von der Außenwelt abgeschnitten gefühlt.

So waren wir mit der Politik des Westens und mit dem West-Lebensstandard einigermaßen vertraut. Damals war dort die Arbeitslosenzahl noch nicht so hoch.«

Eingerichtet. »Bei uns war der eine in dieser Nische, der andere in einer anderen. Man hat sich eingerichtet. Mit der Zeit erwarb man sich Anpassungsfähigkeit.

Jeder wußte, wann er kritisch sein durfte. In der Werkstattversammlung sagte ich schon mal etwas Kritisches, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt.

Ich arbeitete in einem Montagebetrieb, wir hatten dezentrale Baustellen. Bei uns gab es keine zentrale Parteileitung, daher waren wir weniger kontrollierbar. So entstand eine lockerere Atmosphäre.«

Rosmarie und Horst Tischer arbeiten in der Kirchengemeinde mit. Sie leisten es sich, im Kirchenchor zu singen und kleine Aktionen zu initiieren.

»Die ›Junge Gemeinde‹ lud einmal zu einem Umwelttag ein. Die Leute sammelten in der Stadt Müll und hingen ihn auf ein Gerüst, sie bauten einen ›Müllmann‹.«

Bürger-Initiative. Horst Tischer: »In finsterster DDR-Zeit, Honecker hatte gerade seine Rede gehalten, sagte unser Pfarrer: ›Wir treffen uns in der Friedenskirche.‹ – Ich ging hin. Wir waren schon von Polizei eingekreist, aber das machte mir nichts.

Im Luther-Haus wurde die Bitterfelder Bürgerinitiative gegründet.

›Wer unterschreibt als erster?‹ hieß es.

Ich saß in der letzten Reihe und unterschrieb als erster.

Wir verfaßten eine Resolution und schickten sie der Regierung.

Von nun an trafen wir uns häufig im Gemeindehaus.

Bei uns fanden die Demonstrationen an Sonntagen statt,

in Leipzig an Montagen. Sie begannen in der Kirche mittags um 14 Uhr mit dem Friedensgebet. Anschließend zogen wir auf den Markt. Auf den Treppen vor dem Rathaus wurden Reden gehalten. Einmal entstand spontan eine Kundgebung vor dem Stasi-Gebäude. Wir zogen daran vorbei und stellten auf dem Zaun aus Flacheisen unsere Kerzen ab.

Diese Demonstration konnten wir nicht unorganisiert machen. Irgendjemand mußte sie organisieren. Es hieß: ›Du wohnst in der Nähe der Polizei!‹

Also ging ich hin – im Namen der Bürgerinitiative. Ich sagte: ›Die Kundgebung melde ich an, aber die Demonstration nicht.‹

Mit der Stadtverwaltung machte ich aus, daß wir einen Stromanschluß für das Mikrofon bekamen.

Die Kirche war voll. Auch aus den Nachbardörfern kamen Menschen.

Ähnlich lief es in Wolfen.

In Bitterfeld ging es vor allem darum, die Umwelt zu verbessern.

Wir wollten, daß das große Armeegelände der Goitzsche freigegeben wird.«

Sozialdemokratie. »Bürgerinitiativen sind für eine bestimmte konkrete Sache gut, aber nicht für mehr. In unseren Zusammenkünften merkte ich: Es ist kein ordentlicher Politdrang da. Daher hielt ich mich in der Bürgerinitiative nicht lange auf.«

Horst Tischer ist Anfang Dezember 1989 einer der Gründer der SPD im Landkreis.

»Wir fingen nicht mit einem Ortsverein an, sondern mit dem Kreisverband. Sofort legten wir fest, niemanden, der in der SED war, aufzunehmen.

Wir waren nur zwölf Männchen. Es wurde nicht gewählt, sondern ausgeguckt, wer was sein sollte. Ich wurde beim ersten Kreisparteitag erster Kreisvorsitzender.

Und im Dezember fuhr ich zum ersten Parteitag nach Berlin.

Heute [1997] sind wir 300 Mitglieder. Mehr nicht.

Es geht keiner in die Parteien.

In der Partei wurde gesagt: Wir fangen am besten mit der großen Koalition an. So setzten wir uns mit der CDU und der FDP zusammen und verhandelten. In der ersten Wahlperiode wählte der Kreistag den Landrat. Ein Kollege, ein CDU-Mann, sagte: Mir wäre es lieb, wenn du in die Verwaltung mitkommst.

So holte mich ein CDU-Mann dorthin.«

Horst Tischer kündigt im Betrieb und ist zunächst stellvertretender Landrat.

»Wir teilten die Posten untereinander auf. Der 17. Juni 1990 ist ein magisches Datum in meinem Leben.

Am 17. Juni 1953 hatte ich in Fürstenwalde meine Geschichtsprüfung. An diesem Tag gab es in der ganzen DDR Wirbel.

Am 17. Juni 1963 zog ich nach Bitterfeld.

Und am 17. Juni 1990 wurde ich stellvertretender Landrat.«

Nullstunden-Kurzarbeit. Wie erlebt Rosmarie Tischer die Wende? Sie kommt aus dem Urlaub und hört: »Du brauchst deine Sachen gar nicht auszupacken! Du bist auf Nullstunden-Kurzarbeit gesetzt.«

Was für ein Wort!

»Alles wurde umstrukturiert. Mein Chef war nicht mehr da. Ich suchte einen Ansprechpartner. Alles ging kreuz und quer. Und alles ging sehr schnell. Ich blieb zu Hause. Machte mir keine Sorgen. Ich wußte: Einmal ist Schluß. Ich hatte den Beruf lange genug gemacht, er hatte sich erschöpft. Ich war nicht böse drum.

Ich dachte: Du wirst schauen, was du anderes tust. So naiv hab ich gedacht. Ich sah es als Chance, etwas Neues zu beginnen. Ich dachte wirklich: Jedes Ende ist ein neuer Anfang. Wie kühn das war, ist mir erst viel später aufgegangen.

Ich habe Glück gehabt. Ein paar Monate war ich zu Hause. Es war Sommer.«

Rosmarie Tischer erhält ein Angebot: In Bitterfeld wird eine Galerie eröffnet.

Die Leiterin braucht eine zusätzliche festangestellte Frau.

»Ich hatte mich schon vorher mit Kunst beschäftigt.«

Rückblende. »In der DDR-Zeit hatte ich eine Nische gesucht und war auf die künstlerische Textilgestaltung gekommen. Nebenbei begann ich ein Studium in Halle – an der Bezirkskultur-Akademie.

Drei Jahre an Abenden und Wochenenden. Es war hart, denn ich hatte Beruf und Familie.

Ich lernte Theorie und Praxis: Wandschmuck. Tischdecken. Webarbeiten. Sticken. Alle Techniken der Textilgestaltung.

Danach leitete ich Zirkel: Gruppen von Frauen. Vereine gab es damals nicht. Wir hatten kaum Material. Der Zirkel hatte mehr eine soziale Funktion. Wir trafen uns und sprachen über Probleme des Alltags. Wir kannten uns, daher konnten wir uns aussprechen. Das tat gut.

Ich bekam ein bescheidenes Honorar vom Betrieb und von einem kleinen Informationszentrum.

Hinzu kam der Kirchenchor.

Und ich betreute ein paar alte Damen bis zum Tod.

Meine Freizeit war restlos ausgebucht.

Ich fand es immer gut, nicht zu warten, bis etwas kommt, sondern selbst aktiv zu sein.«

Nach der Wende bricht der Zirkel zusammen.

»Ich wurde oft angesprochen: ›Frau Tischer, die Gruppe fehlt uns.‹ Nach der Wende war alles weg.

Jetzt besaß der Betrieb keinen Kultur- und Sozialfond mehr. Auf einmal war alles völlig anders.«

Das Image. »Ich begann die neue Tätigkeit in der Galerie, war plötzlich voll beschäftigt, mußte mich neu eindenken.

Tag der Eröffnung. Wir stellen bildende und angewandte Kunst aus.

Verkaufen tun wir nicht. Kaufwünsche geben wir weiter: an den Künstler. Es ist eine Galerie ohne kommerzielle Ziele. Sie will Künstlern eine Plattform geben und den Leuten in der Region Angebote machen. Wir müssen nicht dem Markt und dem allgemeinen Geschmack folgen – eine Chance und Freiheit.«

Die Galerie bemüht sich, das Image Bitterfelds aufzubessern.

»Es war ganz und gar unten. So schlecht, wie man es sich nicht vorstellen kann. Die Tatsachen, die dazu führten, waren wirklich schlimm. Braunkohle. Sie stank. Wenn ich die Kinder in den Kinderhort fuhr, waren sie gesprenkelt von all dem Dreck in der Luft.

Die Luft wurde erst besser, als die Werke schlossen.

Jetzt haben wir die Chance, daß es anders wird.

Jeder tat, was er an seiner Stelle tun konnte.

Bei mir war es die zeitgenössische Kunst. Wir organisierten viel, damit die Leute kamen. Aber man erreicht nicht jeden. Das muß man sehen. Doch es gibt genug Menschen, die genießen und die Galerie als eine Oase betrachten.

Das Ungereimte der Wende müssen wir erst lernen.

Wir hatten andere Erwartungen.«

Der ›Umschwung‹. Rosmarie Tischer macht sich von Zeit zu Zeit wieder deutlich, wie es vor der Wende aussah. Sie möchte sich den ›Umschwung‹ im Bewußtsein halten.

»Alles ist so anders geworden, wie man es sich nie hat vorstellen können.

Das ganze Land ist anders.

Die Berufe haben sich verändert.

Von der Telefonnummer bis zur Postleitzahl, Kontonummer, Krankenversicherung, zu Schulsystemen und Verkehrsschildern.

Alles und alles hat sich geändert.

Heute ist es schwieriger, den Alltag zu bewältigen.

Das Geld hat einen Stellenwert eingenommen, den es bei uns nie und nimmer hatte.

Es waren andere Werte, die zählten.

In unserem früheren Haus verlegte mein Mann mit seinen Freunden das Pflaster in der Garageneinfahrt. Sie karrten den Sand, besorgten die Steine. Da floß kein Pfennig Geld. Es kostete nur Material.

Dadurch hatte es einen ganz anderen Wert. Und es sah auch gut aus.

Damals war vieles trist, aber heute geht mir die Farbigkeit schon fast auf die Nerven. Jetzt kann ich Beuys gut verstehen: mit seinem Grau – in einem Land, wo die Farbigkeit überstrapaziert ist.

Ich lebe gut mit einfacheren Sachen. Ich sehe die Lebensqualität woanders.

Ich bin nicht verbittert – mir geht es gut.

Ich habe, was ich mir wünschte – eine wunderbare Arbeit.

Vielleicht liegt es auch in meiner Natur.«

Jetzt möchte Rosmarie Tischer nicht mehr von Bitterfeld und aus dem Osten wegziehen. Sie findet es hier spannender als anderswo.

»Wenn ich in den alten Bundesländern wunderschöne Städte sehe, sage ich mir: Langweilig. Jeder Wegweiser steht an der richtigen Stelle, und man braucht überhaupt nichts mehr zu überlegen. Aber hier tut sich was.«

Sie richtet Musikabende in der Galerie ein. In diesem Jahr veranstaltet sie den 50. Kammermusikabend mit Musikern aus der Region. »Bei uns in der Galerie ist Musik schön, zum Erlebnis des Hörens kommt das Erlebnis des Sehens.«

Alle fünf bis sechs Wochen wird eine Ausstellung eröffnet. Künstler reden mit dem Publikum. Die Leute stellen Fragen. Es kommen Gäste aus Halle und Dessau.

»Ich kannte viele Menschen, aber durch die Galerie lernte ich noch viel mehr kennen. Die Galerie liegt mitten in der Stadt – wenn es etwas zu bereden gibt, bin ich ansprechbar. Jeder kommt mit einer anderen Philosophie. Der Umgang mit Menschen liegt mir. Ich bin neugierig auf Menschen.«

Der Landrat. Später übernimmt Horst Tischer noch ein Dezernat: Recht, Sicherheit und Ordnung.

1994 gewinnt er die Wahl zum Landrat mit dem knappsten Vorsprung in ganz Sachsen-Anhalt: mit genau 98 Stimmen. »Es war eine Personenwahl.«

Rosmarie Tischer: »Absolut gerecht. Denn ich sah seine Arbeit und seine Fähigkeit. Er nahm jede Kleinigkeit ernst. Und sah jede große Sache als große Sache an. Mein Mann ist einer, der in die Zukunft schaut. Er will mit seinen Visionen Raum schaffen. »

Horst Tischer: »Wir mußten hart arbeiten. Alles was zusätzlich an Aufgaben kam, landete auf meinem Platz.«

»Ein Land im Umbruch,« sagt Rosmarie Tischer nachdenklich. »Das darf man nie vergessen. Ständig gab es brenzlige Situationen.«

Horst Tischer: »Die Arbeit ist noch härter geworden. Der Konkurrenzkampf zwischen Ost und West.«

Wie sieht der Tag eines Landrates aus?

Viertel nach Sechs steht er auf, viertel nach Sieben wartet das Auto mit Fahrer vor der Tür. Meist versammeln sich sofort zwei, drei Dezernenten in Tischers Büro. Er arbeitet kaum ohne Anmeldungen. »Da ich fast keinen Gesprächstermin ablehne, ist der Kalender ziemlich voll. Es spricht sich herum, daß ich für jeden zu sprechen bin.«

Früh kommen die Planungsbüros zur Vorbesprechung. Montags hat er jeweils um acht Uhr Dienstberatung mit seinen fünf Dezernenten und der Gleichstellungsbeauftragten sowie einem Wirtschaftsförderer. Die Runde ist klein. Sie dauert selten länger als zwei Stunden.

Es liegt noch eine Menge Post vom Freitag da.

Anschließend kommt die Ausländerbeauftragte. Um halb elf Uhr: eine Runde mit dem Vorsitzenden der Abwasser-Zweckverbände – zu schwierigen Problemen. Danach Fraktionssitzungen und Ausschußsitzungen.

Dienstags habe ich jeden Mittag ein Pressegespräch.

Und dann bin ich in vielen Gremien des Landkreistages. Jeden Tag zwei oder drei Stapel Unterschriftenmappen. Ein Viertel meiner Post zeichne ich mit Rücksprachen aus.

Donnerstag ist ein Tag, an dem grundsätzlich Ausschußsitzungen stattfinden.

Ich sitze in verschiedenen Aufsichtsgremien. Außerdem bin ich Gesellschafter für die Entsorgung und Gesellschafter beim Öffentlichen Personennahverkehr. Dann haben sie mir noch eine Wohnungsgenossenschaft, die neu zu gründen war, aufs Auge gedrückt.«

»Es ist oft die Funktion des Landrates,« erklärt Rosmarie Tischer, »zu vermitteln: die Leute an einen Tisch bringen. Manchmal denke ich: Er heißt nicht umsonst Tischer. Seine Aufgabe ist es, zu versöhnen, gemeinsame Wege zu suchen.«

Horst Tischer: »Ich will vieles nur auf den Weg bringen. Ich sehe mein Rolle darin, etwas anzuschieben und in Bewegung zu setzen.«

Fäden ziehen. Ist Horst Tischer ein Spieler?

»Ich spiele gerne Schach. In meinem Leben habe ich viel Skat gespielt. Ich habe auch Freude am Fädenziehen.«

Mittelstürmer? Lenker und Denker in einem Spiel?

»Vielleicht. Wir haben eine Menge an Infrastruktur auf den Weg gebracht. Wir mußten Bedingungen dafür schaffen, daß heute 35 Prozent der Schüler aufs Gymnasium gehen.

In diesem Kreistag sitzen 16 CDU-Leute, 16 SPD-Leute, vier Grüne, vier Gelbe, sieben von der PDS und zwei Sonstige. Ich habe damals verlangt, daß es keine Koalition gibt. Es klappte. Mit einer Ausnahme, als es um die Jagdsteuer ging.

Kaum ein Außenstehender merkt, daß seit 1994 nur ein einziger Beschlußantrag nicht durchkam, alle anderen wurden mehrheitlich beschlossen.

Das betrachte ich als eine Leistung, die öffentlich gar nicht rübergekommen ist.

Ich muß auch mit der PDS reden, ohne daß ich kniefällig werde.«

Berührungsangst?

»Kenne ich nicht. Ich bin Landrat und muß in jede Fraktion gehen, wenn sie das wünscht. Ich sage gleich am Anfang, daß ich noch ein bißchen empfindlich bin wegen der PDS. Ich denke, Offenheit ist angebracht.

Man muß konzentriert sein und sich auf alles Mögliche einstellen. Auch auf eine Niederlage. Und man muß argumentativ auf der Höhe sein.

Es darf keiner die Fragen besser beantworten können als ich selbst.«

Der Mittelstürmer. »Zu DDR-Zeiten war ich im Betrieb Abteilungleiter. Ich absolvierte noch ein zweites Studium: Datenverarbeitung. Aber mit der Karriere war ich damals am Ende. Das wußte ich: Mehr wird es nicht.

Wenn ich mit Freunden in unserer Nische zusammensaß und fröhlich feierte, sagte ich: Wir müßten mal ausprobieren, was wir wirklich können.

Von der Wende hatte ich mir das erhofft.

Nach der Wende bekam ich ein bißchen Gelegenheit dazu.

Ich stürzte mich rein, um das zu beweisen.

Ich war Fußballer: immer unterwegs.

Mittelstürmer. Hatte eine ähnliche Figur wie ›kleines dickes Müllerchen‹.

Aber weniger Tore.«

Rosmarie Tischer lacht: »Es gibt Leute, die sagen: Wie ein Sportler spielt, so handelt er auch im Leben. Das wird wohl stimmen.

Denn es ist typisch für Horst: Abwarten und alles in Ruhe auf sich zukommen lassen – abpassen, manchmal etwas ruhen lassen, auch die Zeit arbeitet, er hat Geduld – und dann im richtigen Moment ein Tor machen.«

Dieter Ullmann: »Die Euphorie hat nachgelassen, jetzt hält mich nur noch das Dorf. Dafür etwas zu machen, dazu bin ich noch nicht zu gleichgültig. Ich möchte etwas wachsen sehen.«

In der größten Katastrophe, kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges, kommt Dieter Ullmann am 14. Januar 1945 in Bobbau, nahe der Industriestadt Wolfen, zur Welt.

Nach dem Abitur macht er eine Ausbildung zum Elektromonteur.

»Ich spielte in Bobbau aktiv Handball – in einer guten Gemeinschaft.«

Nur kurz ist er in der Armee. »Ich hab was gegen das Schießen.«

Dann studiert er MSR-Technik und wird Ingenieur für Meß-, Steuerungs- und Regeltechnik.

Eingerichtet im System. »Wir richteten uns im System ein. Es wurde zur Gewohnheit.«

Ähnlich halten es wohl die meisten Menschen. Was ist Gewohnheit? Es ist leicht, sie niederzumachen. Viele Ostdeutsche leiden darunter, daß nun kaum mehr etwas von dem gelten soll, was Jahrzehnte selbstverständlich war.

»Ich war zehn Jahre lang mit meinen Kindern jeden Sommer zum Camping in Mecklenburg. Warum soll die Gegend, die jetzt auch Leuten aus den alten Bundesländern gefällt, uns damals nicht gefallen haben?«

Film-Fabrik. Dieter Ullmann ist lange einer der bestbezahlten Organisatoren der Filmfabrik in Wolfen. In den 80er Jahren wird er Abteilungsleiter der Invest-Bauleitung für sämtliche Film- und Fotoinvestitionen – mit einem Jahresumsatz von zwischen 100 bis 150 Millionen Mark.

Weil die Ostblock-Wirtschaft nur begrenzte Ressourcen und die Filmfabrik nicht genug Devisen hat, muß sie außerordentlich viel selbst entwickeln: erforschen, erfinden, zusammensetzen, improvisieren.

»Mit einem Wahnsinnsaufwand haben wir das Fahrrad neu erfunden. Wir konstruierten selber Filmschneidemaschinen, die wir für Hunderttausende von Mark hätten kaufen müssen – für Geld, das wir nicht hatten.

Der Vorteil: Dadurch hatten viele Menschen Arbeit.

Wir mußten aus nichts noch Gold machen.

Ich dachte, daß wir den Anschluß an den Weltmarkt halten könnten. Und daß ein gewisses Gehalts- und Arbeitsplatzniveau und eine bestimmte Arbeitsplatzziffer zu halten seien.«

Wahnsinns-Manöver? »In den Monaten der Wende war ich dienstlich viel in Leipzig. Den Montags-Demonstrationen stand ich skeptisch gegenüber, weil ich glaubte: Es gibt keine friedliche Lösung des Problems.

Als ich hörte, daß die Mauer geöffnet war, hielt ich das für ein Gerücht.

Ich hätte es nie für möglich gehalten.

Ich war davon überzeugt, daß wir fest von Sicherheitsorganen durchdrungen waren.

Ich habe auch nicht so wenig Geist in der Leitung des Staates vermutet.

Erst nach 1989 gingen mir die Augen auf: Die Machthaber glaubten selbst nicht an das, wovon sie redeten.

Und es gab nur wenige, die wirklich wußten, was Wirklichkeit ist.

Wochen- und monatelang nach der Wende wartete ich immer noch: Wann kommt der große Knall? Die müssen doch irgendwo in der Ecke noch eine halbe Atombombe herumliegen haben, um zu sagen: Jetzt sprengen wir die letzte Brücke – aus Rache!

Ich erwartete irgendwelche Wahnsinnsmanöver – nach dem Motto: Jetzt ist alles zu spät! Jetzt vergiften wir die Brunnen!«

Losgestrampelt. Unmittelbar nach der Wende gibt er seine

Tätigkeit in der Filmfabrik auf. »Als einer der ersten verließ ich die Firma, denn ich vertraute auf meine Leistung.«

Er sucht im Westen ein Arbeitsfeld als Invest-Bauleiter.

»Ich habe viele Betriebe abgereist und kam schließlich dahinter, daß es [in den alten Ländern] in dem Sinne, wie ich mir das gedacht hatte, keine Invest-Bauleitung gibt.«

Es zeigt sich, daß West-Betriebe keinerlei Geduld haben, den »Brüdern und Schwestern aus dem Osten« die Chance zu geben, sich einzuarbeiten – selbst bei den höchstqualifizierten Leuten. Grausamer kann sich die Kluft zwischen schönen Pressesprüchen und egomaner Praxis der Wirtschaft nach der Wende nicht deutlich machen.

Entnervt, aber immer noch mit Energie sagt sich Dieter Ullmann: »Ich will aber etwas tun! Nach dem Motto: Ein laufendes Rindvieh erreicht mehr als ein sitzender Intellektueller. Und so strampelte ich.«

Zweiter Anlauf: Er wendet sich der Büroartikelbranche zu, »weil ich Kopierer und ihre Technik kannte.«

Wie kommt es, daß jemand, der hohe Leistung bringt, doch auf Sand läuft? Auf diese Frage hin stützt Dieter Ullmann sich auf seinen breiten Schreibtisch, macht eine lange Pause und sagt nachdenklich ganz langsam: »Vor der Wende haben wir viel darüber diskutiert – und daher war ich fest davon überzeugt: Im Westen herrscht ein absolutes Leistungssystem. Die Leistung entscheidet.«

Er fühlt sich zunächst diesem Anspruch gewachsen. Doch er macht die Erfahrung: »Es war unglaublich hart und enttäuschend und traf den Kern meiner Existenz, als ich in drei Anläufen erfahren mußte, daß es ganz anders läuft.

Nicht Leistung, sondern Beziehungen sind entscheidend.

In der DDR-Zeit hieß es: ›Beziehungen sind das halbe Leben‹. Aber jetzt weiß ich, daß in der BRD Beziehungen das ganze Leben sind.«

Diese Fehleinschätzung kostet ihn außerordentlich viel.

»Meine Existenzmöglichkeiten wurden bis zum Rand strapaziert.«

Dritter Anlauf: Dieter Ullmann macht Bauberatung und Baubetreuung.

»Aber ich kam nur ganz schwer ins Geschäft.

Ich ging zum Architekten und bot an: Bauausführung draußen auf der Baustelle. Der Architekt sagte: ›Das mache ich lieber selber.‹

Denn diese Phase wird gut bezahlt – mit 30 Prozent des Gesamthonorars. Und was geschieht in Wirklichkeit? Der Architekt läßt die Leute hängen, weil er nicht oft auf die Baustelle geht. Ich hätte dort sorgfältiger gearbeitet.

Wenn der Architekt zum Beispiel für 10 000 Mark nur dreimal auf der Baustelle erscheint, hat er pro Besuch 3 000 Mark verdient.

Aber ich bin den ganzen Tag draußen – doch ich kriege kaum einen Auftrag.

Ist das eine Leistungsgesellschaft?

Und was hat der Kunde von diesem Mangel an Leistung?

Gucken Sie sich an, was auf den Baustellen geschieht!«

Dieter Ullmann probiert es auch auf andere Weise

»Also muß ich das Doppelte arbeiten. Zuerst suche ich einen Bauplatz, dann für den Architekten einen Kunden, der den Bauplatz kauft und sich vom Architekten ein Haus bauen läßt. Und dann mache ich die Bauberatung und Baubetreuung.«

Aber auch hier ist es schwierig, Aufträge zu erhalten.

»Diese Existenz ist so belastend, daß ich nachts nicht mehr schlafen kann. Jetzt geht im November ein Auftrag zuende und ich weiß nicht, wo sich der nächste anschließt. Von einem Haus kann ich nicht leben.

Das war meine Überschätzung.

Ich habe gedacht: Du kannst alles erreichen!«

›Demokratie wagen‹? »Eines Tages sagte ein Freund: ›Mach

doch im Gemeinderat mit! Wie soll das sonst weitergehen?‹

Ich fragte: ›Was kommt auf uns zu?‹

Das wußte keiner. Aber wir wollten etwas tun. Wahlen standen bevor. Im Nest mußte etwas passieren.

Wieder war ich der Träumer, der dachte: Jetzt kannst du loslegen! Wir haben all die Jahre nur Zettel gekriegt, aber jetzt können wir wie im Fernsehen Demokratie spielen und können Nein sagen. Es erschien mir wunderbar.

Ich glaubte noch an den Staat, als ich in den Gemeinderat ging.Erst gegen Ende der Legislaturperiode merkte ich, was wirklich los war.«

Der Beschluß des Beschlusses. Ein Gesetz verpflichtet den Ort, eine Kindertagesstätte einzurichten. Dieter Ullmann versteht nicht, warum der Gemeinderat darüber abstimmen muß. Es ist doch festgelegt und eine Abstimmung kann nichts ändern. Die Mehrheit des Gemeinderates stimmt dagegen. Dieter Ullmann wundert sich, daß die Kindertagesstätte doch eingerichtet werden muß.

Und er versteht nicht, daß gesagt wird: ›Wir haben Größeres zu diskutieren.‹

Was ist denn das Größere?

Als nächstes geht es um Straßenausbaubeträge. »Wir luden die Leute ein, diskutierten stundenlang bis in die Nächte, organisierten das richtig schön demokratisch, hatten sogar unsere Querdenker im Boot und beschlossen: zwanzig Prozent Anteil für die Straßenanlieger. Das reichten wir ein – und bekamen es zurück: Nein, das wird von der Kommunalaufsicht nicht akzeptiert. Ihr müßt einen höheren Anteil beschließen!

Wozu beschließen wir in der Gemeinde, wenn die Oberbehörden beschließen, was wir zu beschließen haben? Wir dürfen nur das beschließen, was sie beschlossen haben. Das verstehe jemand! Wir sagten: ›Nein, das machen wir nicht mit!‹

Kurz vor Weihnachten 1993 kam ein Brief: ›Sehr geehrte Herren! Solange Sie diese Straßenausbau-Beitragssatzung nicht beschließen, ist es uns nicht möglich, den Gemeindehaushalt für 1994 zu bestätigen.‹

Wir empfanden: Das ist Erpressung!«

Bürgermeister. »1993 habe ich gesagt: Die Erkenntnisse, die mir die ersten Jahre gebracht haben, kann ich nutzen. Ich kenne jetzt meine Gemeinde.

Ein Jahr später ließ ich mich zum Bürgermeister wählen.

Das war der nächste Fehlschlag.

Ich versuchte, durch logisches Denken das wenige Geld zu lenken.

Aber auch das lasse ich jetzt, der Not gehorchend, mehr und mehr sein.

Jetzt versuche ich mit den Stunden, die ich in diese Arbeit stecke – und das sind viele – mit den Menschen im Dorf gut auszukommen.

Das ist manchmal sehr belastend. Denn die Leute denken, ich hätte als Bürgermeister in diesem Land etwas zu sagen – und könnte richtig auf den Tisch hauen.

Sie fordern: ›Wie kannst du das zulassen? Du mußt nach Bonn gehen!‹

Manchmal lief ich nach Hause und setzte mich in die Ecke. Dann streichelte mir meine Frau ein bißchen über den Kopf – das baute mich wieder auf.«

Der Gemeinderat besteht aus 13 Personen: drei FDP-Leuten, drei Parteilosen, sechs CDU-Mitgliedern. »Die Partei spielt keine Rolle. Es geht einzig um die Sache.«

Als ehrenamtlicher Bürgermeister arbeitet Dieter Ullmann im Monat 80 bis 100 Stunden. »Die muß ich nach den anderen Arbeitsstunden aufbringen.

Aber wenn der Kindergarten oder die nächste Straße fertig sind, ist es schön zu sagen: Gut, daß ich diesen Posten angenommen habe!

Doch die Wende-Euphorie hat nachgelassen.«

Die große Krake. »Wie kann ich meinen Mitbürgern den Beamtenstaat klarmachen? Eine Zeitlang versuchte ich, auch den Beamten zu verstehen. Das kann ich jetzt nicht mehr. Diese vielen sinnlosen Richtlinien!

Wir haben rund 50 Satzungen beschlossen: Gefahrenabwehr. Entschädigung – für nur acht Personen. Drei Satzungen zur Feuerwehr. Da müssen bei acht Männern gewählt werden: ein Feuerwehrchef, ein Stellvertreter, ein Jugendrat, ein Techniker.

Jeder wird unterschiedlich besoldet und entschädigt. Wozu brauchen wir das?

Ich las immer gern Science Fiction-Romane, zum Beispiel Stanislav Lem. Er schreibt von Einheiten, die sich verselbständigt haben. Genauso ist es.

Ich habe Angst vor der Beamtenmacht – sie ist wie eine große Krake mit Gummihaut. Man stößt dagegen. Und dann kommt man in diese Gummihaut hinein wie in eine Beule. Man denkt, man hat Erfolg. Aber an einer anderen Stelle wird doppelt so schnell zurückgestoßen – und man ist wieder draußen.«

Die Gemeinde. »Meine Gemeinde hat 1500 Einwohner. Ich kenne jeden. Wir kennen uns alle.

Von den insgesamt rund 40 000 Einwohnern aus Wolfen und Bobbau waren 80 Prozent in der Filmfabrik beschäftigt. Davon sind jetzt 30 Prozent arbeitslos. Weitere 20 Prozent stecken in Weiterbildungsmaßnahmen. Real sind hier über 50 Prozent der Menschen arbeitslos.

Im Moment geht es uns nicht schlecht. Aber mir macht Angst, daß dies zeitlich begrenzt ist.

Wir sind nicht im Aufmucken trainiert. Eigentlich haben wir immer noch nicht so richtig aufgemuckt. Man muß ja erst mal darüber nachdenken, was passieren könnte, wenn man aufmuckt.

Schon das Nachdenken ist anstrengend.

Und solange es nicht direkt ans Eingemachte geht, denken die meisten erstmal nicht daran, daß die Sozialhilfe einmal aufhören könnte.

Sie sagen: ›Das machen wir dann, wenn es soweit ist.‹

Seit 1963 trifft sich unsere Abiturklasse einmal im Jahr. Ohne Einladung. Immer in der gleichen Kneipe. Von den 24 kamen immer acht bis zehn.

Vor 1989 sagten viele: ›Wenn wir könnten, wir würden die Welt umreißen!‹

Dann kam die Wende: Da saßen noch drei Hanseln da. Wer zum Klassentreffen erschien, ist aktiv, auch wenn es mal bergab geht, und versucht etwas Neues. Die anderen lassen sich treiben.

Es war Rederei, wenn Leute sagten: ›Wir müßten uns frei entscheiden können. Wenn wir den Kapitalismus hätten, würden wir nach vorn preschen. In unserer Entscheidungsfreudigkeit werden wir durch den Sozialismus gehemmt.‹

Jetzt, nach der Wende, können sie machen, was sie wollen. Und jetzt wird einfach nur noch gejammert, gejammert und nochmal gejammert.

Sie beschimpften mich: ›Du bist dumm, wenn du in deiner Freizeit den Bürgermeister machst und nur eine geringe Aufwandsentschädigung bekommst!‹«

Sprech-Stunde. Bürgermeister Ullmann hat zweimal in der Woche Sprechstunde: dienstags und donnerstags von 16 bis 18 Uhr.

»Dienstags Bürger-Fragestunde. Sie ist voll bis oben hin. Oft Jammersachen. Donnerstags nehme ich nur Voranmeldungen an, um Ortstermine und Häuserbesichtigungen zu machen. »

Abnahmen finden am Sonnabend oder Sonntag statt, weil nur die Leute bauen, die Arbeit haben – sie sind nur am Wochenende zu Hause.

Die Bauherren sind zu 30 Prozent Polizisten, zu 30 Prozent Lehrer und zu 30 Prozent Angestellte im öffentlichen Dienst.

»Eigentätigkeit? – wenn die Leute Zeit hätten.

Und wenn sie Zeit haben, besitzen sie kein Geld.«

Recht haben. »Die Leute meinen, der Bürgermeister könne alles klären.

Vor der Wende traf das zu.

Der Bürgermeister rief den Parteisekretär in Bitterfeld oder die Konfliktkommission an, so daß nur sehr weniges vor Gericht gelöst werden mußte.

Jetzt ist fast jedes Problem ein juristisches Problem.

Bevor man sich früher den Schädel einhaute, ging man zum Bürgermeister. Der sagte: Du nimmst deine Hecke dort weg – dann gibt es Ruhe. Dann streitet ihr euch nicht mehr, sondern geht ein Glas Bier trinken!

Heutzutage wird eine Hecke zum Nachbarschaftszwist zwischen Familien – bis zum Gericht. Denn es gibt ein Baugesetzbuch, und ich kann mir einen Anwalt leisten, weil ich ein bißchen Geld in der Tasche habe.

Diese Rechthaberei macht mindestens zwei Drittel meiner Amtstätigkeit aus.

Und ich habe mir vorgestellt: Du machst hier große Sachen!«

Gute Freunde. »Wir hatten einen Freundeskreis, der sich mehrmals im Monat traf.

Heute? – Nur noch zu Geburtstagen.

Früher organisierten wir. Wenn ich aus Leipzig kam, brachte ich etwas Besonderes zu essen mit. Wir mußten nicht hungern, und trotzdem war es am Geburtstag noch ein bißchen schöner.

Heute gibt es an jeder Ecke, was ich damals organisiert habe.

Beim Geburtstag wäre das Essen eigentlich überflüssig.

Das Schwatzen ist viel wichtiger. Heute findest du zum Schwatzen aber kein Thema.

Früher hatten wir wunderbare gemeinsame Themen.

Die Freunde fragten: ›Wann machst du die nächste Dienstreise nach Berlin?‹

Und ich brachte für sieben Familien Apfelsinen mit.

Stundenlang redeten wir darüber: Wer organisiert den Urlaub. Den Zeltplatz an der Ostsee?

Wir hatten keine Differenzen, denn wir hatten alle das Gleiche. Daß wir nicht nach Italien konnten, daran hatten wir uns gewöhnt. Das war ein nicht zu lösendes Problem. Darüber brauchten wir nicht zu streiten. Punkt.«

Informelle Öffentlichkeit. In der DDR war das Thema Öffentlichkeit heikel. Sie wurde vom Staat in Beschlag genommen, ihre Plätze waren stark kontrolliert.

Aber unterhalb einer ›offiziellen‹ Ebene gab es eine lebendige informelle Öffentlichkeit. Sie ist weithin verschwunden: Dorfkneipen mußten schließen, viele Dorffeste gibt es nicht mehr.

»In Bobbau gab es bis zur Wende, sogar bis kurz danach drei kleine Gaststätten, in die manche Leute regelmäßig gingen, meine Familie alle 14 Tage.

Wenn ich vor der Kneipe ein Fahrrad stehen sah, hielt ich an und wir tranken ein paar Bier zusammen, im Stehen.«

Heute existiert nur noch eine Kneipe am Ort. Und das Sportheim, das ein bißchen die Funktion einer Kneipe hat.

»Das lockere Zusammensein gibt es nicht mehr. Ich sehe immer die gleichen, wenn ich reinschaue. Es ist nicht mehr so, daß einer zufällig kommt.«

Die Gemeinde hat den Kultursaal verkauft. »Als erstes. Er war total reparaturbedürftig. Und im Hintergrund stand eine Erbengemeinschaft, die wir auszahlen mußten. Wir verhökerten zum Spottpreis.«

Und heute fehlt der Gemeinde ein kulturelles Zentrum.

Deshalb findet vieles nicht mehr statt.

»In DDR-Zeiten hatten wir Sportlerbälle, einen Feuerwehrball, Schulabschlußfeiern – alle in unserem Kultursaal. Da trafen sich Familien. Sie verabredeten sich zu Tanzabenden.

Heute gibt es kein öffentliches Zusammensein mehr.

Wir haben mal angefangen, ein Dorffest zu organisieren. Es scheiterte an den Finanzen.

Kulturelles Leben findet im Dorf nicht mehr statt.«

Nachdenken: Hat irgendjemand daran gedacht, daß die Verhältnisse viel zu radikal und rasch verändert wurden? Daß solche Umwälzungen die tiefgreifendsten Auswirkungen auf die feinen sozialkulturellen Gefüge haben, die in langen Zeiten gewachsen sind?

Diese Netze lagen unterhalb des staatsoffiziellen Gefüges. Sie waren unideologisch – aber sie erhielten, obwohl unschuldig, die härtesten Strafen. Sie waren die Opfer.

Die kleinste Gruppe. »Ich habe mir jetzt mehr oder weniger einen Schutzschild aufgebaut. Motto: ›Einen muß es treffen!‹ Das bin ich – jetzt weiß ich es und rechne damit. Damit lebe ich ganz gut. Einer muß diese Situation des Wechsels ausbaden.

Für mich ist die Familie eine Stütze.

Für meine Kinder gilt: Sie können entscheiden, was sie machen wollen, studieren oder nicht studieren, aber sie müssen lernen.

Hin und wieder habe ich gute Diskussionen mit meiner Tochter: über die Menschenwürde.

Sie hat es mal mit den Jungen Humanisten versucht, einer Nachfolgeorganisation der Jugendweihe. Dann ist sie zur evangelischen Jungen Gemeinde übergegangen, weil sie dort Freunde traf.

Sie akzeptiert jede Seite, wenn sie eine humanistische Einstellung hat.«

Von der Partei ins Dorf. »Die jungen Leute sind unideo-

logisch. Sie sagen: ›Die Parteien bringen uns nichts mehr!‹ Das denke ich inzwischen auch.

Ich bin zwar schon zu DDR-Zeiten – seit meinem neunzehnten Lebensjahr – in der CDU, kann aber nicht sagen, warum ich damals eingetreten bin. Wahrscheinlich weil es die einzige Möglichkeit war, Opposition auszudrücken.

Es hatte Vorteile. Ich brauchte nicht in die SED.

Wir haben nicht gesehen, daß die CDU eine gleichgeschaltete Partei war. Wir waren einfach stolz, daß wir nach der FDJ bewußt in die CDU gegangen sind.

Die Wende hat mich nicht in die Partei geführt, sondern einfach ins Dorf.

Die Euphorie hat nachgelassen, jetzt hält mich nur noch das Dorf. Dafür etwas zu machen, dazu bin ich noch nicht zu gleichgültig. Ich möchte etwas wachsen sehen.

Ich möchte nicht stundenlang diskutieren, ich packe lieber zu. Aber es wird von der Bürokratie stark beeinträchtigt.

Wir scheitern schon an den 25 Prozent Beteiligung, die wir als Gemeinde für alles und jedes aufbringen müssen. Oft kann ich nicht einmal aus einer kleinen, einer klitzekleinen Idee etwas machen.

Ideen habe ich.«

Reinhard Höppner: »Die Klischees stimmen nicht. Ich muß mir die Geschichte angucken.«

Die Großeltern sind Bauern in Pommern. Der Vater studiert Theologie. Nach dem Krieg flieht die weitverzweigte Familie. »Wir sind die einzigen, die im Osten gelandet sind.«

Die Eltern ziehen in Magdeburg-Forst in ein idyllisches Pfarrhaus. Dort wächst der Junge, Jahrgang 1948, auf.

»Die Kindeserinnerungen sind mit Wald und mit einer Schaukel zwischen zwei Bäumen verbunden.«

1957 zieht die Pastorenfamilie in die Nähe von Elsterwerde, heute brandenburgisches Land.

Mathematik-Olympiade. Der Junge besucht die Erweiterte Oberschule[1]. Er macht das Abitur mit gleichzeitigem Berufsabschluß – zum Elektromonteur. Im Braunkohlenkombinat in Lauchhammer, »einem verqualmten Arbeiterbezirk.«

»In dieser Zeit änderten sich die Verhältnisse: Für meine vier Jahre ältere Schwester war es noch unmöglich, das Abitur zu machen. Meine zwei Jahre ältere Schwester konnte es unter Schwierigkeiten. Für mich war es kein Problem.

In der Oberschulzeit hatte ich ziemlich viel Freiheiten, weil ich zur Mathematik-Olympiade geschickt wurde – unter anderem nach Jugoslawien.«

Im zweiten Jahr dieses internationalen Mathematik-Wettbewerbs bekommt er erste Preise. Die Schule ist stolz auf ihn.

Diese positive Atmosphäre ändert sich, als er zum Studium geht. »Damals zogen sie die Schrauben wieder ein bißchen an – im Hinblick auf Kirche und Schule.«

Studentengemeinde. Er studiert in Dresden Mathematik – vier Jahre. Daran möchte er ein Forschungsstudium anschließen: eine dreijährige Assistentenzeit mit Promotion. »Es gab aber freundliche Bewacher, die ich aus der Oberschulzeit mitgebracht hatte. Sie sollten meine Öffentlichkeitswirksamkeit einschränken.«

Das Fachstudium Mathematik und Statistik hat nur 14 Personen. Davon gehen sieben in die katholische oder evangelische Studentengemeinde. »Wir hatten außerdem wenigstens zwei bis drei Sympathisanten. Das führte dazu, daß wir nie FDJ-Versammlungen machen mußten. Denn wir sagten: Wir machen eine Versammlung und stimmen darüber ab, was wir tun wollen.

Mit Mehrheit beschließen sie: keine FDJ-Versammlungen. Damit ist für die Studenten das Thema erledigt. Die Rache kommt später – nach dem Abschluß.

Reinhard Höppner bewirbt sich an anderen Universitäten. »Aber immer war der Sicherheitsdienst schneller als ich – das heißt, ich kam nicht unter, obwohl Mathematiker gebraucht wurden.«

In Dresden kämpft ein Professor dafür, daß er bleiben kann – »doch schließlich war auch er machtlos.« Aber: Er hat Beziehungen zum Akademie-Verlag in Berlin. »Dort brachte er mich als Lektor unter. Außerdem sagte er: ›Jetzt werden wir mal zeigen, was eine Harke ist.‹ – Und dann erklärte sich ein Dozent bereit, mich freiwillig zu betreuen. So habe ich doch noch promoviert.«

Mathematik-Lektor. Tagsüber arbeitet Reinhard Höppner im Akademie-Verlag. Abends schreibt er seine Doktorarbeit. »In der Mathematik kommt man mit Zettel und Bleistift aus – und dem Kopf dazu.

Die Professoren, die mich vorher rausgeschmissen hatten, wollten alle Bücher schreiben. Und der einzige Verlag, der wirklich umfangreich mathematische Hochschulliteratur verlegte, war der Akademie-Verlag. Jetzt mußten sie zu mir, dem Lektor, kommen, um ihr Buch unterzubringen.

So hatten sich die Verhältnisse völlig verkehrt.

Dann gab es keine Schwierigkeit, die Doktorarbeit einzureichen.«

Er reicht sie ein und verteidigt sie.

»Im Akademie-Verlag hat es mir so gut gefallen, daß ich 18 Jahre blieb. Im Verlag hatte ich Entscheidungsfreiheiten. Meine beiden Chefinnen ließen mich machen.«

Zwischendurch muß er einige Zeit lang zum Armeedienst und dort einen Sanitäterwagen fahren.

Die Synode. Kurz vor Beendigung des Studiums nimmt er 1970 zum ersten Mal an der evangelischen Synode teil – als Jugend-Synodaler.

»Die 68er-Bewegung-West wirkte sich in der Kirche der DDR aus. Man sagte: ›Wir müssen junge Leute mitgestalten lassen!‹ So wurde das System der Jugend-Synodalen erfunden. Die Jugendvertreter schickten jeweils zehn Personen in die Synode, die mitreden und sogar mitabstimmen durften.«

Dort lernt er seine Frau kennen, eine Theologin.

Als Jugend-Synodaler wird Reinhard Höppner 1972 zum Mitglied der Kirchenleitung in der Kirchenprovinz Sachsen berufen.

Von 1980 bis 1994 ist er Präses der Synode.

Erfahrung: Demokratie. »Ich lernte einerseits Demokratie kennen – und andererseits das Zusammenspiel von Leitung und Verwaltung.

Das Kirchenrecht hat in all seinen Strukturen etwas mit dem Beamtenrecht zu tun. Daher kenne ich schon von dorther im wesentlichen, was ich jetzt zu gestalten versuche: Prozesse zwischen politischem Regieren und Verwaltungsapparat.

Ich lernte ein paar Verhaltensweisen, die einem normalen DDR-Bürger verschlossen waren.

Es gibt manchmal etwas Glück in den biografischen Umständen. Deshalb sagte ich mir: Wenn ich das Glück hatte, etwas lernen zu können, was jetzt, nach der Wende, gebraucht wird, dann bin ich in besonderer Weise verpflichtet, es auch einzubringen. Durch mein kirchliches Engagement war ich immer in Prozessen, in denen die politischen Situatio-

nen sehr genau reflektiert wurden. Und zwar von einer Institution, die es laut Schema gar nicht geben durfte. Aber eine Institution, die legitimiert und öffentlich war – mit gewählten Vertretern.

Synodenbeschlüsse waren keine Meinungsäußerungen von irgendjemandem.«

Wachsende Brisanz. »1976 verbrannte sich Oskar Brüsewitz, ein Pfarrer in Zeitz. Das war ein einschneidendes Ereignis, mit ihm begann eine besonders spannende politische Auseinandersetzung.«

Für Reinhard Höppner wächst die Brisanz dadurch, daß er seit 1978 viel »mit Friedrich Schorlemmer zusammen« ist.

»Anfang der 80er Jahre haben wir uns in der Synode freigeschwommen.

Wir begannen, vieles offen anzusprechen.

Solidarnosz war ein Synodenthema. Die Raketen SS 20. Man könnte die Reihe fortsetzen.

In der Synode 1985 arbeiteten wir das erstemal über den Prozeß ›Frieden und Bewahrung der Schöpfung‹. Ich machte vieles in der Vorbereitung mit.

Für die staatlichen Stellen kam ein Greuelpapier heraus, weil darin zwangsläufig alle gesellschaftlichen Probleme diskutiert wurden.«

Die Angst entmachten! Vor dieser Synode 1985 wird Reinhard Höppner in den Rat des Bezirkes Magdeburg bestellt. »Dort meldete man lautstark Protest gegen das Papier an. Wir hatten die Gruppen eingeladen, an Ständen ihre Ideen zu präsentieren. Dies galt als das Schlimmste.

Und wir hatten Angst, was da alles kommen würde.

Ich weiß noch, daß ich den Vorsitzenden des Rates beruhigte: Wir hätten das alles im Griff, und sie brauchten keine Angst zu haben.

Den Gruppen sagte ich nie etwas davon – und so machten sie bis auf Kleinigkeiten alles, was sie wollten.

Wenn heute manchmal beklagt wird, daß mit staatlichen Stellen Gespräche geführt wurden und man nicht öffentlich darüber berichtete, wenn dies jetzt gern als Konspiration ausgelegt wird, dann vergißt man völlig: Die Stasi beabsichtigte, daß wir es weitererzählten – mit einer bestimmten Funktion. Sie wollte uns Angst machen. Und sie zielte darauf, daß wir aus Angst zu den Gruppen gehen und sie warnen würden: Macht ja nichts Schlimmes!

Das war die Absicht, die dahintersteckte. Aber die Gesprächsführer ließen sich nicht instrumentalisieren. Sie kamen dieser Absicht nicht nach.

Es gab Leute, die auf die Stasi reagierten und entsprechend Unruhe und Angst auslösten.

Und es gab andere Leute, wie zum Beispiel Bischof Krusche[2], die sagten: Wir halten einfach durch! Und haben überhaupt keine Angst! Wenn es irgendwann knallt, können wir uns immer noch entschuldigen. Wir machen uns nicht zum Bestandteil einer Strategie, die mit Angst Menschen regieren will.«

Strategie und Taktik. »Was den Mut anbelangt, war für mich alles gar nicht so schlimm. Ich sagte mir: Bis sie den Präses einer Synode verhaften, dauert es lang. Und was unter dieser Schwelle liegt, stehst du durch!

Ich hatte einen Job, an dem man nicht sägen konnte. Wie sagt Marx so schön von den Revolutionären: ›Sie haben nichts zu verlieren außer ihren Köpfen.‹

Und ich verstand etwas von Strategie und Taktik. Das lernte ich rechtzeitig. Als Mathematiker hat man es mit dem Durchschauen von Strukturen zu tun. Mit Abstraktionsvermögen. Man lernt relativ schnell einzuschätzen: Verhältnisse und Kräfte. Dafür bekommt man ein Gefühl.«

Der Test. »Einmal versuchte die Stasi, mich zu erpressen. Es ging daneben. Unmittelbar vor einer Synode bestellte mich per Telegramm – für mich unverständlich – mein Ver-

lagsdirektor nach Berlin und machte mir ein Angebot: Der Verlag werde umstrukturiert, ob ich Lektoratsleiter, also Abteilungsleiter werden wolle. Ein Karriereangebot.

Ich erklärte: Das würde ich schon machen, aber wenn es auf die Wahl zwischen meinem Kirchenengagement und dem Abteilungsleiter hinausliefe, würde ich auf den Posten verzichten. Das Engagement in der Kirche sei mir zu wichtig.

›Nein, nein,‹ sagte er, darum ginge es nicht.

Dann kam die Synode. Es gab ein paar kritische Anträge. Immer saßen Vertreter des Rates des Bezirks als Gäste im Saal. Einer von ihnen nahm mich beiseite und sagte, ich solle jetzt gefälligst dafür sorgen, daß dieser und jener Antrag verschwinde. Schließlich müsse ich an meine Karriere denken.

Mit anderen Worten: Das Ganze war kurzgeschlossen.

Es war ganz wichtig, solche Versuche sofort öffentlich zu machen.

Daher ging ich bei der nächsten Gelegenheit ans Rednerpult und sagte: ›Es gibt hier Tendenzen, die wir uns energisch verbitten müssen. Jeder von den Synodalen soll, wenn ihm Ähnliches widerfährt, wissen lassen: Da macht die Kirche nicht mit.‹

Das war deutlich. Man muß wissen, daß die Synoden im Rat des Bezirkes Magdeburg live abgehört wurden. Da waren Leitungen gelegt. Sie hatten Richtmikrophone. Sie hörten alles ab.

Der Kollege, der da vorn als Vertreter saß, sackte in sich zusammen, weil er wußte: Er bekommt eine Rüge.

Er entschuldigte sich bei mir. Und der Verlagsdirektor sprach nie wieder von Umstrukturierung.

Es war ein Test: Ob ich erpreßbar war.«

Noch einmal versucht die Stasi, Reinhard Höppner anzuwerben.

»Manchmal merkt man es nicht gleich, denn es gibt Varianten. Da kam jemand und unterhielt sich mit mir über irgen-

detwas. Er schätze, daß ich demnächst eine wichtige Rolle in der Kirche übernehmen könne, und dann wäre es doch gut, immer mal einen Gesprächspartner zu haben. Man könne sich helfen und austauschen. Dann rief er nochmal an und sagte: ›Ich muß noch etwas mit Ihnen besprechen.‹

Beim dritten oder vierten Mal legte ich den Hörer auf.

Inzwischen hatte ich mit dem Bischof darüber geredet, und möglicherweise hatte der schon mit dem Staatssekretär gesprochen. Das war, bevor ich Präses wurde.

Man mußte ziemlich sensibel sein, um nicht reinzufallen.

Einmal ging ich mit dem Mann zum Mittagessen. Auf seine Einladung hin. Dann wollte er bezahlen – auch für mich. Instinktiv sagte ich: ›Nein, ich zahle selber.‹

Darüber bin ich heilfroh.

Sonst läge in der Akte ein Beleg, daß ich ein Essen von ihm angenommen hätte. »Annahme von Geschenken«. Das war schon des Teufels.

Diese Kleinigkeiten!

Es gehörte ein Instinkt dazu, einem netten Menschen, mit dem man sich unterhalten hatte, der genauso alt war wie man selbst, mit dem man über Familie und alles Mögliche redete, an einer solchen Stelle sofort zu sagen: ›Nein, ist nichts mit Einladung!‹«

Der Aufruf. »Über Jahre gab es die Friedensbewegung. In Magdeburg hatten wir zunächst nur ein paar Leute.

Man muß manche Sachen einfach eine Zeitlang machen. Es gibt Zeiten, wo man genau das braucht. Es ist die kleine Schar, die etwas in Bewegung bringt. Alle halten sie für Spinner. Und plötzlich kommt eine historische Zeit, wo genau diese Leute gebraucht werden. Es ist wirklich das ›Hoch der kleinen Schar‹.

Zum Friedensgebet im September kamen 250 Leute. Dann verdoppelte sich die Zahl von Woche zu Woche.

Wir telefonierten mit den Leuten in Leipzig.

Am 9. Oktober wurde es in Magdeburg zum erstenmal brisant.

Interessant: Keiner sprach von Demonstration, wir riefen zur Gewaltlosigkeit auf. Der Aufruf war der Aufruf zur Gewaltlosigkeit – aber dadurch wußte jeder, daß etwas stattfindet. So fing das montags an.

Bald wuchsen diese Veranstaltungen so, daß der Dom sie nicht mehr faßte.«

Lese-Kultur. »Es gab ein wichtiges Prinzip in den Gruppen und Gesprächskreisen: Bücher, vor allem Westbücher, waren nie Privatbesitz. Es galt die Regel: Weiterreichen!

Heute werden zehn Bücher auf dem Markt gekauft und bestenfalls einer liest sie – alle anderen stellen sie in den Bücherschrank. Bei uns war es umgekehrt: Eins wurde gekauft und zehn Personen lasen es.

Wir hatten eine Kultur, die nun verschwunden ist.

Wir lasen Bücher und sprachen darüber.

Heute spricht man über die Rezensionen, denn die Bücher selbst hat man nicht gelesen.

Erhard Eppler spielte eine wichtige Rolle. Er kam immer zu den Kirchentagen. 1983 fand dieses Ereignis in Magdeburg statt. Ich zitierte oft einen Schlüsselsatz von ihm: ›Vertrauen wagen‹.

Vertrauen kann nur entstehen, wo eine Atmosphäre herrscht, in der man auch das aussprechen kann, was Mißtrauen begründen könnte. So bedeutet dieser Slogan nicht etwa ein Zukleistern von Problemen, sondern das Ansprechen von Problemen. Es ist die Voraussetzung dafür, daß Vertrauen wächst.«

Acht-Augen-Gespräch. »Am 2. Juni 1989 war die Mauer in Budapest noch nicht auf, sie wurde erst Ende August offiziell geöffnet. An diesem Tag führte ich durch Zufall mit einem ZK-Mitglied ein Achtaugen-Gespräch – meine Frau und seine Frau waren dabei.

Ich fragte ihn: ›Was wird aus der DDR, wenn der Sozialismus an Anziehungskraft verliert?‹

Er sagte: ›Das weiß ich nicht.‹

Daraufhin fragte ich weiter: ›Wo wird denn darüber nachgedacht?

Er: ›Weiß ich nicht.‹

Das war alles korrekt: denn es wurde nicht darüber nachgedacht – also konnte er nicht wissen, wo.

Dann fragte ich ihn: ›Was soll denn Ihre Alternative sein?‹

Er antwortete: ›Die Alternative ist die Wiedervereinigung Deutschlands.‹

Da war ich entgeistert.

Und ich sagte: ›Das kann doch nicht Ihre Alternative sein!‹

Er antwortete: ›Nein, das können wir unseren alten Genossen nicht antun.‹

Mit anderen Worten: Das System war in sich schon so marode, daß die Genossen nicht mehr an sich selber und an die Überlebensfähigkeit des Systems glaubten.«

Ambivalente Gefühle. »Meine Gefühle, als die Mauer fiel, waren sehr zwiespältig. Mir war klar, daß die laufenden Prozesse jetzt nicht mehr steuerbar waren.

Wir hatten ja angefangen, innerhalb von vier Wochen einen großen Gestaltungswillen unter Menschen zu entwickeln, die keinen Ton von Wiedervereinigung von sich gaben. Es ging immer darum, unsere Gesellschaft zu demokratisieren. Das hatten wir uns auf die Fahnen geschrieben. Und daß wir das nicht mehr so machen konnten, wie wir uns das vorgestellt hatten, war mit dem 9. November klar.

So waren die Gefühle an diesem Tag ambivalent.

Ich war an jenem Abend bei einer Veranstaltung in der Kreuzgemeinde – meine Frau ist ja Pfarrerin. Es ging um Bildungsfragen. Eltern und Lehrer waren eingeladen, die Kirche

voll. Nach der Veranstaltung schalteten wir das Fernsehen ein und sahen: Die Mauer ist offen.

Es war aber ein Abend, an dem ich meine Koffer packen mußte, um am nächsten Morgen mit unserm Bischof einen offiziellen Besuch bei der Kirche der Böhmischen Brüder in der Tschechoslowakei zu machen. Das Kuriosum: Wir fuhren am 10. November Richtung Osten, während ganz Deutschland-Ost Richtung Westen fuhr. Als wir durch Leipzig kamen, sahen wir einen Block von sicher tausend Leuten in der Warteschlange, um sich den Stempel zu holen, mit dem sie dann in den Westen fuhren.

In Tschechien war die Polizei auf den Straßen. Wir gingen zur Kirche der Böhmischen Brüder, die 1968 beim ›Prager Frühling‹ eine wichtige Rolle gespielt hatten.

Ich sprach über 1968 und darüber, daß wir leider mit daran schuld waren, daß die Tschechen den ›Frühling‹ nicht ausprobieren konnten.

Ich skizzierte, was damals schon hätte verändert werden können.

Ich glaube, daß wir gerade als Ostdeutsche verpflichtet sind, eine besondere Sensibilität für unsere östlichen Nachbarn zu haben und aufzupassen, daß sie von dem Prozeß, der jetzt in Europa läuft, nicht abgekoppelt werden.«

Der Bruch des Staudamms. »Hinterher sagten wir: Es ist ein Staudamm gebrochen.

Viele meinten: Man darf das Wasser nicht so schnell herablassen. Es überschwemmt alles.

Darauf konnte man nur erwidern: Der Staudamm ist nun mal gebrochen, jetzt schleppt lieber Sandsäcke und paßt auf, daß nicht soviel überschwemmt! Hinterher müssen wir sehen, wie wir das Land wieder urbar machen.

Genaugenommen war das unser Geschäft.

Wir dachten zwar immer noch, als wir Kandidaten für die Volkskammer aufstellten – da bin ich dann dazugekommen –

jetzt achten wir darauf, daß das Parlament über eine Legislaturperiode von vier Jahren gehen wird.

Aber als wir uns nach den Wahlen konstituierten, redeten wir nur noch von zwei Jahren.

Und drei Monate später wußten wir, daß die Bundestagswahl eine gesamtdeutsche Wahl werden würde. Das war nicht aufzuhalten. Es wurde nur noch darüber diskutiert, ob sie im Dezember oder im Januar/Februar stattfinden sollte.

Ende August war auch dieses Thema erledigt.

So schnell lief die Geschichte.«

Der Runde Tisch. Im November beginnen die Runden Tische. Soll die Kirche sie moderieren?

»Wir wußten nicht genau, wer das machen könnte.«

Überlegung: Einer von der Synode?

»Ich wartete ab, bis das geklärt war.

Ich dachte: Wenn ich jetzt in eine Partei gehe, kann ich nicht mehr moderieren.«

Im Dezember tritt Reinhard Höppner in die SPD ein.

Im März 1990 verläßt er den Akademie-Verlag und wird Abgeordneter der Volkskammer.

Der andere Klang. »Eine der Erfahrungen der Wende ist: Die gleichen Bibeltexte hatten für uns vor der Wende einen anderen Klang. Manches würde ich heute ganz anders interpretieren. Ohne zu sagen, es war damals falsch und ist heute richtig.

Das Kirchentags-Motto ›Suchet der Stadt Bestes‹ hatte in der DDR-Zeit eine Brisanz. Darin lag die Aufforderung, obwohl der Staat atheistisch, uns eigentlich feindlich gesonnen ist, doch für das Beste der Stadt mit ihren Menschen zu sorgen.

Heute ist es eher ein verschwommener, blasser Satz.

Alle suchen der Stadt Bestes – der Bundeskanzler und der Oppositionsführer und die Arbeitgeber und die Gewerkschaften – alle suchen der Stadt Bestes.

Wenn ich diesen Satz heute interpretiere, muß ich ihn völlig anders anfassen.«

Lazarus und die Ökologie. »Früher sah ich auch die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus ganz anders.

Jetzt leben wir in einer Zeit – jedenfalls empfinden wir als Ossis das besonders – wo das oberste Glaubensbekenntnis heißt: Alles muß sich rechnen.

Bei allen Entscheidungen hat die Wirtschaft eine ziemliche Dominanz.

Nun steht die Geschichte vom Lazarus dafür, daß sich Solidarität, von der wir jetzt meinen, sie rechnet sich nicht, aufs Ganze gesehen doch rechnet.

Mit anderen Worten: Diese uralte Geschichte bekam angesichts schwindender gesellschaftlicher Solidarität eine völlig neue Dimension für mich, die ich vorher so nicht erkannte. Vorher hätte ich sie individualistisch interpretiert.

Heute ist sie für mich eine der wichtigen Fragen an unsere Wirtschaftsideologie. Macht die Wirtschaft nicht den Fehler, zu kurzfristig zu denken?

Wenn man langfristiger denkt, sieht die Antwort auf die Frage, was rechnet sich und was rechnet sich nicht, anders aus.

Ich rede jetzt nicht über Transzendenz und den Himmel, sondern komme zu einem Kriterium, das auch gründlicher denkende Wirtschaftswissenschaftler so sehen. Sie sagen: ›Nicht der Profit in den nächsten drei Jahren, sondern der Gewinn über 20, 30 Jahre macht es.‹

Dies erzieht auch zur Ökologie.

Wenn ich nur zwei Jahre weit sehe, kann ich den Giftmüll in die Ecke stellen und die Rendite reinholen. Aber was mache ich mit dem Giftmüll danach?

Wenn ich über diesen Tag hinausdenke?«

Unterschiedliche Mandate. »Ich war in einer besonderen Rolle als Mitglied der Kirchenleitung, aber mit Beziehungen und Freundschaften zu den Gruppen.

Es gab öfter Konflikte zwischen Kirche und Gruppen. Sie waren auch durch eine Politik inszeniert, die nicht die Gruppen ansprach, sondern die Kirche.

Wir dachten gründlich darüber nach und stellten fest: Die Menschen haben in der Gesellschaft unterschiedliche Mandate. Sie schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern brauchen sich gegenseitig.

Wir dachten: Die Kirchenleitung kann nicht so handeln wie die Gruppen. Sie muß Gesamtverantwortung tragen. Aber die Gruppen sind nicht überflüssig, denn sie formulieren Befindlichkeiten. Und wenn die Gruppen nicht protestieren, kann die Kirchenleitung mit dem Staat nicht hart verhandeln.

Wir hätten als Kirchenleitung gegenüber dem Staat vieles gar nicht zur Sprache bringen können ohne das Argument: ›Das müssen Sie jetzt so und so machen, sonst knallt es da unten.‹

Es gibt also unterschiedliche Mandate, die sich gegenseitig brauchen. Und nun kommt der spannende Punkt: Das funktioniert nur, wenn es ein gewisses Maß an Grundvertrauen zwischen den Gruppen und der Kirchenleitung gibt. Wenn die Gruppen nur noch mißtrauen, dann arbeitet die Mandatsteilung nicht.

Damit sind wir beim Stichwort Moderation angelangt. Moderation in diesem Sinn meint: Lernen, die unterschiedlichen Seiten wirklich zu verstehen und dem jeweils anderen klarzumachen, daß die Aufgabe des anderen ebenfalls sinnvoll ist – und daß nur, wenn beide zusammen wahrgenommen werden, eine Lösung des Problems möglich wird.

Das ist ein bißchen mehr als Moderation, wie sie im Parlament oder auf irgendwelchen Versammlungen passiert, wo man irgendwie hinkriegen muß, daß alle zufrieden sind.

Das ist mehr. Denn darin steckt Gestaltung.

Und die Anerkenntnis, daß Pluralismus keine fatale

Nebenerscheinung der Industriegesellschaft ist, sondern die Quelle der Kraft zum Gestalten.

In dieser Welt wird die These vertreten: Man soll das Herrschen den Kompetenten überlassen. Im Blick auf diese Überlegungen setze ich die These dagegen: Es gibt nicht nur eine Fachkompetenz, sondern auch eine Kompetenz der Betroffenheit.

Auch die Betroffenen haben eine Kompetenz – eine andere als die Fachleute. Aber sie ist für die Gestaltung von Gesellschaft nicht weniger wichtig.

Man darf als Politiker nicht immer das machen, was fachkompetente Leute einem sagen. Das gilt sowohl für die Bürgerbewegung als auch für die, die ihre Befindlichkeiten formulieren.

Manchmal muß man sagen: ›Leute, wie ihr euch das vorstellt, geht es nicht.‹

Das setzt aber voraus, daß man ihr Anliegen – hinter jeder Protestbewegung steckt ein Anliegen – verstanden hat. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, sie protestieren bloß, weil sie blöde sind, dann wird man zwischen ihnen nie vermitteln können.

Man muß akzeptieren: Sie haben eine Anliegen.

Man muß das Anliegen herauskriegen.

Man muß es verstehen.

Und man muß den Leuten klarmachen, daß man es verstanden hat.

Erst dann kann man unter Umständen sagen: ›So wie ihr euch das vorstellt, geht es nicht.‹«

Vision? »Eine Vision zu haben, ist im Moment sehr schwierig. Weil wir insgesamt in Deutschland – und nicht nur in Deutschland – eigentlich keine Vorstellung haben, wie die Zukunft aussehen wird.«

Deshalb interessiert Reinhard Höppner mehr das Methodische: »Wir suchen. Wie kann man das machen?

Erstens darf man die Gewißheit nicht verlieren, daß wir den Weg finden.

Zweitens: Alle, die ehrlich suchen, sind bei der Lösung des Problems dabei.

Drittens: Wie bei einer Wanderung muß man sich immer wieder einmal treffen und sagen, ob der Weg einigermaßen gangbar war oder nicht. Das heißt, man braucht die Kommunikation zwischen denjenigen, die durchaus in unterschiedliche Richtungen liefen. Keiner ist vor dem Irrweg gefeit.

Notwendig sind Grundoptimismus, Selbstbewußtsein und Aufforderung zur Gemeinsamkeit.«

Parlaments-Vize. Nach der Wende wird Reinhard Höppner Abgeordneter in der Volkskammer. Er führt das erste Gespräch mit Lothar De Maizière »über die Frage, wie es denn gemeinsam gehen soll. Es war ein wichtiges Gespräch für alles Weitere.«

Dann wird er Vizepräsident der Volkskammer.

»Für das Ganze hatte es sicher den Vorteil, daß ich etwas von Leitung und Parlamenten gelernt hatte. Zehn Jahre lang. Ich war der einzige im Präsidium, der etwas von Geschäftsordnung gehört hatte.

Parlamentspräsidenten haben immer den Text, den sie reden, vorher aufgeschrieben. In den Parlamenten läuft nichts überraschend. Nicht so in der Volkskammer. Ich mußte meine Texte immer beiseitelegen. Der Text half mir nicht mehr weiter.«

Ministerpräsident. »In der Vorbereitung auf die Landtagswahl kam die große Versuchung für alle – außer für die Brandenburger, die Manfred Stolpe hatten, – sich einen Westimport zu holen. Auch bei uns.

Schließlich wurde entschieden, daß ich antreten soll.«

Manche behaupten, Reinhard Höppner sei in dieser Zeit so bekannt wie der Sandmann, weil die Volkskammer-

Sitzungen stets im Fernsehen übertragen werden. Vier Jahre lang ist Reinhard Höppner Führer der Opposition.

1994 Kopf-an-Kopf-Rennen. Erneut fehlen vier Prozent Stimmen.

»Da kam es für mich ziemlich überraschend, daß in der SPD fast einhellig die Meinung herrschte: Nur keine große Koalition!

Ich konnte mir vorstellen, daß ein Bündnis mit den Bündnis 90 / Grünen mit Tolerierung der PDS funktionieren würde, aber ich hätte vorher nie gedacht, daß es mehrheitsfähig sei.

Am Wahlabend kam es zustande: Als unser eher konservativer Landesvorsitzender sagte, er würde in diesem Landtag keine Mehrheit sehen, aber eine klare Mehrheit, die mich zum Ministerpräsidenten wollte. Und so hat sich das dann weitergesponnen.«

Keine Klischees. »Man kann überhaupt nicht bestreiten, daß es innerhalb der SED mindestens seit Gorbatschow eine erhebliche innerparteiliche Opposition gab. Und in dieser innerparteilichen Opposition nahmen eine ganze Reihe von Leuten mehr Ärger in den letzten fünf Jahren DDR auf sich als viele, die sich jetzt als oppositionell bezeichnen.

Wir hatten im Landtag in der ersten Legislaturperiode eine Kuriosität, die natürlich beide Seiten nicht vollständig charakterisiert, die aber deutlich macht, daß man das Ganze differenziert sehen muß.

Wir hatten einen richtigen ehemaligen Funktionär im Landtag – verantwortlich für Umweltfragen. Er hatte die Gruppen, die Amateurfilme vom Silbersee [zur Umweltzerstörung] in den Westen geschmuggelt hatten, an die Kandarre genommen und zurechtgewiesen. Die Schriftstücke existieren.

Und wir hatten einen im Parlament, nur einen einzigen, der im Knast gesessen hat, im Stasi-Knast. Der Funktionär

war in der CDU-Fraktion und der im Knast saß, in der PDS-Fraktion.

Ich sage immer: ›Wenn man solche Verhältnisse hat, dann weiß man erstmal eins: Die Klischees stimmen nicht.‹

Und dann bleibt einem nichts anderes übrig, als zu sagen: ›Ich muß mir die Geschichte angucken.‹

Der inzwischen hochgeehrte Mitterand hat auch angefangen, mit Kommunisten zu regieren. Dabei ist der Kommunismus im Osten tot. Er ist so tot, daß es nicht mal mehr einen Antikommunismus gibt.

Da sind wahrscheinlich Leute in einer augenblicklichen Mehrheit, mit denen man einigermaßen vertrauensvoll zusammenarbeiten kann. Und wenn man die Mehrheit findet und einigermaßen bündeln kann, dann ist das genau das, was jetzt dran ist.

Der Antikommunismus ist im Westen so tief eingefleischt, daß die Versuchung, ihn für den Machterhalt zu mobilisieren, groß ist.«

1 Vgl. zum Schulsystem in der DDR: Interview mit Michael Sandau, S. 200ff.

2 Vgl. Interview S. 33ff.

Werner Grossert: »Ich dulde keine Autorität mehr, die ich nicht kritisch prüfen kann.«

»In verrückten Zeiten bin ich in dem kleinen Ort Trachenberg in Schlesien 1923 geboren. Aus einer Mark war eine Billion geworden. Drei Tage später endete die Inflation.«

Die Eltern von Werner Grossert sind arme Leute. Der Vater arbeitet als Aushilfsrangierer bei der Bahn – wenn sie ihn braucht. Er hat keine feste Arbeitszeit. Wenn ein Rangierer krank wird oder verletzt ist, holen sie ihn. In der Zwischenzeit arbeitet er als Bahnarbeiter: Er räumt den Bahnhof auf, ist Bote und macht die Spucknäpfe sauber.

Vor der Heirat war die Mutter Dienstmädchen.

Geprägt. »Aus einer solchen Familie stamme ich. Die Marxisten fragten immer nach der sozialen Herkunft. Sie meinten, sie sei es, die den Menschen präge. Es gibt Gegenbeispiele. Vater und Mutter allein prägen den Menschen nicht, aber in welchem sozialen Umfeld einer aufwächst, das prägt.

Meine Mutter konnte nie ihre Dienstmädchenmentalität ablegen. Ich wurde primitiv dörflich erzogen: in einer evangelischen Religiosität.«

Als Kind lernt er keine reichen Leute oder Besitzenden kennen. »Meine Mutter nannte sie immer die ›Besseren‹, die ›Gebildeten‹ oder die ›Wohlhabenden‹.«

Der Vater wird später Stellwerksmeister. »Er war ein äußerst disziplinierter und arbeitswilliger Mensch. Das prägte auch mich.

Ich bin davon überzeugt, daß der Mensch arbeiten muß.«

Mit 14 Jahren wird Werner Grossert Eisenbahner – wie sein Vater.

Glück. »1942 wurde ich zum Nazi-Soldaten gemacht. Bei der Eisenbahn war ich ein guter Funker, und als Soldat wurde ich Bordfunker. Auf dem Flugplatz bei Strausberg östlich von Berlin gab es eine Navigationsschule.

Ich war kein Nazi, erhielt keine Nazi-Auszeichnungen, wurde lediglich Obergefreiter, aber ich funktionierte als befehlsbereiter Nazi-Soldat – eine bittere Lebenserfahrung.

Ich hatte Glück. Ich schoß auf niemanden. Und ich wurde selbst nicht verletzt.«

Innere Umkehr. In der Tschechoslowakei sehen ihn im Mai 1945 sowjetische Soldaten. »Ich war im Hungerwahn, sah Steine als Brot und fraß verfaulte Kartoffeln. Die Soldaten hätten mich erschießen können.

Zweieinhalb Jahre arbeitete ich als *Wojna Pleni*, als Kriegsgefangener, im Ural – unter härtesten Bedingungen. Das sah ich als gerechte Strafe an.

Für mich wurde unabdingbar, daß ich mein Leben ändern mußte. Krieg und Gefangenschaft machten einen anderen Menschen aus mir.«

Neu-Beginn als Neu-Lehrer. Als er Ende 1947 aus der Gefangenschaft entlassen wird, zieht er nach Dessau, weil seine Eltern inzwischen hier leben.

Er kommt in eine fast völlig zerbombte Stadt. Und er arbeitet wieder bei der Eisenbahn.

»Aber ich übte das Schreiben, denn ich hatte einen riesigen Nachholbedarf an Bildung. Mir fehlte alles.

Wenige Tage aus der Gefangenschaft zurück, gab mein Bruder mir als Weihnachtsgeschenk die *Ausgewählten Werke* von Lenin. Damit wußte ich zuerst nichts anzufangen.

Als ich hörte, daß die junge DDR Neu-Lehrer suchte, machte ich einen Kurs in Köthen, der nur neun Monate dauerte – dann war ich Lehrer.«

Lehren und Lernen. »Zehn Jahre lehrte ich in Halle an der späteren Pädagogischen Hochschule, dann zwanzig Jahre Marxismus-Leninismus in Köthen. Ich unterrichtete Philosophie, Politische Ökonomie und vor allem Geschichte.

Rund 20 Jahre studierte ich neben meiner Arbeit weiter: mit Fernstudien. Dauernd hatte ich das Gefühl, ich müßte

noch mehr lernen. Dann erwarb ich extern das Diplom an der Universität Halle.

Als ich am Pädagogischen Institut Lehrer für Marxismus-Leninismus wurde, sagte die Leitung: ›Nun gehst du entweder drei Jahre zur Partei-Hochschule oder du promovierst, sonst kannst du hier nicht mehr unterrichten.‹

Zur Partei-Hochschule wollte ich nicht.

Weil man es von mir verlangte, nicht weil ich es wollte, habe ich fünf Jahre später in Halle promoviert. Ich dachte nie an einen Titel, habe ihn nicht unten an der Schelle stehen, benutze ihn nicht.«

Partei-Hochschule. »Ich wollte nicht zur Partei-Hochschule, weil ich nicht einsah warum. Später machte ich doch noch einen Jahreslehrgang und lernte viel. Die Partei-Hochschule war zwar dogmatisch ausgerichtet, aber ich erfuhr einiges aus Praxis und Theorie der DDR. Dort berichteten fast alle Generaldirektoren über ihre Kombinate. So bekam ich Einblick in die Wirtschaft.

Andererseits hatte ich oft Streit: ich war mit der Darstellung der Geschichte nicht einverstanden.«

Über die Aufklärung zu Marx. »Ich las Literatur der Aufklärung. Dies war die Brücke von der vorbürgerlichen und bürgerlichen Anschauung zu Karl Marx.

Und die Grundlage, mich von meiner primitiven Religiosität zu lösen.

Die marxistische Geschichtsauffassung entsprach meinen Erfahrungen und fand bei mir einen Resonanzboden.«

Freunde. »Ich wurde sowohl durch eigene Einsichten wie von vielen Menschen geprägt.

Nachdem mich Krieg und Nachkrieg verhärtet hatten, führte mich Franz Bauer zur Sensibilität. Er war ebenfalls ein Sohn einfacher Leute, hatte sich durch harte Arbeit Bildung erworben und noch und noch gelesen. Franz Bauer war von 1930 bis 1932 Vorsitzender der Jungsozialisten in Dessau.

Im Zuchthaus hatten Nazi-Schergen seinen rechten Daumen verkrüppelt. Franz war mein Direktor, als ich als Neu-Lehrer anfing.

Jedes Jahr fuhr er mit den ›Pionieren‹ an die Ostsee ins Zeltlager. Einmal war ich dabei. Abends zündeten wir ein Lagerfeuer an. Dann sprach er Gedichte – den ganzen Abend lang.«

Autoritätskritik. »Ich wurde autoritätshörig erzogen und war autoritätshörig Soldat bei den Nazis. Seither beuge ich mich keiner fremden Meinung.

Seit den 60er Jahren sagte ich mir: Ich dulde keine Autorität mehr, die ich nicht kritisch prüfen kann.

Ich bin mein eigener Mensch.

Ich muß mit mir selber klarkommen.«

Innere Opposition. »Diese Einstellung brachte mich in tiefgreifende Konflikte.

An der Pädagogischen Hochschule in Köthen war ich in der Sektion Marxismus-Leninismus zehn Jahre lang stellvertretender Direktor, anderthalb Jahre kommissarischer Direktor. Ich wollte diese Funktion loswerden, bat mehrfach schriftlich darum. Schließlich, 1983, entließ mich die Hochschulleitung – in Unehren.»

Sie warf ihm vor, Partei- und Staatsfunktionäre zu verunsichern, da er mit manchen Dingen nicht einverstanden war und opponierte. Unter anderem hatte er eine Eingabe gegen die Oberbürgermeisterin an den Staatsrat gemacht.

Hinzu kam ein weiterer Konflikt. Die Bezirksleitung der SED stellte die Aufgabe, die Geschichte der SED im Bezirk zu erforschen. Werner Grossert sollte die Geschichte der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1900 schreiben. Und sich dazu eine Forschungsgruppe aufzubauen.

»Sie sollte ›beweisen‹, daß die Arbeiter in diesem Territorium Anhänger von Marx gewesen waren. Tatsächlich waren sie um 1870 in Halle und Eisleben Lassalleaner. Der erste

Sekretär der Bezirksleitung warf mich persönlich aus der Forschungsgruppe heraus.

Nächster Streit: Ich konnte manche Vereinfachungen von Erich Honecker nicht mehr mitmachen. Ein Kernpunkt war die Theorie von der Diktatur des Proletariats. An ihrer Stelle sprach man in der Sowjetunion schon vor Gorbatschow von einem ›sozialistischen Staat des ganzen Volkes‹.

Dann kam Erich Honecker mit der Dummheit: Das Allerwichtigste ist die Machtfrage und damit das Allererste.

Diese Formulierung vertrat auch der Rektor. In einer Parteiversammlung sagte er: ›Die Diktatur des Proletariats muß bis zum vollen Sieg des Kommunismus bestehen bleiben.‹

Ich trat in dieser Versammlung offen gegen diese These auf. Aber der Rektor wußte natürlich alles besser – als Rektor, als Mitglied der Bezirksleitung und als Nationalpreisträger.«

Starre. »In den 50er Jahren saß im Schulamt der Schulrat mit offener Tür – jeder Lehrer konnte zu ihm reingehen und mit ihm reden. Ich erlebte, daß sich die Verhaltensweisen immer mehr verhärteten. Als Begründung wurde angeführt: Die DDR ist bedroht.

Jedwede Autorität fühlt sich bedroht und meint, sie müsse beschützt und abgesichert werden, wenn sie kein intelligentes Verständnis von sich besitzt. Das Politbüro filterte die Reden Gorbatschows. Aber wir besorgten sie uns und fanden heraus, was nicht in der Parteizeitung *Neues Deutschland* stand.

Ich kam an einiges Material heran. Die politische Führung der SED kannte durchaus die Wirklichkeit. Zumindest drang die Kenntnis zum Institut für Marxismus-Leninismus durch. In der SED gab es Kritik – auf allen Ebenen.

Aber sie setzte sich nicht in Politik um.

Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin ja selbst ein alter Kerl.

Häufig lag es daran, daß die führenden Politiker im Alter einen völlig verknöcherten Charakter entwickelten.

Kurt Hager wurde ein stocksteifer Hund. Ich habe 1980 mal in einer Tagungspause mit ihm diskutiert. Dabei beklagte ich mich, daß wir keine alternativen Texte mehr bekämen. Denn bis vor Erich Honecker erhielten wir sie in großem Umfang: Feindmaterial, Reden von Kanzlern der BRD und so weiter. Damit habe ich mit Studenten viel gearbeitet. In meinem Zimmer breitete ich auf meinem großen Tisch das Material aus, setzte Studenten daran und forderte sie auf: ›Machen Sie sich ein Urteil dazu! Entwickeln Sie die Gegenargumentation!

Als Erich Honecker seit 1971 Generalsekretär war, wurden solche Texte nicht mehr zur Verfügung gestellt.

Vom Pult aus sagte Kurt Hager zu mir, er werde in seiner Abteilung dafür sorgen, daß ich sie wieder bekäme.

In der nächsten Pause legte ich ihm einen Zettel mit meinem Namen aufs Pult – zur Erinnerung. Wenig später schrieb ich ihm.

Es geschah nichts.«

Diskussionen in der SED. »Ich behaupte: wir führten damals in der Sektion Marxismus-Leninismus Diskussionen, bevor die Bürgerrechtler damit anfingen.

Wir kannten Material, das andere nicht kannten.

Ich kam an soziologische Untersuchungen in der DDR heran.

Die Probleme, die 1989 zur Sprache kamen, waren sämtlich bekannt – bis ins Politbüro.

Aber Reform war nicht mehr möglich.

Kein Auflösen verknöcherter Strukturen von unten aus der Partei.

Das war unser Dilemma.

Doch die Diskussionen liefen innerhalb der SED intensiver als außerhalb, allerdings nicht überall.

Ich habe vor 1989 oft niemanden gefunden, der mir in meinen Diskussionen beistand – niemanden habe ich gefunden.«

Beobachter der Demos. »Als die Demos anfingen, war ich entsetzt. Freunde in Leipzig waren dabei, obwohl sie große Bange hatten. Auch meine Frau und ich fuhren nach Leipzig. Nicht weil wir uns mit dem Ziel solidarisierten, sondern weil wir die Demos kennenlernen wollten.

Ich war entsetzt über die Grölerei und die Massenhysterie. Ich dachte mir: Aus der Hysterie entspringt nichts Gutes. Diese Menschen sind verführbar.

Zum Teil waren ihre Ziele auch meine Ziele.

In Dessau trat ich bei den Demos zweimal auf die Tribüne.

Ich beobachtete. Da waren prima Leute darunter. In Dessau spielte der Kreisoberpfarrer Radeloff eine große Rolle, er half, daß die Demonstrationen in vernünftigen Bahnen liefen. Wir sprachen häufig miteinander.«

Vision: eine bessere DDR. »1989 war ich fest überzeugt: Dogmatische Politik muß aufgebrochen werden. Wir brauchen Änderungen: in Produktion, Politik, Ideologie.

Ich wollte nicht in die Bundesrepublik.

Ich wollte eine andere, eine bessere DDR.

Wir hatten Möglichkeiten zur Demokratie. Sie sind jedoch für die BRD unannehmbar.

Ein Beispiel: Gewerkschaftsarbeit im Betrieb. In der Hochschule haben wir als Gewerkschaftsgruppe dem Chef etwas aufoktroyiert, zu dem er nicht mehr Nein sagen konnte. Da saß die Sekretärin gleichberechtigt neben dem Professor.

Wenn Arbeiter zu wenig Bildung haben, sind sie führerorientiert – das muß man verändern.«

Überprüfungen. »Als die Wende kam, haben meine Frau und ich alles hellwach beobachtet.

Unser Leben wurde in Frage gestellt. Was wir jahrzehntelang taten. Alles.

Andere ziehen sich zurück. Wir aber lassen uns unsere Aktivität nicht nehmen. Es mag kommen, was will. Wir sind eigene Menschen, wollen lernfähig sein, wollen überprüfen.

Wir werden uns der Meinung anderer nicht ohne Nachdenken anschließen.

Ich glaube, das haben wir gut gemacht.

Auch im Hinblick auf unsere Psyche.

Wir führten endlose Diskussionen.

Wir überprüften unsere Vergangenheit.

Es gab keine Diskussion ohne Streit. Denn die Probleme sind sehr differenziert und die Erfahrungen sehr unterschiedlich.

Oft wird geschrieben, die PDS habe ihre Geschichte nicht aufgearbeitet. Das geht völlig an den Tatsachen vorbei. Zur Aufarbeitung wandten wir unglaublich viel Fleiß und Hingabe auf. Und wirkliches Bemühen. Und Lernfähigkeit. Und Streitkultur.

Ich weiß nicht, ob es in anderen Parteien einen solch offenen Pluralismus gibt wie in der PDS. Einen solch nachdenklichen und streitbaren Pluralismus.«

»[...] nur mit grundsätzlicher Kritik. »Bei uns sprach man 1989/1990 von der ›gläsernen Politik‹. Das war eine Gegenlosung gegen die Politik des Politbüros.

Auch andere Illusionen von 1989 erfüllten sich nicht.

Deutschland ist ökonomisch und politisch und militärisch sehr stark. Aber es fehlt eine reale Analyse der Gesellschaft.

Und es gibt keine Vision der Zukunft.

Die Parteien sind verschlissen.

Die Intelligenz ist egoistisch, bar aller gesellschaftlichen Ideale.

Dabei stehen wir vor Problemen, die bereits jetzt unlösbar sind. Deshalb vermag ich diese Gesellschaft nur mit grundsätzlicher Kritik zu betrachten.«

Arbeit für Vereine. Die Skepsis hindert Werner Grossert nicht, ein sehr aktiver Zeitgenosse zu sein – auf mehreren Ebenen.

Er ist in drei Vereinen: kein passives Mitglied, sondern initiativ und mit Arbeitsleistung.

»Schon Mitte der 80er Jahre fing ich an, die Geschichte der Juden in unserem Territorium zu erforschen. Vor und nach der Wende hatten die Leute dafür wenig Verständnis. Ich forderte: Wir brauchen eine Arbeitsgruppe!

So entstand in Dessau die ›Moses Mendelsohn-Gesellschaft‹. Wir brachten mehrere Broschüren heraus. Im Laufe der Jahre arbeitete ich alles historische Material, das es hier über die Juden gibt, mehr oder weniger auf. Das war weitgehend meine Arbeit, seit ich 1988 Rentner wurde.

Meine zweite Gruppe ist der ›Verein für anhaltinische Landeskunde‹. Er hat eine lange Tradition. Im Mittelpunkt stand die Fürstengeschichte, aber auch anderes: Mundarten und Altertumskunde. Weil in der DDR-Zeit Regional- und Ortsgeschichte zu kurz kamen, betrieb ich seit den 60er Jahren Regionalgeschichte – als Hobby. Ich investierte viel Zeit.

Mein dritter Verein? Parteien besitzen Stiftungen mit viel Geld aus Steuermitteln. Der PDS wird eine solche Stiftung verwehrt. Deshalb gründeten wir einen Verein für politische Bildung und nannten ihn ELSA, das heißt Elbe-Saale. Wir organisieren Veranstaltungen. In diesem Jahr hielt ich zwei Vorträge – es entstanden lebhafte Diskussionen.

Wer behauptet, wir PDS-Leute seien ›Betonköpfe‹, der soll in unsere Veranstaltungen kommen.«

Wolfgang Thöner: »Ich hatte Groll auf die DDR, so wie sie war. Ich wollte sie aber immer noch verändern.«

Schräg gegenüber vom Bauhaus in Dessau kommt Wolfgang Thöner 1957 zur Welt.

In Roßlau wächst er auf. Schule. Abitur.

Der Vater ist bis 1991 im Elbe-Werk Hauptbuchhalter. Die Mutter Buchbinderin. In der Goethestraße in Roßlau gibt es ein über hundert Jahre altes Buchbindereigeschäft der Familie. Dort wohnt Wolfgang Thöner.

Als Kind malt und zeichnet er gern. »Damals wuchs der Wunsch, so etwas später beruflich zu machen.« In der 11. Klasse entschied er, Kunsterzieher zu werden und an der Humboldt-Universität in Berlin zu studieren.

Keine Anti-Haltung. In der Erweiterten Oberschule kommt Druck von bestimmten Lehrern, drei Jahre zur Armee zu gehen, »um das sozialistische Vaterland zu stärken und zu schützen. Ich gab dem Druck nicht nach, sondern leistete nur anderthalb Jahre Grundwehrdienst. Am liebsten hätte ich verweigert. Ich hatte aber keine Anti-Haltung gegenüber der DDR. Ich identifizierte mich mit diesem Staat, doch war ich mit vielen Dingen nicht einverstanden. Ich war einer von denen, die sagten: ›So steht es nicht bei Marx.‹

Armee als Verbannung. Im Juli/August beendet Wolfgang Thöner die Schule. Im Oktober/November muß er mit der Einberufung rechnen. »Mein erstes Erlebnis außerhalb der vorgeprägten Bahn hatte ich während der Armeezeit. Ich wußte nicht, wohin sie mich schicken würden. Zu meiner Überraschung kam ein Schreiben, das mich zum Wehrersatzdienst einberief.

Es war ein Wehrdienst bei der Bereitschaftspolizei. Ich kam also nicht zur Nationalen Volksarmee. Und sehr weit weg nach Neustrelitz. Mit dem Zug fast eine Tagesfahrt. Die Hälfte jedes kleinen Urlaubs saß ich im Zug.

Die Armeezeit erlebte ich wie eine Verbannung.

Ich las Günther Wallraff. Viele seiner Bücher wurden in der DDR verlegt. Er schreibt, daß ihn der Wehrdienst dazu brachte, seinen Staat kritisch zu hinterfragen.

So war es auch bei mir.

Aber das war immer noch kein Grund für mich, an der DDR zu zweifeln.

Doch der Wunsch wurde stärker: So wie sie jetzt ist, kann sie nicht bleiben.

Ich machte die Grundausbildung – mit den üblichen Schikanen.

Ich legte mir einen inneren Panzer zu.

Und las ungeheuer viel.

Aber das Lesen war verpönt.

Wenn der Spieß ins Zimmer kam und ich nicht wie die anderen Skat oder irgendwelche dummen Spielchen spielte, hieß es: ›Ach, Sie lesen ja nur! Kommen Sie mal mit, die Toilette saubermachen.‹

Es gab in der DDR ein ›Intellektuellenblättchen‹, das zwar letztlich nicht dissidentisch war, doch einige kritische Töne wagte: die *Weltbühne* – von Carl von Ossietzky gegründet. Mein Spieß fragte: ›Was liest du denn hier für einen Quatsch?‹ Und dann flog das Heft durch die Gegend. Das konnte ich nicht begreifen.

Ein paar Tage nach meinem 20. Geburtstag hatte ich die Armeezeit hinter mir.

Danach war ich desillusioniert.

Wie nach einer Zeit im Gefängnis.

Ich bin der DDR noch immer böse, daß sie mir das angetan hat.«

Das Erdbeben Biermann. 1976 löst die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann ein Erdbeben aus, das durch das ganze Land geht. Die Regierung manövriert sich total in die Falle, indem sie Fallen stellt.

»In der Armee sollten wir alle ein Schriftstück unterschreiben, das Biermann verurteilte. Ich weigerte mich. Ich kannte zwei Texte von Biermann. Das war alles.

Jetzt erst begann ich, Biermann und andere nichtoffizielle Texte zu sammeln. Ich bekam sie nicht als Buch, sondern abgetippt oder fotografiert.

Wenn ich ein verbotenes Buch für ein paar Stunden in der Hand hielt, fotografierte ich es für viel Geld. Ich brachte die Filme zum Fotografen oder ging selbst in die Dunkelkammer. Texte von Robert Havemann bekam ich ebenfalls nur auf diese Weise.«

Der Skandal bringt die Leute erst ins Theater.

Die Regierung hatte keine guten Dramaturgen.

›Der Aufenthalt‹. »Ich hatte Groll auf die DDR, so wie sie war. Ich wollte sie aber immer noch verändern. Und ich dachte, daß das mit Kunst und Literatur möglich sei.

Wir lasen damals alles, was neu erschien.

1976 kam der Roman *Der Aufenthalt* von Hermann Kant heraus. Ich sah ihn als Kritik an der DDR. Kant deckt Lebenslügen dieser Gesellschaft auf. Er beschreibt seine Kriegsgefangenschaft in Warschau. Auf dem Waschzettel stand, daß er in sehr verbitterter Verfassung war und am liebsten nur Kafka las.

Kafka wurde auch in der DDR gedruckt. Doch es war schwer, an seine Bücher heranzukommen. Es gab einen Run auf ihn wie sonst nur auf eine Lizenzplatte von Rockmusik. Er hat mich sehr beeindruckt.«

Rock-Musik. Wolfgang Thöner interessierte sich – damals wie heute – für bestimmte Richtungen der Rockmusik: Bob Dylan, die Beatles, Frank Zappa, Jimi Hendrix.

»Da habe ich regelrecht geforscht und eine große Sammlung angelegt. Es war schwer, an Schallplatten heranzukommen. Das meiste habe ich vom Rundfunk mitgeschnitten. Diese Leidenschaft bewirkte, daß ich Englisch lernte – ich wollte wissen, was gesungen wurde.

Die Gruppe Renft kam 1974 in Schwierigkeiten. In einem ihrer Texte hieß es: ›Leben ist wie Lotto. Doch die Kreuze macht ein Funktionär.‹«

Basisdemokratie. Immer wieder kommt er an den Punkt, den Sozialismus, wie er in der DDR praktiziert wurde, kritisch zu durchleuchten. »Ich stellte mir den Sozialismus und eine freie Gesellschaft anders vor, als ich sie tagtäglich erlebte. Ich wollte die DDR anders, besser machen.

Ich wollte das, was man heute Basisdemokratie nennt.

Als ich gefragt wurde, wann ich in die SED eintrete, lehnte ich es ab, weil ich sah, daß die Strukturen schon viel zu verkrustet waren. Ich hatte die Hoffnung, daß sich eine andere Kraft entwickeln könnte, die keine Revolution war, sondern eine Reformierung: Zurück zu den eigentlichen Wurzeln.«

Kritischer Geist. »An eine gewaltsame politische Veränderung dachte ich nie. Ich dachte eher an eine sanfte Gewalt – von Hippie-Idealen beseelt.

Anders leben und es wachsen lassen.«

Menschen mit solchen Vorstellungen findet Wolfgang Thöner beim Studium, das er im September 1977 beginnt. »An der Humboldt-Universität in Berlin herrschte ein kritischer Geist. Er hat mich bis in die frühen 90er Jahre hinein beeinflußt.

Zum Beispiel die Ideen eines Lothar Kühne. Dieser Philosoph sah das Bauhaus als Paradigma für eine menschliche Gesellschaft der Zukunft. Eine wahrhaft kommunistische Gesellschaft – weit entfernt vom heutigen Begriff. Er war in Ungnade gefallen und durfte nur noch für das erste Studienjahr lehren.

Seine Vorlesungen waren brechend voll. Er brachte praktische Beispiele. So kritisierte er das Wohnungsbauprogramm der DDR und wies nach, daß es nur ökonomistisch gedacht und ästhetisch-kulturelle Faktoren ausgeblendet seien.

Das Studium war eine fantastische Zeit, weil alles heftig diskutiert wurde. Voller Hoffnung machten wir uns Gedanken.

Aber auch damals ging ich nicht in die SED, obwohl ich öfter aufgefordert wurde: ›Wir brauchen solche Leute wie dich. Wir wollen doch die Partei verändern!‹«

Kultur alsPolitik. »Jeder Schriftstellerkongreß und jede große Kunstausstellung war für uns eine Offenbarung.

Im Prinzip haben wir das wie Politik gesehen.«

Viele Leute verändern in dieser Zeit ihren Politikbegriff. Sie sehen Kultur als Politik.

»Die Ängstlichkeit der DDR, die Zensur, die Angst, Literatur oder Kunst würde einen bestimmten Regelkodex des sozialistischen Realismus verletzen, verkehrten wir ins Gegenteil. Wir dachten: Dann müssen wir die Kunst so machen, daß sie diese Gesellschaft kritisiert und die Leute entsprechend beeinflußt, so daß sie andere Verhältnisse leben.«

Und immer wieder Bücher. Immer wieder helfen ihm Bücher bei der Bewältigung innerer Konflikte.

»Damals las ich Stefan Hermlin. In seinem Buch *Abendlicht*, das 1979 erschien, gibt es eine Stelle, in der er beschreibt, wie er in den 50er Jahren zum erstenmal einen Satz aus dem Kommunistischen Manifest richtig verstand. Daß die Freiheit jedes einzelnen die Bedingung der Freiheit aller ist – und nicht umgekehrt.

Das heißt für mich: individuelle Entscheidung und das Einbringen vieler Ideen und nicht das Anpassen an Denkschablonen, vorgegeben von der scheinbar allwissenden Partei.«

Die Mauer. »Unsere Vorlesungsräume lagen zum Teil in unmittelbarer Nähe der Mauer. Um ein bißchen Geld zu

verdienen, sortierte ich nachts bei der Post Briefe. Durchs Fenster hatte ich den Blick auf Grenzsicherungsanlagen. Das hat mich damals merkwürdigerweise nicht belastet. Ich wußte, daß andere es nicht aushielten. Ich verdrängte es.

Akzeptiert habe ich es nicht.

Aber ich dachte: ›Das kriegen wir hin! Das kann so nicht bleiben!‹«

Das Bauhaus. »In dieser Zeit wurde das Bauhaus-Gebäude restauriert. Für mich war das ein Symbol der Hoffnung.

Als Junge entdeckte ich eines Tages im Bücherschrank meines Großvaters das Buch *Bauhaus. Idee und Wirklichkeit* von Lothar Lang. So stieß ich auf diese Architektur. Sie war eine Entdeckung.

Ich empfand es schmerzhaft, daß ein so wichtiges Gebäude [im Wiederaufbau nach erheblichen Kriegsschäden] so häßlich verbaut war. Oft mußte ich bei meinem Plädoyer für das Gebäude hören: ›Der olle Kasten. Was hast du denn mit dem Bauhaus? Sieht aus wie ein Gefängnis. Was findest du daran gut?‹

Ich aber begeisterte mich dafür. Und als Lothar Kühne das Bauhaus als die ästhetische, die räumlich-gegenständliche Umsetzung des Kommunismus bezeichnete, kam für mich vieles zusammen.«

Kritik der DDR-Ästhetik. Wolfgang Thöner identifiziert sich auch mit Kühnes »Kritik an der unerträglich tristen Ästhetik des Alltags der DDR. Die Plattenbauten fand ich furchtbar. Vor allem aus ästhetischen Gründen konnte ich mit dem Wohnungsbauprogramm der DDR nichts anfangen.

Das habe ich offen gesagt.

Ich litt darunter, daß die Architektur – im Gegensatz zur Bildenden Kunst und Literatur – immer schlechter wurde.

In der Bildenden Kunst entstanden damals in Auseinandersetzung mit diesen Bauten kritische Bilder.«

Bernhard Heisig. Der Maler Bernhard Heisig wird nun ganz

wichtig für ihn. Über ihn schreibt er seine Diplomarbeit. Dazu sucht er ihn auf und macht lange Interviews mit ihm.

»Er war in der SED. Und er war kritisch und kritisierte in vielen Diskussionen nicht nur die Kulturpolitik. Er sagte: ›Wenn man in diesem Land etwas ändern will, muß man in der SED sein.‹

Heisig thematisierte ständig die sogenannten deutsch-deutschen Fragen in seinen Bildern. Auch die traumatischen Erlebnisse als Soldat.

An solche Leute hielt ich mich.«

Vier große Interessen. Wolfgang Thöner hat die Hoffnung, als Kunsterzieher etwas Neues schaffen zu können.

»Dazu brauchte ich den Freiraum des Künstlers. Ich spezialisierte mich auf Tiefdrucktechnik, speziell Radierung. Meine Idee war: Ich mache Grafik und bin Kunsterzieher. Und gehe zurück nach Roßlau. Das ist nicht weit weg von Berlin.

Dort hatte ich im Haus meiner Großmutter ein Zimmer.

Ich liebe die Landschaft an der Elbe.

Die Auen-Landschaften, diese scheinbar unberührte Natur.

Und den Park in Wörlitz.«

Neben der Grafik hat er »drei große Interessen«: das Bauhaus, die Englischen Gärten und bestimmte Richtungen von Rock-Musik.

»In der Wendezeit half mir Frank Zappa: Mit seinem desillusionierten und doch interessierten Blick auf die Realitäten – auch und gerade auf die häßlichen Seiten der Realitäten – und der trotzdem vorhandenen Gewißheit, daß es sich zu leben lohnt – mit einer Lust am Widerspruch.«

Spießruten-Schule. Nach Beendigung des Studiums bietet sein Professor ihm an, nach den obligatorischen zwei Jahren Lehrertätigkeit, an die Universität zurückzukehren und Assistent und Doktorand zu werden. Thöner sagt zu.

Doch zuvor hat er den Schuldienst zu absolvieren. »Aber

ich wollte nur Kunsterzieher sein und nicht als Klassenlehrer auch Deutsch unterrichten.« Er schreibt einen Brief an den Schuldirektor, in dem er ihm diesen Wunsch mitteilt. Und er fügt hinzu: ›Ich bin einverstanden, dafür weniger Geld zu erhalten.‹

Der Direktor lud mich ein. Ich merkte, daß schon wieder Funktionäre da waren, die für mich ›die Kreuzchen in meinem Leben‹ eintragen wollten. Das machte mich wütend.

Der Direktor sagte: ›Wir haben hier eine wunderbare Beurteilung der Humboldt-Universität. Wir dachten, Sie werden Kreisschulrat oder Direktor einer Schule.‹

›Das sag ich Ihnen gleich: Das ist nicht mein Ziel.‹

Er verstand mich nicht.

Die beiden Jahre als Lehrer waren ein einziges Spießrutenlaufen.

Der Direktor sorgte dafür, daß ich Deutschunterricht machte und Klassenleiter war. Laufend hospitierte er bei mir und machte mich ›fertig‹.

Nach einem Vierteljahr sagte ich: ›Bitte, laßt mich hier raus!‹

Aber es gab juristisch keine Grundlage, als Lehrer aufzuhören. Man mußte die zwei Jahre zuende machen.

Und dann kamen die Zwänge. Ich hatte in der Klassenleiterstunde für die Offizierslaufbahn zu werben.

Der Direktor: ›Ich möchte, daß nachher soundsoviel Jungen zu mir kommen und sagen: Ja, wir wollen ... ‹

Daraufhin sagte ich zu den Schülern: ›Ich habe hier noch eine Mitteilung zu machen. Der Direktor hat mich aufgefordert, folgendes kundzutun: Man hat später Vorteile, wenn man zur Nationalen Volksarmee geht. Dann kann man das und das und das werden. Weiter habe ich dazu nichts zu sagen.‹

Die Schüler merkten, daß ich nur die Information durchgab, ohne an ihren Sinn zu glauben.

So war ich als Klassenlehrer aufgefordert, auf eine ungeheuer platte Art und Weise ideologisch zu wirken. Da merkte ich, wie die DDR funktionierte – und verlor viele der letzten Illusionen. Fast alle.

Dann wurden mir Disziplinarmaßnahmen angedroht.

Ich antwortete: ›Gut. Ich will doch aufhören! Kündigen Sie mir! Ich will aufhören!‹

Der Direktor: ›Wir haben schon einen Brief an die Humboldt-Universität geschickt. Die Universitätskarriere können Sie sich aus dem Kopf schlagen.‹«

Wolfgang Thöner hatte ständig den Kontakt zu seinem Professor gehalten und fuhr regelmäßig zu Veranstaltungen nach Berlin.

»Mein Professor sagte: ›Mach die zwei Jahre da ordentlich und dann kommst du zu uns!‹

Damals fing ich an – was ich vorher nie gemachte hatte – mein öffentliches und mein privates Leben völlig zu trennen.«

In dieser Zeit, 1982, wird seine Tochter geboren. Nun kommt auch seine Frau, die als Medizinstudentin länger zu studieren hatte, nach Roßlau. »Wir begannen, als Familie zu leben. Das gab mir Halt. Meine Frau unterstützte mich. Sie sah, wie unglücklich ich war: ›Nur raus da! Und wenn du Heizer wirst!‹«

Ausgeflippt. 1983 wird Wolfgang Thöner – die beiden Schuljahre nähern sich dem Ende – zum Kreisschulrat bestellt.

»Ich hatte meine einjährige Tochter auf dem Arm. Er sagte: ›Herr Thöner, Sie werden nicht umhin können, noch ein drittes Jahr zu machen!‹

Da flippte ich aus. Ich brüllte den Schulrat an. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr. Das Ganze spielte sich in einem hellhörigen Barackenbau ab. Aus allen Zimmern kamen die Leute gerannt. Der Schulrat war perplex.

Offensichtlich bekam er Angst.

Ich erklärte: ›Ich mache das Schuljahr ordentlich zuende.

Und am 31. 7. ist der letzte Tag. Dann endet unser Arbeitsverhältnis. Danach komme ich nicht mehr. Von mir aus betrachten Sie das als Streik. Ich berufe mich auf die Verfassung. Da steht: Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf freie Gestaltung seines Lebenslaufes.‹

Ein paar Tage später erschien ich erneut bei ihm: ›Ich bin ausgeflippt. Ich bedaure das und bitte meine Art und Weise zu entschuldigen. Nicht zurücknehmen kann ich, daß ich als Lehrer aufhören werde.‹

›Ich nehme Ihre Entschuldigung an.‹

Er holte einen normalen Aufhebungsvertrag heraus.

Ich war vogelfrei. «

Abschuß-Liste. Wolfgang Thöner geht zum Arbeitsamt.

»Dort hieß es: ›Für Sie haben wir nur zwei Angebote. Heizer oder Rangierer.‹

Da war mir klar: Ich konnte hingehen, wohin ich wollte. Sie wußten alle: Ich stand auf der Abschußliste.«

Aber der Filz reicht nicht über die Kreisgrenze hinaus. Thöner geht nach Dessau und leitet an einer Schule, unterstützt von Freunden, Arbeitsgemeinschaften.

Halbtags arbeitet er als Buchbinder bei seiner Mutter. Zwei Jahre lang. Außerdem nutzt er diese Zeit produktiv, um sich im Kulturbereich zu engagieren: Er macht Ausstellungen und gründet eine kleine Galerie, in der er vor allem kritische Künstler zeigt.

1984 erhält er ein Angebot vom Bauhaus. »Ich hatte Vorträge im Bauhaus gehalten und begann, einen Nachlaß zu bearbeiten – auf Honorarbasis. Als eine russische Kunsthistorikerin das Handtuch warf, bekam ich eine feste Stelle.«

Der späte Gang in die SED. 1987 kommt Rolf Kuhn[1] als Direktor ins Bauhaus. »Für mich war das eine neue Hoffnung: Hier machen wir jetzt das, was vielleicht doch noch den Kick gibt.

Ich hatte wieder ein Hochgefühl.

Fast alle im Bauhaus waren in der SED.

Wieder wurde ich aufgefordert: ›Wir sind doch hier der Trupp, der die Partei von innen heraus umkrempelt!‹

So trat ich 1987 in die SED ein.

Ich dachte, mit dem Bauhaus können wir etwas verändern.

Wir hatten Visionen.«

Befreiung. »Die Wendezeit erlebte ich als Befreiung. Von Anfang an.

Ich war inzwischen nebenbei Doktorand an der Humboldt-Universität. Alle zwei Wochen fuhr ich nach Berlin zu Seminaren und Vorlesungen.

In Berlin ging alles viel eher los als in Dessau. Ich erzählte davon. Bei den Demos in Roßlau war ich dabei. Angst hatte ich nicht. In dieser Zeit war ich euphorisch.

Als die Wende kam, dachten wir: Jetzt machen wir die DDR, die wir schon immer haben wollten!«

Fragen. Dann kommt die bittere Enttäuschung über die Partei, in die Wolfgang Thöner kurz vor Toresschluß noch eingetreten ist. »Ich war sehr enttäuscht darüber, was die Partei, in der ich nun war, in der Zeit der Wende machte.

Ich sagte: ›Diese SED müssen wir auflösen und neu gründen.‹

Aber Gregor Gysi verkündete: ›Wir lösen uns nicht auf, denn wir haben ein Vermögen, darauf wollen wir den Anspruch nicht verlieren.‹

Ich verstand nicht, weshalb Geld in dieser Lage eine solche Rolle spielte. Ich war der Meinung: Es muß ein absoluter Schlußstrich gezogen werden.

An diesem Tag, im November 1989, trat ich aus der Partei aus.

Ein Jahr lang war ich Mitglied. Das letzte Jahr. Ein Treppenwitz.

Ich konnte mich leichten Herzens von der Partei trennen, denn ich war darin nie heimisch geworden. Ich kannte nur, was im Bauhaus lief.

Und das hatte mit der Realität der Partei in anderen Bereichen nichts zu tun.«

Wolfgang Thöner unterschreibt den Aufruf von Christa Wolf ›Für eine andere DDR – und nicht für den Anschluß‹.

»Ich dachte, es gibt mehr Menschen, die das wollen.«

Er überlegt, ob er ins Neue Forum eintritt, »aber ich hatte einfach keine Zeit.

Jeden Abend bastelte ich an einer Ausstellung über das Bauhaus. Sie war völlig von der Veränderung geprägt. In den Texten, die wir neu schrieben, kam das zum Ausdruck.«

Die Ausstellung in Paris. Kurz nach der Wende geht Wolfgang Thöner mit dieser Ausstellung nach Paris.

Ohne weiteres bekommt er einen Reisepaß. »Vorher hatte ich in der DDR nie einen Paß gehabt, denn ich war nicht würdig. Kein Reisekader. Reisekader hieß, daß man eine Schulung hinter sich brachte, wie man sich in nicht-sozialistischen Ländern zu bewegen hatte.«

Die DDR besitzt in den nichtsozialistischen Ländern nur ein einziges Kulturzentrum, »aber allererste Sahne. Am Boulevard Saint Germain in Paris. Im 6. Stadtbezirk, wo das Leben brodelt.«

In der Ausstellung wird das historische und das heutige Bauhaus vorgestellt. »Ich war für den historischen Teil zuständig. Wir machten unsere Positionen klar. Daß die Städte verfallen. Daß man mit dem Plattenbau in der Innenstadt nicht den Sozialismus reformieren kann.

Die Franzosen rannten uns die Bude ein. Jeder wollte uns interviewen – am Boulevard Saint Germain.

Und das Leben dort! Nachts um vier: Trubel. Und Straßenmusikanten. Es hörte nicht auf. Ich fragte mich immer: ›Bin ich im Film?‹ Ich konnte es nicht fassen.

Und dann kam Wut hoch. Richtige Wut. Auch auf uns selbst. Daß man uns das vorenthalten – und daß wir es akzeptiert hatten.

Aber immer noch wollte ich, daß eine andere DDR entsteht.«

Enttäuschung. Über den Lauf, den die Dinge nach seiner Rückkehr nehmen, ist er enttäuscht. Besonders als es bei den Demonstrationen nun in Dresden heißt: ›Deutschland einig Vaterland‹.

»Das ist übrigens ein Zitat aus der Nationalhymne der DDR.

Die Einheit wurde von den Massen nur als Anschluß verstanden, so als ob wir nichts einzubringen hätten. Diese Selbstdegradierung! Und dann plötzlich der Ruf: ›Keine Experimente mehr!‹ Das war die Mehrheit.

Ich merkte, wie das Neue Forum in der Volksgunst abnahm.

Mir wurde klar, daß der überwiegende Teil der Bevölkerung nicht nur die DDR nicht wollte, sondern auch keine Veränderung.

Und da sagte ich mir: Nochmal einer Illusion renne ich nicht hinterher. Nicht wieder versuchen, den Menschen eine bessere Gesellschaft zu suggerieren!

Wenn das nicht von den Massen getragen wird, hat es keinen Sinn.«

Im Sommer 1990 kommt er für sich zu dem Schluß: »Gut. So ist das jetzt!«

Die Arztpraxis. »Dann traten materielle Dinge in den Vordergrund.« Wolfgang Thöners Frau, die als Ärztin beim Kreis angestellt war, erhält die Kündigung. Sie beschließt, eine Arztpraxis einzurichten.

Ärztevereinigungen aus dem Westen bieten kostenlose Beratungen an.

»Es waren gute Beratungen. Wir machten die Lehrgänge gemeinsam – in Kiel und in Leipzig. Vom Managementlehrgang ›Wie organisiere ich eine Arztpraxis?‹ bis zur Mitarbeitermotivierung. Und einen Kurs ›Wie besorge ich mir Kredite?‹«

Im Haus der Mutter richten sie eine winzige Praxis ein. Sie folgen dem Rat, sich nicht unnötig zu verschulden. »Vieles machten wir selbst: Von Stemmarbeiten bis zur Möbelmontage. Es war ein existentielles Erlebnis, mit fast nichts etwas aufzubauen. Es kostete mich meine ganze Freizeit.

Seither bin ich nie wieder in die Politik oder in einen der Zirkel eingestiegen.«

Ein anderer Staat. »Auch in dieser Gesellschaft finde ich vieles kritikwürdig.

Ich wünschte mir auch diesen Staat anders. Aber ich sehe hier mehr Möglichkeiten.

Mir fällt ein Spruch von Bertolt Brecht aus den *Flüchtlingsgesprächen* ein: ›Der Mensch ändert nur dann sein Verhalten, wenn er dem absoluten Ruin in die Pupille guckt.‹

Ich glaube, so ist es.

Mit Predigten können wir nichts verändern.

Den Glauben an die kommunistische Gesellschaft habe ich verloren. Aber Gedanken, die ich mit dem Kommunismus verbunden habe, sind noch in vielem enthalten.«

1 Vgl. Interview mit Rolf Kuhn, S. 208ff.

Ingeborg Arnold: »Kultur – das war meine Ecke, in die ich mich verkroch.«

»Mein Vater stammte aus Dresden, meine Mutter aus Hannover. Ich wurde 1941 in Dessau geboren.«

Die Eltern lassen sich scheiden. Der Krieg macht sie einander zu Fremden.

Die Mutter flieht aus Schlesien mit den Kindern nach Dresden.

Die Tochter besucht zuerst die Achtklassenschule. Aber sie will das Abitur machen. »Das war ein Problem, denn ich war kein Arbeiter- und Bauernkind. Mein Vater galt als Intelligenzler, aber er war nicht erziehungsberechtigt und auch nicht gewillt, eine Unterschrift zu leisten, die es möglich gemacht hätte. Denn es gab Ausnahmen, die ich hätte nutzen können.«

Doch die Mutter, eine Angestellte, schafft es, die Tochter in die Oberschule zu bringen. Sie macht das Abitur.

Neigung und Beruf. »Ich hatte einen ausgefallenen Berufswunsch: Bühnenbildnerin. Schwierig.

In Dresden wurde nur alle zwei Jahre jemand in die Bühnenbildklasse aufgenommen. Frauen waren nicht gern gesehen. Der Weg war zudem langwierig und finanziell aufwendig. Und mein Bruder, vier Jahre jünger, sollte ebenfalls das Abitur machen.«

Die Mutter ist im Gesundheitswesen als Chefsekretärin tätig. Dort bringt sie die Tochter als Lehrling unter: als medizinische Laborantin. Dann lernt Ingeborg Arnold auf einer Fachschule den Beruf der medizinisch-technischen Assistentin. Anschließend: mehrere Qualifikationen. Sie erhält eine Lehrbefugnis, so daß sie Studenten unterrichten kann. »Aber es war mir zu wenig.«

Einschnitt.

1982 wird Ingeborg Arnold krank: eineinhalb Jahre.

»Jetzt versuchst du etwas anderes, dachte ich. Und ging in die Forschung.«

Sie arbeitet drei Minuten von ihrer Wohnung am Platz vor dem Bauhaus entfernt: im Institut für Impfstoffe.

Sichtbarer Mangel. In den 80er Jahren werden die Verhältnisse teilweise schwieriger. »Ich hatte das Gefühl, daß es so nicht weiterging. Immer offener trat der Mangel in den Betrieben zutage. Es war ein Kampf, an bestimmte Geräte heranzukommen, um überhaupt arbeitsfähig zu sein. Damit wuchs die Unzufriedenheit.«

Zwiespältige Reise. Auf der anderen Seite verbessert sich manches in den Verhältnissen: »Einiges wurde mit der Zeit erleichtert. Ich wollte zu meinem Onkel in den Westen fahren. Zunächst gab es Schwierigkeiten. Ich marschierte direkt zum Polizeipräsidenten. Er empfing mich. Und plötzlich ging es.

Die Reise war schön.

Der Blick wurde geöffnet.

Im Westen irritierte mich, daß ich manchmal nicht wußte, wie ich eine Tür aufbekomme.

Und plötzlich ging sie automatisch auf. Oder ich wußte nicht, wie ich einen Wasserhahn betätigen muß. Ich guckte und suchte. Es ging von selbst. Lauter banale kleine Erfahrungen.

Aber ich konnte die *FAZ* lesen und *Die Zeit*.

Ich kam deprimiert zurück. Plötzlich merkte ich, was hier fehlte: kleine Dinge.«

Humanistische Kultur. »Ich war sehr in Richtung Kultur bewegt. Das war meine Ecke, darin verkroch ich mich. Ich ging viel ins Theater – auch weil ich meinen Berufswunsch nicht erfüllen konnte.«

Jahrelang ist sie die Vorsitzende des Besucherrates. Er organisiert die Theaterinteressierten der Betriebe. »Wir sahen die Proben und wurden durch Vorträge in die Stücke eingeführt.«

In der Aula des Bauhauses veranstaltet Ingeborg Arnold Liederabende – mit Sängern der Staatsoper. »Die Programmzettel schrieben wir mit der Schreibmaschine. Garderobe und Einlaß organisierten wir selber. Es machte Spaß, aber es kostete auch Nerven: denn ich mußte die Einnahmen hereinholen.

So bastelte ich mir mit der Kultur meine eigene kleine Welt.

Wir lasen viel und sprachen über das Gelesene.«

Vertrauens-Frau. »Vor der Wende hatte ich nicht den Wunsch, in die Politik zu gehen. Aber ich war immer Vertrauensfrau in den Betrieben.

Oft verbrannte ich mir den Mund. Dadurch war ich bei den Chefs nicht so gut gelitten, obwohl sie mich arbeitsmäßig immer akzeptierten. Und auch als Gesprächspartner. Ich handelte mir manches ein – nicht meinetwegen, sondern weil ich mich für andere einsetzte.«

Parteilos. »Am Klinikum verstand ich mich gut mit meiner unmittelbaren Vorgesetzten, einer Diplombiologin. Sie war stellvertretende Parteisekretärin. Meine politische Meinung kannte sie. Ich nahm kein Blatt vor den Mund, sprach vieles kritisch an und wäre kein angenehmes Parteimitglied geworden. Daher unternahm sie nichts in diese Richtung. Gott sei Dank trat die Partei nie an mich heran.

Ich wäre nie eingetreten. Um keiner Karriere willen.«

Widerstand? »Ich bedaure sehr, daß ich nicht dabei war, als sich der Widerstand bildete.

Ich war zwar Mitglied der Kirche – auch dies war ein Protest. Ich trat nicht aus wie viele Menschen. Aber ich hatte keine Kontakte zu den Gruppen der Bürgerrechtsbewegung. Nicht in jeder Gemeinde gab es interessante Leute.«

Johanneskirche. Von den Demos in Leipzig hört Ingeborg Arnold sehr zeitig.

»Aber viele kamen gar nicht erst hin. Ich weiß es auch von anderen. Sie wurden auf dem Bahnhof festgehalten und

zurückgeschickt, wenn sie nicht genau nachweisen konnten, welches Ziel sie hatten.«

Als in Dessau die ersten Demos losgehen, ist sie dabei.

Die Demonstranten versammeln sich vorher in der Johanneskirche.

»Pfarrer Radeloff spielte eine große Rolle. Er ermahnte uns, ruhig zu bleiben und uns nicht provozieren zu lassen.«

Bei jeder Demo in Dessau ist Ingeborg Arnold dabei.

»Manchmal arteten sie in Beschimpfungen aus. Im Rathaus saß oben hinter der Gardine die Oberbürgermeisterin und beobachtete die Menge. Schreie: ›Holt sie runter! Hängt sie auf!‹«

Nach der Wende. Kurz nach der Wende wird das Institut für Impfstoffe aufgelöst. Ingeborg Arnold sucht Arbeit. »1991/1992 sprach mich ein Bekannter an, ein Mediziner. Seine Tochter machte eine Laborpraxis auf. Aber die Arbeit darin war scheußlich. Für wenig Geld wurden die Menschen ausgebeutet. Dann ging ich zu einer pharmazeutischen Firma. Dort war ich für die Konfektionierung und Analytik zuständig.

Alles wiederholte sich, es war langweilig. Und meine Chefin betrieb Mobbing.«

Die mobbende Chefin macht etwas, wofür sie die DDR angeprangert hatte. »Meine politische Richtung,« sagt Ingeborg Arnold, »paßte ihr nicht. Das ging so weit, daß sie forderte, ich solle aus der SPD austreten.« Und weil sie sich weigerte, »boykottierte die Chefin mich, wo sie nur konnte.«

Als die Expo 2000 Sachsen-Anhalt gegründet wird, bewirbt sich Ingeborg Arnold. »Dort arbeite ich jetzt freiberuflich.«

Das leere Theater. Ingeborg Arnold ist Mitglied des Freundeskreises des Theaters. Ein kritisches Mitglied: heftig setzt sie sich mit dem Intendanten auseinander.

»Unser neuer Intendant, der gleich nach der Wende aus dem Westen hereinschneite, hat erstmal das ganze Anrechtsystem [Abonnement] aufgelöst. Er sagte: ›Das sind sowieso

alles nur Menschen, die von den Betrieben ins Theater gescheucht wurden. Wir brauchen sie nicht.‹

Den Abonnenten flatterten Briefe ins Haus: ›Ihr Anrecht ist gekündigt. Wenn Sie wollen, können Sie sich neu darum bemühen.‹

Es gab Menschen, die hatten 20 oder 30 Jahre den gleichen Platz.

Kein Wunder: jetzt war das Theater plötzlich leer. Denn die Leute waren frustriert.

Schließlich mußte der Intendant seinen Fehler einsehen. Aber er hat viel Porzellan zerschlagen.«

Forum für Ost und West. »Seit Jahren abonnierte ich die *Berliner Zeitung*, weil darin immer viel Kulturelles zu finden war. Und dort las ich, daß eine Gesellschaft mit dem Ziel gegründet wurde, die beiden deutschen Staaten einander näherzubringen. Ein parteiübergreifendes Forum – mit Leuten wie Oskar Lafontaine, Eberhard Diepgen, Johannes Rau und vielen Künstlern.

Ich schrieb und wurde nach Berlin eingeladen. Seit Februar 1990 fanden alle zwei, drei Wochen Seminare statt: mit Menschen aus Ost und West.

Ich war engagiert. Dann kam mir der Gedanke: Du hörst viel, aber du müßtest etwas tun.«

Stadtverbands-Vorsitzende. Sie möchte in Dessau Mitglied der SPD werden. »Ein halbes Jahr dauerte es, bis ich jemanden antraf. Immer, wenn ich dort vorbeifuhr, war das Büro geschlossen.

Nebenan hatten sich die Grünen einquartiert. Sie waren immer da.

Und meinten, ich könne auch bei ihnen eintreten.

Aber ich sagte: ›Diese Absicht habe ich eigentlich nicht.‹«

Trotzdem versucht sie, in der SPD aktiv mitzumachen. »Ich ließ auch meine Erfahrungen mit der Deutschen Gesellschaft einfließen.«

Stadt-Parteitag. »Es ging kontrovers zu. Ich war für den Vorstand vorgeschlagen. Dann wurde jedoch der Vorsitzenden das Mißtrauen ausgesprochen. Plötzlich zogen alle ihre Kandidaturen zurück und sagten: ›Nicht unter dieser Frau!‹

Daraufhin zieht auch sie die Kandidatur zurück.

Und plötzlich gibt es keine Kandidaten.

»Nun kamen viele Mitglieder und beknieten mich. Aber ich antwortete: ›Ich weiß gar nicht, was ich da machen muß. Eine solche Position ist Neuland für mich.‹

Nach einer halben Stunde wußte immer noch keiner, was werden sollte. Schließlich willigte ich ein.

Alle versprachen: ›Wir helfen dir!‹

Ich bin jetzt, 1997, immer noch Vorsitzende des SPD-Stadtverbandes Dessau. Zwei Jahre lang war ich auch im Landesvorstand. Jetzt konzentriere ich meine Tätigkeit auf die Stadt. Es gibt viel Arbeit. Wir sind nur wenige: 140 Mitglieder, das ist verschwindend wenig.

Meine Sache ist die Kultur. Da will ich etwas machen, weil die SPD darin ein Manko hat. Die meisten Mitglieder meinen: Kultur steht am Rande, weil man sie nicht unbedingt braucht. Sie verstehen nicht, daß Kultur zum Leben gehört.«

Miet-Dilemma. Ingeborg Arnold wohnt mit ihrer alten Mutter gegenüber vom Bauhaus am Bauhausplatz.

Einst war die Miete für die kleine Wohnung sehr gering, jetzt zahlt sie 1078 DM.

»Das ist im Verhältnis zu dem, was man verdient, Wahnsinn.

Es entspricht nicht der westlichen Norm.

Eigentlich müßte ich umziehen, aber ich möchte die Wohnung halten, solange es geht.«

Das veränderte Leben. »Vor 1989 lebten wir sehr ruhig. Wir hatten unsere Nischen, richteten uns darin ein.

Niemand ahnte eine Wende.

Ich dachte: Es wird so weitergehen – ewig.«

Heute?

»Jeder muß kämpfen – ewig.

Gern würde ich mich jetzt mit meinen 56 Jahren ein bißchen zurücklehnen. Aber ich muß kämpfen: Daß ich in den Landtag komme. Daß ich den Arbeitsplatz behalte. Und, und, und.

Und immer Ungewißheit: Was wird?

Überall wird abgebaut.

Schwierig.

Ich wünschte mir damals: ›Erhaltet uns bestimmte Dinge! Erhaltet sie uns!‹

Aber wir wurden nicht gefragt.

Vieles im sozialen Bereich fand ich nicht schlecht.

Zum Beispiel waren die Polikliniken eine ausgezeichnete Einrichtung. Die medizinische Versorgung war besser.

Und dann: Kultur. Gut, wir haben jetzt andere Möglichkeiten, aber Kultur war etwas, das jeder nutzen konnte. Sie war erschwinglich.

Viele Menschen können es sich heute nicht mehr leisten, ins Theater zu gehen.«

Gisela Kummetz: »Ich hatte das Gefühl, jetzt Verantwortung übernehmen zu müssen. Das Ganze mit einer großen Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu bewerkstelligen. Ich wußte ja auch, daß viel Unmenschliches passiert war.«

Als Pfarrerstochter wird Gisela Kummetz im Mansfeldschen Land geboren. Einen großen Teil ihrer Kindheit verbringt sie in Rahnsdorf, einem kleinen Dorf bei Wittenberg.

»Ich war ein sensibles, introvertiertes, aber auch trotziges Kind. Und bei allem eine Frohnatur. ›Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.‹«

Als Gisela Kummetz zwölf Jahre alt ist, wird der Vater nach Wittenberg versetzt.

In Dessau sind im Bauhaus in dieser Zeit Schulen untergebracht. Hier macht sie ein »sozialistisches Abitur«.

»In der Schule gehörte ich nie ganz dazu. Aber ich litt nicht unter Reglementierungen. Das lag daran, daß mein Schulleiter und mein Vater, der Pfarrer, sich gut verstanden. Beide waren intelligente Menschen.

Meine drei Geschwister und ich hatten das Gefühl, von manchen Leuten mehr oder weniger als Aushängeschild benutzt zu werden, so als wollten sie sagen: Auch Pastorenkinder haben in diesem Staat Möglichkeiten!

Als Kind hatte ich Schulangst. Damals dachte ich: Später werde ich Lehrerin, um Kindern das Gefühl zu geben, sie müssen keine Angst haben.«

Naturwissenschaften. Gisela Kummetz hat keine Schwierigkeiten, zum Studium zugelassen zu werden. An der Pädagogischen Hochschule in Halle studiert sie Chemie und Mathematik für das Lehramt.

»Die Naturwissenschaften hatten in der DDR-Zeit einen hohen Stellenwert – höher als die musischen und künstlerischen Fächer. Daher konnte ich nicht, wie ich gerne wollte, Sportlehrerin, Kunsterzieherin oder Musiklehrerin werden.«

Der Vater. Gisela Kummetz ist kein Mitglied der Pionier-Organisation, auch nicht der FDJ. Und sie geht nicht zur Jugendweihe. »Wir hatten einen liebevollen, aber auch strengen Vater, der dies nicht erlaubte. Unser Elternhaus war im allgemeinen sehr tolerant, aber nicht im Hinblick auf Politik. Den Grund dafür erfuhren wir später.«

Der Vater mußte sein Medizinstudium abbrechen. Dann wollte er Lehrer werden, »geriet aber ohne sein Zutun in schlimme Machenschaften. Er kam ins Gefängnis Bautzen und erlebte dort böse Dinge. Daher entschloß er sich, Pfarrer zu werden – das war seine Weise, sich vom Staat zu distanzieren.«

Dies erfahren die Kinder erst nach der Wende, »als mein Vater oder eigentlich mehr meine Mutter uns über seine Erlebnisse in Bautzen berichtete. Von Folterungen. Er wollte nicht einmal eine Entschädigung dafür nehmen, weil er seine Erlebnisse nicht zu Papier bringen konnte. Das hat meine Mutter getan.«

Die Tochter, ohne dieses Wissen, geht ihren Weg. Aber »ich trat nie in Opposition zu meinem Vater. Da ich keine negativen Erfahrungen im sozialistischen Staat machte, war ich in gewisser Weise stolz, alles erreichen zu können, was ich wollte.

Ich dachte, ich muß mich nicht unbedingt politisch organisieren, ich kann aus Berufung Lehrer werden, weil ich gern mit Kindern umgehe.

Jedes Jahr bekam ich den Aufnahmeantrag für die FDJ.

Deren Leitung sagte: ›Sie sind doch jetzt erwachsen. Nun hat Ihr Vater doch keinen Einfluß mehr auf Sie!‹«

Heirat, Mutter, Lehrerin. Nach dem Studium lernt Gisela Kummetz in Wittenberg ihren Mann kennen. Und weil »bald ein Kind kam, hatte ich nach dem Studium die Möglichkeit, in dieser Stadt eingesetzt zu werden. Ich arbeitete an zwei Schulen in Wittenberg – insgesamt 20 Jahre lang.

Wenn man als Lehrer viel mit seinen Schülern unternahm, mit ihnen sang, malte, bastelte, Theater spielte, Stücke

einstudierte, zum Zelten fuhr, war das persönliches Engagement. Nach einem Zelturlaub liebten mich die Schüler. Und da war es nicht so schlimm, wenn ich mal einem eine Vier oder Fünf in Mathe geben mußte.

Wenn ein kleines Mädelchen heulte, streichelte ich es und sagte: ›Weeste Kleene, Mathe ist nicht das Wichtigste im Leben. Du strengst dich an. Zum Zeugnis schaffst du die Vier – ich helfe dir und ich drück dich auch mal.‹

Ich hatte ein anderes Verhältnis zu den Kindern, wenn ich sie in der Freizeit kennengelernt und gemerkt hatte, wo ihre Träume, ihre Gedanken und Phantasien hingehen.«

Bleiben. Gisela Kummetz empfindet es als Problem, daß »ich nicht reisen durfte – daß ich nicht die Freiheit meiner Verwandten in den westlichen Ländern hatte. Ich konnte den Grund nicht verstehen. Ich wäre zurückgekommen. Ich habe hier nicht schlecht gelebt. Ich hatte einen wunderbaren Freundeskreis. Oft war ich wirklich glücklich.«

Die schwierige Kritik. »In Lehrerversammlungen wagte ich manchmal, eine Bemerkung zu machen – etwa mit der Formulierung: ›Wenn Sie mir meine positive Kritik nicht übelnehmen ...‹

Manchmal sagte ich auch: ›Das war heute wieder so langweilig, daß ich autogenes Training geübt habe.‹

Einmal benutzte ich in einer Weiterbildung die Begriffe Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Das waren Worte, die es im Sozialismus nicht gab. Sofort hieß es: ›Sie gucken West-Fernsehen! Wie können Sie es wagen, solche Begriffe zu benutzen!‹

Ich wurde gemaßregelt. Zwei-, dreimal gemaßregelt hatte zur Folge: Man war still.«

Hoffnung. 1983 sieht Gisela Kummetz im Fernsehen einen Bericht über Friedrich Schorlemmer und die Aktion ›Schwerter zu Pflugscharen‹.

»Da keimte Hoffnung: In Wittenberg geschieht etwas!

Als es 1989 losging, war ich ständig unterwegs und diskutierte, fragte nach, überlegte. Ich entschied: Ich bin dabei. Es muß etwas geschehen!«

Wachs auf der Hand. Zur Demo in Wittenberg steht sie auf dem Marktplatz.

Sie hat die Kerze in der Hand. »Mir tropfte das Wachs auf die Hand – ein erhabenes Gefühl, aber auch Angst, richtig Angst.

Ich gehörte nicht zum Kern der Menschen, die Widerstand leisteten. Weil ich zu autoritär erzogen war. Ich hatte nicht gelernt, mich gegen meinen Vater aufzulehnen. Und auch nicht gegen die Obrigkeit. Aber als ich merkte, daß ich in einer Gruppe war, fühlte ich mich geschützt, auch wenn ich ringsum sah, da guckt jemand kontrollierend.«

Bewirb dich! 1983 tritt Gisela Kummetz in die CDU ein.

»Ich besuchte aber nur ab und zu mal eine Versammlung. Nach der Wende kamen Leute aus der CDU auf mich zu und fragten: ›Willst du dich nicht engagieren?‹

Ich besprach es mit meinem Mann und meiner Familie. Sie sagten: ›Wenn sich etwas ändern soll, muß jetzt von anderen Menschen etwas anderes gemacht werden!‹

Ich wurde gebeten: ›Bewirb dich!‹

Ich fragte: ›Als was denn?‹

›Als Schulamtsleiter oder als Schuldezernentin oder als Schulrat. Bewirb dich mal für alles!‹

›Wo liegen die Unterschiede?‹

›Das können wir dir nicht sagen. Bewirb dich!‹

Ich bewarb mich für drei Posten.

Für drei völlig unterschiedliche Ämter.

Ich hatte das Gefühl, jetzt Verantwortung übernehmen zu müssen. Das Ganze mit einer großen Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu bewerkstelligen.«

Umkrempeln. Im August 1990 wird sie Dezernentin des Kreises Wittenberg.

»Der Leiter der Kommunalaufsicht empfing mich. Ich sagte: Hier bin ich. Ich soll das Schul- und Kulturdezernat leiten. Sagen Sie mir, was ich zu tun habe.

Er zeigte, wie die Verwaltungswege laufen – mehr nicht.

Die Leute, die mich ein bißchen hingedrängelt hatten, sagten: ›Du mußt dir ausdenken, was du machen willst.‹«

Per Telefon hört sie sich in den Alt-Bundesländern um. Sie fährt zum Partner-Landkreis Verden. Leute von dort helfen, die Verwaltung neu aufzubauen.

»Wir krempelten ein ganzes Schulsystem um. Ich unterschrieb Verträge, die ich heute nicht mehr unterschreiben würde. Und leitete manches in die Wege, was ich heute mit mehr und mit längerer Überlegung angehen würde.«

Zu den Bereichen Schule und Kultur erhält Gisela Kummetz 1992 einen umfangreichen weiteren: die gesamte Organisation des Kreishauses mit den zentralen Diensten und dem Personal.

Sonntags. »Nach 1989 konnte ich mein Christentum öffentlich ausleben, in die Kirche gehen, ohne zu erwarten, am nächsten Tag in der Schule gefragt zu werden.

Jetzt gehe ich weniger in die Kirche als damals. Warum? Weil ich müde bin. Ausgelaugt. Ausgepumpt. Weil ich zu Hause nicht mehr fertig werde mit meiner Arbeit. Sonntags früh schaue ich mir den Gottesdienst im Fernsehen an – und bügle.

Es geht mir an die Nieren, daß ich das Bedürfnis jetzt nicht mehr so empfinde wie damals, weil ich ja jetzt in die Kirche gehen könnte.

Vielleicht war es damals Opposition.

Oder die innere Hilfestellung, bei meinem Gott Kraft zu schöpfen – in einem Staat, in dem in gewisser Weise immer das Gefühl da war, nicht dazuzugehören.

Jetzt fühle ich mich dazugehörig, interessiere mich aber auch für andere Religionen.

Zum Beispiel für den Buddhismus.«

Das neue Leben. Das neue Leben bringt neue Probleme, auch unerwartete.

»Ich habe es nach der Wende nicht gleich geschafft, alles in die richtigen Schienen zu bringen. Ich machte an zu vielen Stellen mit und setzte nicht gleich die richtigen Prioritäten. Ich trat in viele Vereine ein, im Sport, in der Kunst und in der Kultur.

Auf einmal hatte ich kein Privatleben mehr.

Inzwischen bin ich in soviel Gremien, daß ich fast jeden Abend in irgendeiner Vereinsversammlung oder in einem Ausschuß sitze!

An diesem Problem arbeite ich.«

Hundertwasser. »Die Hundertwasser-Geschichte war eine ausgeflippte Idee aus Zeiten, in denen ich sehr kreativ dachte.

1993 besuchte ich im Auftrag des Landrats eine Hundertwasser-Ausstellung in Halle. Mir war der Maler schon aus meiner früheren künstlerischen Tätigkeit bekannt. Damals war ich in einem Zeichenzirkel. Dort tauschten wir Bücher, die jemand im Westen oder unterm Ladentisch bekam. Dazu gehörte ein Buch von Hundertwasser. Ich war fasziniert.

In der Ausstellung sah ich Modelle von seinen Bauten, unter anderem die Müllverbrennungsanlage in Wien. Und ich dachte: Ist das schön! So etwas für Kinder! So etwas in einem Neubaugebiet! Zwischen diesen häßlichen Betonkästen!«

Gisela Kummetz sucht sich für das Projekt das Luther-Gymnasium aus, weil diese Schule schon in die Trägerschaft des Landkreises übergegangen war. Es ist »eine von vielen schlimmen Plattenschulen, die der Sozialismus an den Kindern verbrochen hat. Die Klassenräume sind zu klein, die Flure zu eng, die Wärmedämmung nicht in Ordnung, die Ästhetik läßt zu wünschen übrig.

Im Schülerparlament unterhielten wir uns über Hundertwasser. Gleichzeitig oder parallel malten die Schüler Bilder,

wie sie sich ihre Schule vorstellen. Hatten zuerst die Schüler oder ich die Idee? Das ist völlig egal. Jedenfalls kam der Name Hundertwasser ins Gespräch.«

Schüler schrieben einen Brief nach Wien.

Die Antwort: ›Sagt genauer, wie ihr euch das Projekt vorstellt!‹

Mein Chef: ›Los, hinfahren!‹

Wir vereinbarten mit dem Manager von Hundertwasser einen Termin.

Dann fuhr ich mit meinem Mann und dem Schulleiter und seiner Frau hin. Die Reise war teils privat teils dienstlich.

Wir fragten den Manager: ›Ist Hundertwasser in Wien?‹

Wir waren aufgeregt.

Der Manager: Rufen Sie morgen früh nochmal an.

Dann kam tatsächlich ein Treffen im Kunsthaus zustande.

Hundertwasser trat ein, kam auf uns zu, begrüßte uns: ›Sie wollen mit mir sprechen.‹

Ich weiß überhaupt nicht, wie er uns erkannte.

Wir redeten stundenlang mit ihm, anschließend gingen wir gemeinsam zum Essen. Welches Gefühl! Unbefangen und naiv gingen wir mit diesem Menschen um. Wir behandelten ihn fröhlich, offen, frei.«

Die vier Besucher spürten, daß er sich für sie und ihre Probleme im Osten interessierte. Er trat ihnen mit großer Wärme gegenüber. Zum Schluß bot er ihnen an, den Entwurf kostenlos zu erstellen. Dann kam der Rat: ›Und nun sehen Sie zu, wie Sie mit Ihren Politikern zurechtkommen. Das sind immer die schlimmsten. Und die Verwaltung.‹«

Zur Verwaltung gehört auch Gisela Kummetz.

»Ich erarbeitete eine Vorlage und brachte sie in den Kreistag ein. Dann begann der Kampf. Ums Geld. Um Befindlichkeiten. Um die Eifersucht anderer Schulen. Das Geld hätte keiner anderen zur Verfügung gestanden. Es kommt zum Teil vom Land. Den Eigenanteil hätten wir sowieso leisten müssen.

Der Kasten mußte in jedem Fall saniert werden.

Schwachsinn, darüber zu polemisieren.«

Durchboxen. Sie muß sich durchboxen. »Als Frau hatte ich es viel schwerer. Die Männer können es wohl nicht leiden, wenn Frauen Ideen entwickeln. Ich habe viel gekämpft.

Ich kämpfe gern: zum Beispiel um das Theater, um die Musikschule, um die Volkshochschule. Ich trug dazu bei, alles zu erhalten und zu fördern.

Bei uns ging an Kultur nicht soviel kaputt wie anderswo.

Weil ich es nicht wollte.

Und weil ich einen Landrat habe, der kulturbewußt ist. Er ist mein Rückhalt. Auch in der Partei. Ich brauchte den Rückhalt, wenn ich von Kreisräten schlimm beschimpft wurde und in der Zeitung ständig in der Kritik stehe.

Mein Mann hat mich bestärkt.

Er wurde arbeitslos, dann mein Chauffeur, mein Koch, mein Gärtner und mein Bodyguard. Er sagte stets: ›Los, mach weiter!‹«

Männerwelt. »Es wird klar: Ich kann nicht eines jeden Menschen Freund sein. Unmöglich in meiner Position.

Ich habe das Gefühl, daß mir mein politisches Engagement übelgenommen wird. Die Männerwelt in den politischen Gremien hat es mir nicht verziehen.

Sie sucht Fehler bei mir – und wenn es nur ein Wort ist, das ihnen nicht gefällt. Viele Männer mögen meine Durchsetzungsfähigkeit, meine Begeisterung und mein Temperament nicht.

Es gibt auch Frauen, die das nicht mögen.

Ich werde weiterhin kämpfen müssen.

Lächeln – ist die schönste Art, die Zähne zu zeigen.

Seine Feinde fest umarmen, macht sie bewegungsunfähig!«

Frauen-Stil. »Ich würde gern sachbezogener arbeiten. Weniger polemisch und polemisierend. In einem Umgangston,

der angenehm ist, ohne daß man sich ständig angreift, sich ständig Fehler vorwirft.«

Zwölf Stunden Arbeit am Tag sind normal. »Oft nehme ich abends Akten mit nach Hause, von einem großen Stapel im Büro. Dann denke ich: Schön auf der Terrasse zu sitzen, die Vögel zu sehen und zu hören – mein Mann bringt Kaffee und Obst – und zu lesen, was zu unterschreiben ist.«

Michael Sandau: »Wenn die Hundertwasser-Schule fertig ist, ist sie nicht fertig. Sie ist ein Prozeß, der nicht aufhört.«

Michael Sandau stammt aus einem kleinen Ort – 8 km von Wittenberg entfernt.

Jahrgang 1953. Als er zwei Jahre alt ist, ziehen die Eltern vom Land in die Stadt.

Der Junge wächst in Wittenberg auf.

Nach dem Abitur studiert er ein Jahr in Dresden, dann vier Jahre in Halle.

Auch heute noch ist er Lehrer für Mathematik, Physik und Astronomie – »eine Besonderheit in Sachsen-Anhalt. Ein DDR-Relikt. Astronomie war ein normales Unterrichtsfach.«

Er ist gern Lehrer.

Karriere? Lehrer traten in der Umbruchphase kaum öffentlich auf. Warum?

»Sie zählen zu den Bevölkerungsschichten, die am stärksten reglementiert waren. Lehrer sollten Werkzeug sein.

Das System war auf allumfassende Kontrolle angelegt.

Für mich bedeutete die DDR-Zeit, keine Entfaltung zu haben.

Zweimal wurde ich zum Schulrat bestellt, der mir anbot, Schulleiter zu werden, da ich fachliche Fähigkeiten und Erfolge im Beruf vorweisen könne. Die einzige Bedingung: Ich müsse Mitglied der SED werden.

Zweimal war meine Antwort: ›Ich bin bereit, Schulleiter zu werden. Ich fühle mich der Aufgabe gewachsen, aber ich bin nicht bereit, in die SED einzutreten.‹

So erledigte sich das Angebot – zweimal.«

Immer gibt es Aufgaben, die in sich und nicht allein für ein politisches System Bedeutung haben. Sie ablehnen zu müssen, fällt nicht leicht.

»Ich habe mit meiner Frau oft darüber diskutiert. Das Ergebnis war: Es ist für mich wertvoller, mir im Spiegel in

die Augen schauen zu können, als in diesem System Erfolg zu haben.

Diese Entscheidung gab mir Würde – vor mir selbst.«

Drei gesellschaftliche Gruppen. »Entweder engagierte man sich für die DDR.

Oder man zog sich zurück.

Und dann gab es noch ganz, ganz wenige, die oppositionell waren.«

Diesen drei Gruppen entsprechen drei unterschiedliche Fragen, die Michael Sandau so formuliert:

»Will ich mich im Regime engagieren?

Oder will ich Mitläufer sein?

Oder bleibe ich in der stillen Protesthaltung?«

Er ordnet sich der zweiten Gruppe zu. »Wer sich zurückzog, traf im kleinen Kreis Gleichgesinnte. Mit guten Freunden sprach ich über gesellschaftliche Probleme.

Wir waren bitter empört über unsere Ohnmacht.

Aber uns fehlte der Mut, offen dagegen anzugehen.«

Die Rolle von Gruppen? »Einen Fixpunkt in einer Gruppe brauchte sicher jeder. Aber daß soviele ihn in der Kirche gesehen haben, wie heute gesagt wird, wage ich zu bezweifeln.«

Auf der Straße. »Als die Demos losgingen, wurde es spannend. Ich war von Anfang an dabei.

Wenn ich spannend sage, so trifft das Wort nicht ganz den Sachverhalt. Ich meine: es war eine anspannende Zeit.

Ich fühlte mich gefordert: So, jetzt kannst du [...], jetzt mußt du [...], jetzt ist endlich eine Möglichkeit da!

Auf der anderen Seite stand die Angst. Die Lage verlangte persönlichen Mut. Ich staune heute noch fasziniert, wenn ich daran denke, wieviele Menschen auf der Straße waren.«

In Wittenberg war das Gebiet um die Kirche herum abgesperrt.

Personenkontrollen.

Aber es herrschte das Gefühl der Gemeinsamkeit.

Und der Wunsch nach Veränderung.

Mit dem Kreis um Friedrich Schorlemmer hatte ich nur lose Kontakte.

Ich erlebte viele Veranstaltungen und bin dort auch aufgetreten. Nicht oben auf dem Pult, sondern ich diskutierte von unten mit. Ich kann selten den Mund halten. Und ich bin gern bereit, in alle aufgestellten Fettnäpfchen zu treten.

Zum aktiv gestaltenden Kern gehörte ich nicht.«

Alles anders. »Für mich bedeutete die Wende eine intensive Phase des Suchens.«

Er engagiert sich auf der Ebene der Bildung. In Arbeitsgruppen,« die durchsetzt waren von alten DDR-Funktionären, die versuchten, ihre Position zu halten.«

Im Mai 1990 werden zum erstenmal Schulleiterstellen ausgeschrieben.

»Mit einer ganz kurzen Bewerbungsfrist – von ungefähr vier Tagen. Ich habe mich schnell entschieden: Schon zweimal hast du gesagt, du bist bereit, Schulleiter zu werden – jetzt bewirbst du dich!«

Er bewirbt sich für eine Schule, die außerhalb der Stadt Wittenberg liegt.

»Es gab zwei Bewerber: den alten Schulleiter und mich. Der alte war ein wirklicher Stalinist. Gefürchtet von seinen Kollegen.

Er war immer richtig böse aufgetreten.

Und so trat er auch in dieser Bewerbungsrunde auf.

Wir stellten uns beide vor, wurden hinausgeschickt und mußten zu zweit in einem Klassenraum warten.

Ich sagte ihm: Meine Bewerbung ist keine persönliche Sache gegen Sie. Es geht mir einfach darum, daß ich diese Aufgabe gerne übernehmen würde.

Was mir dann an menschlicher Kälte und an Haß entgegenschlug, hatte ich noch nie erlebt. Ich hatte fast Angst, ihm den Rücken zuzudrehen.«

Michael Sandau bekommt die Stelle.

»Das erste Jahr nach der Wende war ein ganz heißes Jahr. Keiner wußte, wie sich die Sache entwickelt.«

1991 führt Sachsen-Anhalt das gegliederte Schulwesen ein.

Das alte DDR-Schulsystem bestand aus der Polytechnischen Oberschule bis zur zehnten Klasse. Daran schloß die Erweiterte Oberschule bis zur 12. Klasse an, die zum Abitur führte. Dieses System wird aufgelöst und durch das westdeutsche ersetzt.

»Die Zeit war geprägt von vielen schnellen Entscheidungen. Mit dem Blick in die Ungewißheit.«

1991 werden sämtliche Schulleiterstellen neu ausgeschrieben.

Im August wird Michael Sandau Direktor eines Gymnasiums in Wittenberg.

Und zwei Jahre später Direktor des Martin-Luther-Gymnasiums. Diese ehemals Polytechnische Oberschule wird 1991 zum Gymnasium umgewandelt. Schüler und Lehrer machen sich gemeinsam Gedanken, wie sie den Plattenbau umgestalten können: von öder Häßlichkeit zu anregender Schönheit.

Der Meister. Ein Schülerparlament diskutiert darüber.

Kunstunterricht: Was anfangen mit dem großen grauen Kasten?

Schüler skizzieren ihre Ideen. »Ihre Phantasien brachten zum Ausdruck: Die Schule soll rund sein. Sie soll bunt sein. Und sie soll ökologisch sein!«

Das Stichwort Hundertwasser fällt.

»Im Mai 1993 schrieben Schüler an Hundertwasser nach Wien. Parallel dazu sah die Schuldezernentin im Frühjahr 1993 eine Ausstellung über Hundertwasser-Architektur und dachte: Das wäre auch etwas für Wittenberg.«

Es ist nicht auszumachen, wo die Idee Hundertwasser zuerst auftauchte – es ist auch nicht wichtig.

»Zu dem Zeitpunkt gab es eine DDR-Unbefangenheit.

Die Schüler schrieben: ›Hundertwasser. Wien.‹

Ohne Adresse.

Der Manager antwortete, aber zunächst unbestimmt.

In diese Phase wurde ich als Schulleiter berufen.

Sofort fühlte ich mich angesprochen und machte das Projekt auch zu meiner Sache.

Im Herbst sagte ich zur Dezernentin: ›Wir können noch 20 Briefe hin- und herschreiben. Wir müssen wissen, ob es überhaupt eine Chance hat.‹ Daraufhin verabredeten wir mit dem Manager einen Termin.

Am 2. Dezember 1993 trafen wir ihn in Wien.

Ich hatte einen Stapel Schülerarbeiten mitgenommen: Zeichnungen, in denen sie ihre Wunschvorstellungen aus dem Herzen gemalt hatten.

Nach einer Stunde sagte er: ›Ich habe keine Chance, dies alles auch nur annähernd dem Hundertwasser rüberzubringen. Aber er kommt heute nach Wien. Wollt ihr selber mit ihm reden?‹

Hundertwasser nahm uns mit – in seine Wohnung.

Fünf Stunden saßen wir zusammen. Wir faszinierten den Künstler wohl auch durch unsere Unbedarftheit. Gemeinsam gingen wir zum Essen zu seinem Lieblings-Chinesen.

Hundertwasser ist ein ganz normaler Mensch. In seinen Gedankensprüngen sicherlich extrem. Er war sehr interessiert an den Vorgängen der politischen Wende in der DDR und ihren Auswirkungen auf Osteuropa.

Dieser Abend hatte ein großartiges Ende. Schließlich sagte Hundertwasser: ›Ich mach euch einen Entwurf und verzichte auf mein Honorar.‹

Das war Wahnsinn.

Hundertwasser lebt aus tiefster Überzeugung.

Beim Abschied fragte er: ›Wie kommt ihr zum Hotel? Mit dem Taxi?‹

›Nein, wir nehmen die Straßenbahn.‹

›Toll, daß ihr mit der Straßenbahn fahrt!‹

Er brachte uns zur Haltestelle und winkte mit der Zeitung.

Die Nacht war emotionsgeladen.

Am nächsten Tag trafen wir mit seinem Architekten Peter Pelikan zusammen. ›Unvorstellbar‹, sagte er, ›noch nie hat jemand fünf Stunden mit Hundertwasser verbracht.Gewöhnlich steht er nach einer halben Stunde auf und geht.‹

Wir kehrten aus Wien zurück im Glauben: Jetzt ist alles klar.

Hätten wir gewußt, was in den nächsten vier Jahren auf uns zukommt!

Hundertwasser hatte uns gewarnt: ›Das Schwierigste steht euch bevor. Ich selbst bin gewiß nicht einfach, aber weitaus schwieriger sind die Politiker. Die machen Probleme.‹

Das wollte ich nicht glauben.

Inzwischen weiß ich es.«

Das Bohren dicker Bretter. Eine arbeitsintensive Zeit beginnt. Michael Sandau erfährt, was Politik heißt: Das langsame Bohren dicker Bretter, wie Max Weber es nannte.

Er spricht mit Politikern jeder Farbe: Stadtrat, Oberbürgermeister, Landrat, Parteien im Landtag.

»Die Widerstände wechselten.

Das erste Problem: den Politikern die Bedeutung Hundertwassers klarzumachen, denn viele kannten ihn nicht.«

Hinter Hundertwasser gibt es eine pädagogische Tiefenschicht: Schüler brauchen einen Identifikationsgrund.

Die Schule liegt am Rand eines Neubaugebietes.

Hier leben 20 000 Menschen. Es fehlt etwas, was Identifikation stiftet.

»Es war schwierig, das Projekt so zu vermitteln, so daß die Leute erkannten: Mit ihm verbindet sich eine pädagogische Konzeption.

Schwierig: Klarzumachen, daß darin ökologische Ansprüche stecken.

Schwierig: Zu zeigen, daß Kreativität ein Schwerpunkt dieser Schule ist.«

Doch im Juni 1995 beschließt der Kreistag: Die Schule soll nach dem Gestaltungsentwurf von Hundertwasser saniert werden, wenn es gelingt, die Finanzierung zu realisieren. Ein Finanzierungspartner wird gesucht.

Entscheidend: Die Expo der Korrespondenzregion Sachsen-Anhalt nimmt im September 1995 die Schule in die Reihe ihrer Projekte auf.

Der endlose Prozeß. Am 31. Dezember 1998 soll die Schule fertig sein. Aber: Wenn die Hundertwasser-Schule fertig ist, ist sie nicht fertig.

»Sie ist ein Prozeß, der nicht aufhört. Es gibt über Jahre Veränderungsmöglichkeiten. Innengestaltung. Umfeldgestaltung. Auf der alten Fassade haben Schüler zwei Fenster farbig umrandet – im Sinne von Hundertwasser. Sie wollten zeigen: Wir fangen einfach an!«

Immer mehr Wittenberger werden aufmerksam und mischen sich in den Prozeß ein.

»Eines Tages kommt der Geschäftsführer einer Wittenberger Kran-Niederlassung und sagt: ›Wir bekommen einen neuen Großkran. Könnt ihr ihn gestalten? Dazu seid ihr mit eurer Hundertwasser-Vorstellung in der Lage! Wir zahlen für die Entwürfe. Und wir bringen sie auf den supergroßen Flächen des Kranes an. Damit fahren wir bundesweite Einsätze.‹«

Die Aufgabe wird im Unterricht entwickelt.

Das Ergebnis auf dem Marktplatz vorgeführt und eingeweiht: ein Hundertwasser-Kran. Schüler lassen sich auf 50 Meter Höhe hochfahren.

Eines Tages fragen sympathische Leute: ›Wir haben am Markt ein Café – dürfen wir es *Hundertwasser-Schule-Café* nennen?‹

Eine schöpferische Gestaltung entsteht.

Das Wichtigste: Jeden Tag werden die Schüler mit dem Aussehen ihrer Schule konfrontiert. Das bedeutet, daß sie sich jeden Tag damit auseinandersetzen müssen. Jeden Tag werden sie provoziert: nachzudenken.

Die Gestaltung ist Anstoß zur Auseinandersetzung.

Die ersten Schülervorstellungen: Rund, bunt und grün soll die Schule sein! Nun wird eine runde, bunte, ökologische Schule verwirklicht.

Eine neue Möglichkeit von Schule.«

Rolf Kuhn: »Die Philosophie des ›Industriellen Gartenreichs‹: Der vorindustrielle Versuch des historischen Gartenreiches und der industrielle Versuch, zu dem das Bauhaus gehört.«

Die Großeltern und Eltern von Rolf Kuhn, der 1946 geboren wird, sind Landwirte in Oberrod, einem thüringischen Dorf mit 75 Einwohnern. Nebenher betreiben sie ein Gasthaus.

»Wenn die Holzbauern zum Vespern kamen, rochen sie nach Wald. Sie bestellten ein Bier, holten ihre Wurst heraus, schnitten sie in Scheiben und aßen sie zum Brot.«

Die Verbreitung des Fernsehens führt dazu, daß immer weniger Menschen ins Gasthaus kommen. In den 60er Jahren wird es geschlossen.

Der Nachbarort Waldau hat knapp 100 Einwohner und eine Schule.

Im nächstliegenden Städtchen, in Schleusingen, besucht der Junge das Gymnasium, von der 9. bis zur 12. Klasse. »Das traditionsreiche Gymnasium, aus einer alten Klosterschule entstanden, hat mich geprägt. Wir hatten sehr gute Lehrer, die noch so etwas wie Originale waren.«

Nach dem Abitur geht er ins nahe Weimar und studiert an der Hochschule für Architektur und Bauwesen.

Fußball. »Seit meinem zwölften Lebensjahr wollte ich Stadtplaner werden – oder Fußballtrainer.

Ich spielte in Waldau begeistert Fußball.

Das war meine große Leidenschaft.

Ich sah Fußball auch als strategisches Spiel.

Mit 16 Jahren war ich Stürmer oder Torwart, Kapitän der Mannschaft und Trainer der Mannschaft. Die Truppe bekam nur mit Mühe elf Leute zusammen, aber nach zwei Jahren waren wir Staffelsieger und spielten um die Kreismeisterschaft. In der Biologiestunde machte ich die Aufstellung.

Es war etwas Tolles, Menschen zu motivieren: Die Stimmung zu erzeugen, daß sie das letzte an Kraft geben.

Nicht leiden kann ich das Rauhbeinige und das Toben der Zuschauer.

Für mich heißt Fußball: Kombinieren im vielfältigen Sinn. Daraus entspringt die sportliche Dynamik: Gewinnen wollen und alles in die Waagschale werfen.

In Weimar spielte ich in der Hochschulauswahl, in meiner Berliner Zeit als Torwart von Motor Pankow.«

Stadtplanung. Die zweite Leidenschaft: Stadtplanung. »Obwohl ich als Junge eine Stadt noch gar nicht richtig erlebt hatte, wollte ich Stadtplaner werden.

Es gab damals utopische Bilder von Städten. Heute würde ich sie eher als Horrorvision empfinden. In den 60er Jahren sah ich diese technischen Städte mit viel Verkehr und Hochhäusern und Hochstraßen in Zeitungen abgebildet – damals eine weltweite Vorstellung. In der Schule gab es solche Bilder. Und ich bekam das Buch *Weltall, Erde, Mensch* geschenkt. Darin waren solche Städte abgebildet: Stadt-Utopien.

Vielleicht hat mich fasziniert, aus der dörflichen Enge herauszukommen und etwas Eigenes und Großartiges mitzugestalten.«

In Weimar studiert Rolf Kuhn von 1965 bis 1970 Stadtplanung.

Studentenklubs. »Dort wurden Studenten sehr von den Klubs geprägt, wohl den besten in der DDR. Der *Kassenturm* in der Weimarer Stadtmauer, den Studenten betrieben, war eine Art Heimstatt.

Dort hatten wir einen Freiheitsgrad, den man in der DDR nicht vermutete. Zum Beispiel trat Wolf Biermann auf – das gab einen kleinen Skandal, aber es gehörte dazu. Man reizte es aus.

Die Studenten luden Personen zu den Donnerstag-Vorträgen ein, die sie attraktiv fanden. Es referierten Menschen, die gegen den Strich bürsteten. In diesen Klubs gab es eine kritische Atmosphäre.

Die Hochschulleitung war einerseits ganz froh und führte den Delegationen, auch aus dem Westen, stolz diese Klubs vor. Auf der anderen Seite hatte sie ein bißchen Angst, weil die Klubs ein Eigenleben führten, das nicht unter ihrer Regie stand. Irgendwie ging es ganz gut mit den Reibungen.«

Nach der Wende entsteht in Weimar eine Kneipenlandschaft – »da spielten die Klubs nicht mehr diese Rolle, weil die Spannung nicht mehr da war.«

Als Rolf Kuhn später Direktor des Bauhauses in Dessau wird, läßt er als erstes vom Bauhaus-Architekten Dieter Bankert und einem Studenten im Keller einen solchen Klub einrichten.

Berlin. Während des Studiums macht Rolf Kuhn ein Praktikum in einem Stadtplanungsbüro in Suhl. »Langweilig: Amtsstuben, in denen man ein Klötzchen hier oder dorthin schieben mußte, in Abstimmung bringen – und dann nochmal ein bißchen verrücken – durch die Baukombinate vorgegeben.«

Er wechselt zur Bauakademie nach Berlin.

»Ich hatte am Prenzlauer Berg eine kleine Wohnung in der Nähe des Grenzübergangs Bornholmer Straße. Meine Schwester kam oft mit ihren Freunden aus dem Westteil Berlins. So erlebten wir von 1970 bis 1977 die Auswirkungen der 68er-Bewegung. Nächtelang diskutierten wir, ob Familie oder Kommune das Bessere für unser Leben wäre.«

Rolf Kuhn entscheidet sich für Ehe und Familie. 1976 lernt er seine russische Frau Tamara, eine Dolmetscherin, kennen, 1977 heiraten sie.

»Es war eine spannende Zeit. Ich hatte das Glück, interessante Leute wie den Architekturtheoretiker Bruno Flierl in der Bauakademie kennenzulernen. Alfred Schwandt brachte an der Akademie die erste Gruppe von Stadtsoziologen zusammen. Beide wurden zunächst am Rand geduldet, später fielen sie in Ungnade.«

Rolf Kuhn fühlt sich als Dubček-Anhänger. In den letzten beiden Wochen der Dubček-Zeit hält er sich in Prag auf. Mit dem letzten Zug verläßt er die Stadt – er sieht, wie die Panzer rollen. »Eigentlich hoffte ich immer auf den nächsten Dubček, der dann irgendwann kam – in Form von Gorbatschow – aber leider viel zu spät.«

Die Qualität städtischen Lebens. Er sucht sich ein Dissertationsthema: eine Auseinandersetzung damit, »daß es im DDR-Städtebau vorwiegend auf technisch-ökonomische Dinge ankam.«

So entstehen »Retorten-Stadtteile«, »Plattenbaugebiete«. Das Wirtschaftlichere, wird behauptet, sei das technologisch Bessere. »Dafür gab es einen Wert, den man in Mark und Pfennig zum Ausdruck bringen konnte.«

Rolf Kuhn aber interessiert eher die Qualität. »Doch für die Qualität städtischen Lebens gab es keinen klaren Wert. Man konnte sie beschreiben, sich leidenschaftlich dafür einsetzen, wie es meine Freunde Bruno Flierl und Alfred Schwandt machten. Aber man fiel immer hinten herunter – das merkte man im DDR-Städtebau. Ich hatte eine verrückte Idee – wie man sie nur haben kann, wenn man jung und unerfahren ist.«

Er denkt, »man müßte auch für die Qualität des Wohnens und Stadtlebens einen klaren Wert finden.« Er will ihn dem ökonomisch-technologischen Wert entgegensetzen, um endlich die Qualitäten genauso hoch ansetzen zu können.

Zunächst hat er keinen Doktorvater, mit dem er so etwas zum Ziel bringen kann. Er ruft den Soziologen Fred Staufenbiel an, der an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED arbeitet. »Es gab halt auch dort immer Querdenker. Und Fred Staufenbiel gehörte dazu. Er war schon oft ins Fettnäpfchen getreten.

Als er von meinem Konzept hörte, meinte er: ›Diese Quantifizierungsversuche stehen uns bis hier!‹

Als er dann merkte, daß mein Gedanke ein Gegenversuch zu den üblichen Untersuchungen war, fand er das Thema interessant und ließ sich darauf ein. So hatte ich eine Person, die an einer hohen Stelle stand und mich unterstützte. Daraufhin unterstützte mich auch die Bauakademie. Der stellvertretende Institutsdirektor wurde mein Doktorvater. In der DDR war es so: Die Leute kannten sich und stützten sich gegenseitig.

In dieser Zeit fühlte ich mich in der dichten Kommunikation der Stadt Berlin sehr wohl. Ich initiierte und organisierte bald einen kulturellen Kreis. An die Bauakademie brachte ich die Weimarer Kluberfahrung, weil mir in Berlin der Gemeinschaftssinn fehlte, der in Weimar durch die geringe Größe der Stadt und durch die Studentenklubs da war. Das gab es in Berlin nicht. Die jungen Leute der Bauakademie und der Institute lernten sich nicht kennen, weil es nicht den Ort gab, wo sie zusammenkamen.«

Es war ein spannendes und interessantes Leben, das sich in dieser Zeit in den Berliner Wohnungen abspielte. »Wir luden uns gegenseitig ein. Ein quicklebendiger Kreis. Hinzu kamen meine West-Berliner Bekannten und Leute vom Theater und von den wissenschaftlichen oder künstlerischen Instituten. Ich genoß die Phantasie dieser Gespräche.

Ich war kein Sozialismusgegner, ich wollte mit meinen West-Berliner Freunden einen besseren Sozialismus.«

Die Versuche der Stasi. »Ob sich der Staatssicherheitsdienst eingemischt hat, weiß ich nicht. Vielleicht wußte er davon. Einmal kam ein Mann zu mir nach Hause und fragte mich aus. Zur Dissertation, auch zu den vielen Kontakten mit jungen Leuten. Wahrscheinlich war ihm bekannt, daß ich mich mit West-Berlinern traf. Er forderte mich auf, mit dem Staatssicherheitsdienst zusammenzuarbeiten. Das lehnte ich aber, zum Glück, einfach so aus reinem Herzen heraus ab.

Ich hatte damals eine Freundin, die mich stützte. Sie

sagte: ›Selbst wenn dadurch alles für dich kaputtgeht, wir halten zusammen.‹

Man brauchte diese Stütze im Menschlichen. Denn man wußte: Wenn man ablehnt, ist es schlimmer, als wenn man nicht gefragt wird. Die Stasi stellte es so dar, als wäre es eine Ehre, wenn man mitarbeiten durfte.

Als ich mitbekam, daß eine Frau, die eine wichtige Position im Institut hatte und mit der ich ab und zu über meine Dissertation sprach, mit einem Stasi-Offizier verheiratet war, wurde mir einiges klar. Ich nehme fast an, daß sie über ihn oder er über sie auf mich kam und mich werben wollte.

Als ich Nein gesagt hatte, wußte ich noch nicht, mit wem sie verheiratet war. Sie versuchte dann alles, um meine wissenschaftliche Karriere kaputtzumachen. Sie wollte mich über die Dissertation aushebeln. Hätte meine Dissertation fehlgeschlagen, wäre meine Karriere gescheitert. Sie verstand es, den stellvertretenden Institutsdirektor, meinen Doktorvater, unter Druck zu setzen.

Und dieser, sonst ein jovialer Typ, schrie mich ohne ersichtlichen Grund plötzlich an.

Ich wußte nicht, was los war.

Ich hatte das Gefühl: Jetzt würgen sie dich ab!

Ein Jahr lang war das schlimm.

Aber dann gab es plötzlich genug Leute, die interessant fanden, was ich machte.

Für manche zählten die kulturellen Aktivitäten, die ich zugunsten des Instituts unternahm, als Wert.

Nicht alle Leiter waren Sturköpfe, es gab sehr vernünftige Leute.

Ich konnte die Dissertation verteidigen.«

Dorf und Stadt. Rolf Kuhn spielt Fußball in Berlin – und erlebt »ein tolles Milieu im Kissinger Kiez.

Wenn ich als Torwart gut war, bekam ich in der Eckkneipe mein Bier umsonst. Wenn ich nicht gut war, ging ich lieber

nicht in die Kneipe. Die Jungens auf der Straße kannten mich in dem Viertel. Ich dachte, das gibt es nur in meinem Dorf, aber das gab es auch in meinem Kiez in Berlin.

In der Großstadt begriff ich, daß ich auf einmal wieder stolz sein konnte auf mein Dorf.

Vorher fand ich es eher diskriminierend, daß ich aus der Landwirtschaft stammte. Es entstand ein Minderwertigkeitsgefühl. Als ich nach Weimar mit seinen 50 000 Einwohnern kam, war ich neidisch auf Leute, die aus größeren Städten stammten, und die in intellektuellen Familien mit großen Bücherschränken aufwuchsen.

In Berlin sah ich – man muß das andere Extrem kennenlernen – wie die Berliner den Thüringer Wald lieben: als Urlaubsgegend. Mit solchen Leuten konnte ich sehr schön über meine Heimat reden.

Ich merkte, daß es ein Wert war, daß ich erlebt hatte, wie kleine Schweine groß wurden, wie ein Halm wuchs, wie eine Kuh kalbte. Und daß das, was ich auf dem Bauernhof sah, von den Menschen, die nur in der Stadt leben, als etwas Tolles empfunden wird.

Ich konnte in Berlin dann diese beiden Welten in mir selber zusammenbringen. So war ich auf die intellektuelle Welt, die ich gerade erobert hatte, stolz, aber auch auf meine dörfliche Welt, auf meine Naturverbundenheit, auf die Einfachheit und auf die Ruhe, die ich in mir hatte – nie ließ ich mich von der Hektik früh in der Straßenbahn oder in der U-Bahn anstecken.«

Weimar. Fred Staufenbiel fällt in seinem Institut für Gesellschaftswissenschaften als Querdenker in Ungnade. Er wird abgeschoben und geht nach Weimar. Dort will die Hochschule einen Lehrstuhl für Stadtsoziologie einrichten. Professor Grönwald, »damals einer der Strategen,« holt Staufenbiel.

Rolf Kuhn sieht im Fernsehen – »es war eine Nachricht wert« – daß Staufenbiel in Weimar Professor wird.

Kurze Zeit später holt Staufenbiel sich den jungen Rolf Kuhn als Assistenten. Seine Arbeit mit Studenten beginnt.

»Ich machte mir Gedanken über ein kommunales Praktikum mit Studenten. Jedes Jahr fuhren wir in eine andere Stadt und untersuchten sowohl Plattenbaugebiete als auch zerfallende Wohngebiete in den Zentren.

Wieder stand der Gedanke der Quantifizierbarkeit im Raum, mit dem wir nachweisen wollten: Es kann nicht so weitergehen, daß die Innenstädte kaputtgehen und nur noch Plattenbaugebiete entstehen.

Dieser Nachweis war auch für die Architekten und Städtebauer eine Unterstützung. Uns ging es um den Beweis, daß auch die Menschen eine andere Architektur möchten. Es wurde ja immer so dargestellt: In den verfallenden Altstädten wollen nur noch die Alten und Asozialen leben. Die dynamischen Leute leben in den Plattenbaugebieten.

Wir knüpften Kontakte zu Soziologen in der BRD.

Jedes Jahr machten wir mit Studenten eine Veröffentlichung und eine große Ausstellung mit bis zu 100 Ausstellungstafeln, die wir auch in der jeweiligen Stadt zeigten.

Die Methoden: Beobachtungen, Gruppengespräche, Befragungen, Gespräche mit Architekten, mit Funktionären. Ich entwickelte sie aus dem Bauch heraus. Vorher hatte ich wenig über Soziologie gelesen. Im nachhinein war das sogar gut so, weil die Methoden dadurch einfacher waren.

Mit den Bewohnern der untersuchten Wohngegenden und den Studenten machten wir ein Abschlußkolloquium. Vorher ging ich zum Bürgermeister und zu den Amtsleitern und sagte: ›Ihr müßt das jetzt aushalten. Die Studenten müssen sagen dürfen, was sie hier erlebt haben. Und für euch ist es eine Chance, zu hören, was die Leute zwar den Studenten, aber nicht euch wissen lassen.‹

So waren die Studenten ein gutes Kommunikationsmedium.

Wir hatten eine tolle Stimmung. Machten ein kleines Kulturprogramm. Spielten Fußball: Betreuer gegen Studenten. Dies alles sprach sich an unserer Hochschule herum.

Aus den erarbeiteten Materialien bastelte ich später eine zweite Promotion, die ich bei den Soziologen verteidigte.«

Neues Bauhaus. Bei der Promotion ist Prof. Grönwald dabei.

»Er verstand nicht mehr so richtig, warum die Bauhäusler in der DDR in Ungnade gefallen waren. Und immer mehr kam er darauf, daß sie zu der Art Sozialismus, wie er ihn sich vorstellte, passen würden. So kam er auf den Gedanken, sie in das wissenschaftliche und kulturelle Leben der DDR zurückzuholen.

Dazu bildete er eine Forschungsgruppe in Weimar.

Kurze Zeit später, wohl im November 1986, fragte er mich: ›Wärst du bereit, nach Dessau zu gehen und die Leitung des Bauhauses zu übernehmen, wenn sich dort eine neue Institution Bauhaus gründet?‹

Ich hatte mich mit dem Bauhaus wenig befaßt.

Grönwald trug sehr dazu bei, daß es in Dessau wieder in seine ursprüngliche Gestalt zurückversetzt wurde. Er unterstützte ebenso, daß in dem Gebäude ein eigenes Leben entstand: Es sollte eine Institution Bauhaus Dessau gegründet werden.

Grönwald hatte Einfluß – ich glaube, bis ins Bauministerium und ins ZK der SED hinein. Er war sehr wichtig, auch kritisch. Er begriff, was alles nicht funktionierte. Seinen Mitarbeitern gegenüber war er rauhbeinig. Aber als einer, mit dem ich korrespondierte und mich austauschte, war er für mich ein sehr interessanter Mann. Ich habe viel von ihm gelernt.«

Im Bauhaus entsteht ein wissenschaftlich-kulturelles Zentrum, das WKZ. Dort arbeitet eine kleine Gruppe. Sie bereitet eine Sammlung von Bauhaus-Kunst vor und organisiert kleine Veranstaltungen auf der Bauhausbühne. Das

Bauhaus soll eine Institution werden – unter der Obhut des Bauministeriums der DDR.

Grönwald setzt in einer aufregenden Auseinandersetzung anstelle des kommissarischen Leiters Rolf Kuhn als Direktor durch.

»Ab März 1987 war ich in Dessau. Hier gab es sehr interessante Weiterbildungslehrgänge. Mit Modeschöpfern oder Studenten aus Berlin. Mit Designern aus Halle. Mit Städtebauern aus Weimar. Auch langweilige Veranstaltungen mit Oberbauleitern. Das Haus mußte gefüllt werden. Die Betten waren zu belegen.«

Im November 1987 findet das erste internationale Walter Gropius-Seminar statt.

»Es waren damals tolle Leute da, aus Holland, aus West-Berlin, aus Schweden. Ich dachte, wenn man mit solchen Leuten von innen heraus den Kontakt nach außen herstellt, dann kann man vielleicht auch die DDR-Baukultur umkrempeln und noch über die DDR hinauswirken. Wir wollten eine Alternative zur Plattenbauweise, aber mit der Baustruktur der DDR.«

Der Spaß. In dieser Zeit ernennt die Bauakademie Rolf Kuhn zum Professor. »Im Bauhaus war zu diesem Anlaß ein Empfang organisiert. Stefan Serfling und ein Student holten mich am Bahnhof ab – mit dem Trabbi. Hinten hingen an der Stoßstange ein paar Büchsen – zum Klappern. Oben hatten sie eine Rundumleuchte montiert.

Nach ein paar hundert Metern hatten wir Begleitung, wurden angehalten und ins Polizeipräsidium abgeführt.

Ich sagte: ›Das ist ein Spaß. – In Dessau versteht man das halt nicht. Da gibt es keine Studenten.‹

›Nein, das sei für sie kein Spaß.‹

Verhör.

Sie trennten uns drei.

Ich setzte nach: ›Rufen Sie bitte mal im Bauhaus an!

Da warten ein paar wichtige Leute aus der Stadt. Es wird peinlich, wenn Sie mich ein paar Stunden festhalten.‹

Nach zwanzig Minuten ließen sie mich frei.

Aber meine Begleiter verhörten sie einen halben Tag lang.

Der Vorwurf: Das Ganze sei eine Darstellung der bundesdeutschen Fahne.

Darauf wäre ich nicht gekommen.

Tatsächlich war der Trabant gelb-bräunlich – und die beiden Studenten hatten schwarze und rote Tücher, die sie zufällig besaßen, um das Auto gelegt.«

Nachspiel. Das erste Gropius-Seminar ist das bislang wichtigste Ereignis des neuen Bauhauses. Mitten aus dem Seminar heraus wird Rolf Kuhn nach Berlin ins Bauministerium bestellt.

»Ich übernachtete bei einem Freund und kam ein paar Minuten nach Acht ins Ministerium.

Sofort brüllte der Abteilungsleiter mich an. Ich guckte in den Sitzungsraum. Da saßen unser Technischer Direktor, der Parteisekretär und der Beauftragte des Kuratoriums, das über dem Bauhaus schwebte, um mich zu kontrollieren und zu motivieren. Eigenartig, da waren zwei meiner Mitarbeiter gekommen, ohne daß ich es wußte – mein Stellvertreter und der Parteisekretär des Hauses.

Dann hieß es, ich würde mich unmöglich aufführen, politische Provokationen in Dessau veranstalten und so weiter.

Das war der erste Versuch, mich zu stürzen.

Später gaben sie es zu.

Sie warteten darauf, bis etwas passierte, um mich rauszukriegen und ihr ursprüngliches Konzept zu verwirklichen – also den Technischen Direktor zum Direktor zu machen.«

Wie bekommt er den Kopf aus der Schlinge?

»Das weiß ich bis heute nicht genau. Sicher spielte Grönwald wieder eine Rolle. Irgendwelche Leute nahmen mich erneut in Schutz.

Aber ich wußte nun, wer gegen mich arbeitete und konnte mich darauf einstellen. Mit diesen drei Leuten setzte ich mich hart auseinander. Zum erstenmal habe ich einen von ihnen angebrüllt. Das liegt mir sonst gar nicht.

Ich wurde dann in Dessau zu bestimmten Stellen bestellt, wo mir noch einmal der Kopf gewaschen wurde. Aber dann war es vorbei.

Ich konnte solche Dinge ganz gut verdrängen. Ich stürzte mich voll in die Thematik des Gropius-Seminars. Wir wollten in Dessau einen Musterbau, eine Alternative zu dem herkömmlichen Plattenbau, verwirklichen. Es gab schon einen Standort.

Als das Seminar zuende war, merkte ich, daß das alles ein bißchen viel war. Ich bekam Schüttelfrost. Meine Sekretärin erschrak, holte einen Arzt: Herzrhythmusstörungen. Drei Wochen Ruhe.«

Theater. »Im März 1989 brachten wir ein tolles Theaterstück auf die Bauhausbühne: mit dem Theater der Klänge aus Düsseldorf. Das *Mechanische Ballett.*

Premiere am Sonnabend.

Die junge Frau in dem Stück sagte: ›In den Bergen wohnen – und komme nicht raus. In dem Wasser schwimmen – und komme nicht raus. In der Tonne krabbeln – und komme nicht raus.‹ Jeder wußte, was gemeint war: die DDR, aus der man nicht herauskam.

Große Aufregung. Zur Pause gingen die Stadtoberen – aus Protest. Vor mir liefen zwei junge Leute, die mich nicht kannten, aus der Tür der Bauhaus-Aula und sagten: ›Phantastisch, aber am Montag ist das Bauhaus zu.‹

Am Montag war das Bauhaus nicht zu.

Ich habe gekämpft wie verrückt. Um jede Aufführung. Alle waren ausverkauft. Die Menschen kamen aus der ganzen DDR. Es wurde ja das DDR-Leben gespielt – ein halbes Jahr vor der Wende.

Im Sommer 1989 rief mich mein Freund Grönwald an und sagte: ›Bisher konnte ich oft etwas für dich tun, und es ging immer noch gerade gut. Aber jetzt läuft eine Untersuchungskommission gegen dich. Du mußt höllisch aufpassen. Ich weiß nicht, ob das zu beheben ist.‹«

Im August 1989 kommt Rolf Kuhn aus dem Urlaub zurück und wird wieder nach Berlin bestellt. Dort teilt man ihm offiziell mit, daß eine Untersuchungskommission gegen ihn eingesetzt sei. An ihrer Spitze stehen: der Kaderleiter – heute würde man sagen Personalchef – des Bauministeriums und der Sicherheitschef des Bauministeriums.

»Wenn man wußte, der Kaderleiter steht an der Spitze, war deutlich, daß es um Personalveränderungen und nicht um eine inhaltliche oder sonstige Veränderung ging.

Mir war klar: Meine Tage sind gezählt.«

Moderator auf dem Marktplatz. »Eine junge Frau, Ramona Steinberg, die am Theater Dramaturgin war, erlebte mit, wie ich mich in vielen Diskussionen gegen das Absetzen des Theaterstückes wehrte. Diese junge Frau war dann im Neuen Forum aktiv und in einem Vorläufer des Runden Tisches.

Die ersten Demonstrationen im Oktober 1989 liefen chaotisch.

Ende Oktober sollte in Dessau – durchaus in Absprache mit der Stadtverwaltung – eine große Demonstration stattfinden, wo die neuen Gruppen ihre Programme vorstellen konnten: Neues Forum, Demokratie Jetzt, SDP (später SPD Ost).

Die Organisatoren sagten sich: Das darf nicht wieder so chaotisch werden. Wir brauchen einen, den die Leute akzeptieren, der das Stehvermögen hat, vor so vielen Leuten zu moderieren.

Der damalige Kreisoberpfarrer Radeloff kam zu mir nach Hause, Tamara kochte Tee, zum Schluß meinte er: ›Ich habe jetzt den Eindruck, Sie wären der Richtige.‹

Ich wußte nicht, was auf mich zukam.

Auf dem Platz standen 50 000 Menschen.

Das hatten wir nicht erwartet.

Ich trat auf die Bühne. Mit zwei Mikrofonen. Viele weitere waren unter die Massen verteilt, damit alle mitdiskutieren konnten.

Unsere Maßgabe war: Alles wird ausgesprochen. Wir wollen eine Änderung, aber kein Blutvergießen.

Natürlich gab es auch kritische Situationen – wie das in solchen Umbruchverhältnissen der Fall ist.

Der SED-Kreissekretär wurde angegriffen. Er sollte antworten.

Er ging neben mir ans Mikrofon.

Die Leute pfiffen und schrien.

Er war nicht zu verstehen.

Ich sagte, die Leute sollen einen Moment ruhig sein. Vielleicht hätte er etwas Wichtiges zu sagen. Danach könnten sie wieder ihren Unmut oder auch sonstwas äußern.

Ich weiß bis heute nicht, wie es geschah. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, als sie auf einmal still waren.

Und dann redete er tatsächlich und sagte zum Schluß: ›Ich trete zurück.‹

Die Menge tobte.

Ich hatte recht: Er hatte etwas Wichtiges zu sagen.«

›Industrielles Gartenreich‹. Das zweite Gropius-Seminar wird geplant – für den 4. bis 9. November 1989. Die inhaltliche Konzeption des Bauhauses soll geklärt werden.

Es entsteht eine kleine Gruppe Urbanistik. »Das alles gehörte zu meiner Umstrukturierung, meiner inneren Revolution. Aus Weimar hatte ich Harald Kegler und Martin Stein mitgebracht. Wir waren der innere Kern gegen die eher konservative Ausrichtung in Architektur, Design und Kunstgeschichte.«

In der Zeit dieses zweiten Gropius-Seminars läuft am

4. November die Demonstration auf dem Alexanderplatz in Berlin. Am 9. November fällt die Mauer.

»In dieser Woche prägten wir für die Region um Dessau die Konzeption und den Begriff ›Industrielles Gartenreich‹.

Seine Philosophie: ein neues Mensch-Natur-Verhältnis. Hinzu kommt die Bewahrung lokaler, regionaler Identität im Zusammenhang mit einer Modernisierung und Transformation von West- nach Ost-Deutschland, von West- nach Osteuropa.

Das Konzept ›Industrielles Gartenreich‹ sollte die Strategie der Zukunft sein – für ganz Osteuropa, für die sich jetzt modernisierende und neu entwickelnde Welt.

Auf der anderen Seite ein lokales, ein regionales Beispiel. Dessau-Bitterfeld-Wittenberg mit seinen unterschiedlichen kulturellen Schichten: Der vorindustrielle Versuch des historischen Gartenreiches und der industrielle Versuch, zu dem das Bauhaus gehört.

Aus heutiger Sicht war dieser Gedanke eine fantastische Vorwegnahme der Entwicklung.

Nach der Wende herrschten andere Vorstellungen: Erst einmal sollten sehr viele Tankstellen und möglichst wieder ein Flugzeugwerk oder ein Autowerk nach Dessau gebracht werden. Man setzte nicht auf eine strukturelle Veränderung, die behutsam ist und bewahrt. Deshalb war es für uns schwer, die zwei Komponenten des Begriffs ›Industrielles‹ und ›Gartenreich‹ in die Diskussion zu bringen,

Das Signal dafür wurde *Ferropolis.*

Wir sagten: Die Bagger werden nicht mehr arbeiten. Aber man darf sie nicht verschrotten. Wir müssen aus der Identität, aus der Kultur eine Zukunft gestalten, die mit einer neuen Aneignung dieser Landschaft zu tun hat.

Mit neuen Forschungsprojekten. Mit Tourismus. Mit auch für uns noch nicht genau vorstellbaren Entwicklungen.

Das ist ein Weg, der beim Gehen entsteht.«

Neuwahl. Im März 1990 soll die Neuwahl des Direktors nach der Wende stattfinden. »Andere Leute kamen ans Ruder. Sie bekämpften mich, weil sie einen schnellen kapitalistischen Aufschwung wollten, eine rasche Industrialisierung und unsere Idee vom ›Industriellen Gartenreich‹ für völlig blödsinnig hielten.

Es hat kaum einer erwartet, daß ich mich als Direktor durchsetzen würde. Ich bin wohl einer der wenigen, die in einer öffentlichen Institution nach der Wende bestätigt wurden. Das hatte auch damit zu tun, daß gegen mich die Untersuchungskommission gelaufen war.«

Nach vielen Rückschlägen gelingt es, die ›Stiftung Bauhaus‹ zu gründen.

»Dann wollte mich der Verein, der sich mittlerweile des Bauhauses bemächtigt hatte, weil erstmal alles zusammengebrochen war, ein zweites Mal absetzen. Er hatte eine Konferenz anberaumt.

Wieder spielte ein Zufall mit.

Ich fuhr zu Verhandlungen nach Bonn.

Eine Cousine, die Tochter meines Lieblingsonkels, wohnte in Bonn und war mit einem Beamten aus dem Finanzministerium verheiratet. Dort wurde ich gut aufgenommen und beraten. Ich wußte nicht, wie ich angesehen wurde als einer, der vorher schon Direktor war.

Im Ministerium wurde ich von Dr. Schlüter freundlich aufgenommen.

Ich sagte: ›Wenn ich nicht bis zu diesem Tag im September von euch ein Schreiben habe, daß wir ab Januar 1991 – im Dezember 1990 liefen die DDR-Haushalte aus – eine Finanzierung übers Bauministerium der Bundesrepublik bekomme, ist es mit dem jetzigen Bauhaus zu Ende. Wenn ich diesen Brief nicht habe, werde ich wahrscheinlich bald nichts mehr zu sagen haben. Ich weiß nicht, wie es dann weitergeht.‹

Er schrieb mir den Brief.

Zurückgekehrt gab ich ihn in der Aula den Mitarbeitern bekannt. Alle waren froh, daß wir ab Januar 1991 weiterfinanziert wurden.

Ich hatte den Kopf aus der Schlinge gezogen.

Und der Verein hatte nichts mehr zu sagen.

Offiziell wurde die Stiftung Anfang 1994 verkündet.«

Träume und Realisierungen. Im April 1995 steht erneut die Wahl des Direktors an. »Ich wurde immer härter angegriffen: ›Der Kuhn ist einer von den Alten! Er muß weg! Es soll eine internationale Persönlichkeit hierherkommen!‹

Artikel im *Spiegel*, im *Focus* und in Zeitungen. Aber der Wissenschaftliche Beirat, international besetzt, durchschaute die infame Unterstellungen schnell. Er entschied sich einstimmig für mich.

Beim Stiftungsrat wurde es schwierig. Oberbürgermeister Otto wollte einen anderen Bewerber durchsetzen. Denn ich hatte mich für den Erhalt des Gasviertels in Dessau eingesetzt und den Beschluß des Stadtrates gekippt. Auch mit meinem eigenen Wohnhaus hatte ich dafür gesorgt, daß nicht alles in der Umgebung des Bauhauses abgeräumt werden konnte. Das nahm er mir übel.

Es wurde heiß – bis der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirates, Gustav Hämer, sagte: ›Wenn unser einstimmiger Beschluß so vom Stiftungsrat brüskiert wird, dann weiß ich nicht, was der Wissenschaftliche Beirat noch soll.‹

Es dauerte zwei Stunden, bis man den Oberbürgermeister überzeugt hatte. Dann wurde ich 1995 für fünf Jahre berufen.«

Das ›Industrielle Gartenreich‹ bedeutet einen Traum und dessen Realisierung – trotz schwieriger Umstände in einer wilden Zeit seit 1989 und danach. Es erhält eine institutionelle Struktur mit Werkstatt, Sammlung und Akademie.

»In der Hinsicht habe ich keinen Bruch erlebt. Was ich damals wollte, ist mit unterschiedlichen Facetten und auf unterschiedlichen Wegen nach der Wende weitergegangen.«

Frauen

Anneliese Häusler: »Der Steuerberater sagt: ›Die Markt-Härte werden Sie nie im Leben bekommen.‹«

Das kleine Dorf Kakau in der Nähe von Dessau hatte nur 560 Einwohner. In einem Bauernhaus wurde Anneliese Häusler 1946 geboren. Ihr Name zeigt die lange historische Herkunft: Arme Häusler.

Es gibt einen 45-Minuten-Film, mitten in der DDR-Zeit gedreht, über die Familie: *Ein Tag auf dem Lande.* Vater, Mutter, drei Töchter.

»Mein Vater besaß eine bestimmte Vorstellung von der Landwirtschaft. Als die Genossenschaft (LPG) eingeführt wurde, hatte er nichts dagegen, aber gegen die Art und Weise, wie sie durchgesetzt wurde.« Das erschüttert seine Vorstellung, ohne daß er darüber spricht, und so sagt er eines Tages zur Tochter: ›Geh! – Werde etwas anderes!‹

›Erzieherin für außerordentliche Arbeit.‹ Anneliese Häusler macht das Abitur und und studiert in Leipzig ›Erziehung für außerordentliche Arbeit‹ – später wird es Sozialarbeit heißen.

1966 beginnt sie ihre Arbeit als Fürsorgerin im Betrieb des Kraftwerks Vockerode in der Nähe von Dessau, unmittelbar an der Elbe.

Vockerode ist ein gigantisches Werk, 1936 als größtes Kraftwerk der Erde gebaut, eine Arbeitsstätte für mehrere tausend Menschen.

»Dort traf ich nur alteingesessene Kollegen in meinem Arbeitsbereich.«

Das geht schief, denn diese Leute wissen schon alles – und gegenüber der jungen Frau haben sie das Gefühl: Die Neue ist ein Spund!

»Ich lasse mir nicht gerade die Butter vom Brot nehmen, aber in diesem Milieu kapitulierte ich.«

Urlaub von ihrem Mann. Sie heiratet und bekommt ein Kind. Dann läßt sie sich von ihrem Mann »kurzerhand scheiden«. Heute sagt er lachend: ›Anneliese nahm sich Urlaub von mir, denn wir haben erneut geheiratet – nach drei Jahren.‹«

1969 geht Anneliese Häusler als Erzieherin nach Dessau an die medizinischen Fachschule. Schon drei Monate später wird sie als Heimleiterin eingesetzt. Sie hat dort bis 1977 mehrere Wohnheime zu betreuen.

Das Vorzeigeobjekt. Wiederverheiratet bekommt die Familie eine Wohnung im nahen Vockerode. Das zweite Kind wird geboren.

Anneliese Häusler bewirbt sich im Betrieb der Gewächshausanlage, die 1974 zur Nutzung der Abwärme des Kraftwerkes entstand. Das 1977 gebaute Wohnheim ist seinerzeit das größte DDR-Jugendheim. Ein Vorzeigeobjekt. Mit ihm ist eine umfangreiche Lehrausbildung verknüpft. Dazu gehören eine Turnhalle und sogar eine Diskothek – »alles auf neuestem Stand.« Das fasziniert sie. Und das Wohnheim hat 200 Plätze. Sie erhält die Stelle.

»Dieses Wohnheim hab ich 1977 aufgeschlossen – und am 1. April 1994 wieder zugeschlossen.«

Gerechtigkeit. »Mein ganzes Leben lang hielt ich es so: Wenn ich im Innersten meines Herzens empfand, daß da ein bißchen Gerechtigkeit ist oder daß ich etwas bewegen kann, dann hatte ich vor dem größten Direktor keine Angst.

Das brachte mir zu DDR-Zeiten viele Minuspunkte ein. Mehrmals wurde ich abgelöst, weil ich angeblich als Heimleiter ›nicht tragbar‹ war.

Stets wurde ich nach einigen Monaten erneut geholt.

Ich hatte immer eine Tätigkeit, in der ich ziemlich frei war. Es wäre für mich schrecklich gewesen, wenn ich um 6.30 Uhr durch ein Werkstor hätte gehen müssen und um 17 Uhr

wieder heraus. Mit der Arbeitszeit gab es mit allen drei Direktoren, die ich hatte, nie Probleme: Sie wußten, wenn ich eine Stunde später kam, hing ich abends drei Stunden an. Was ich arbeitete, brachte ich zu Ende.«

Poster. Warum wird sie immer mal wieder von ihrer Stelle »abberufen«?

Zum Beispiel, weil sie sich zu solchen »kleinen Aktionen« wie der folgenden »hinreißen« läßt.

In der DDR-Zeit sind West-Poster verboten. Einmal sagt Anneliese Häusler zu den Lehrlingen, daß sie ein Poster »toll findet.

›Schneidet die Werbung ab und wir hängen es auf!‹ Aber unter den Lehrlingen gab es welche, die mich verpfiffen. Ich wurde abgelöst und heruntergestuft.«

Der Wolf. Immer wieder holt der Schuldirektor sie zu sich und stellt sie zur Rede. In seinem Büro hängt ein Bild: Auf einem Motorrad sitzt ein Wolf – vor ihm kauert ängstlich ein Hase und guckt nach oben.

»Eines Tages sprang der Direktor auf, holte das Bild von der Wand und hielt es mir vor die Nase: ›Ich will Ihnen mal eines erklären: Der Wolf da oben – das bin ich – und der Hase da unten – sind Sie.‹

In seinem Wutanfall ließ er das Bild fallen.

Da trampelte ich drauf.

Und dann lief ich raus.

Die Sekretärin rief mir nach: ›Komm zurück!‹

Ich antwortet: ›Nein!‹

Nach zwei Stunden kam ein Anruf: Ich möge zum Direktor kommen – zum Kaffee. Ich dachte, er macht wer weiß was mit mir.

Damals kostete eine Tasse Kaffee 50 Pfennig. Ich kramte die Münze aus dem Geldbeutel, legte sie auf den Tisch und trank die Tasse Kaffee.

Fortan lief es mit dem Direktor.«

Die Rede vor der Rede. In Halle soll Anneliese Häusler einen Vortrag im *Haus des Lehrers* halten. Sie setzt ihn schriftlich auf.

Dann sitzt sie im Saal und hört den anderen Rednern zu. »Nur Wiederholungen und Phrasen! Das widerte mich schließlich so an, daß ich, als ich angesagt wurde, zum Pult ging und nur einen Satz sagte: ›Ich schließe mich dem sinnlose n Gequatsche meines Vorredners an.‹

Dann setzte ich mich wieder.

Ich war gerade in Vockerode angekommen, da erschien der Direktor: ›Was hast du gemacht?‹

Ich sagte: ›Das Gerede widerte mich an‹!«

Das Vorfeld für die Demos war schon Jahre vorher bereitet und auch bekannt. Es waren vor allem die kirchlichen Abende in den Gemeinden.

»Der Schuldirektor sagte: ›Ich habe gehört, deine Lehrlinge gehen in die Kirche. Du bist dafür verantwortlich. Kümmere dich drum!‹

Sie fragt die Jungen: ›Wann geht's denn los? Ich komme auch mal mit.‹ Sie klatschen Beifall.«

An den Demos nimmt sie nicht teil, »weil unser Wohnheim ein Vorzeigeobjekt war.«

Zu spät? »Schließlich wurde ich als nervlich krank angesehen. Die Wende kam für mich zum rechten Zeitpunkt. Sonst wäre ich ›weggewesen‹.

Die Wende war ein Glück für mich .

Altersmäßig empfand ich: Für mich zu spät.

Zu spät! Das war mein erster Gedanke. Zehn oder 15 Jahre eher wären besser gewesen. Ich bin jetzt 51.«

Das Objekt. Im Ledigenheim in Vockerode wohnen in der DDR-Zeit junge Beschäftigte, die von außerhalb kommen. Zu günstigem Preis können sie dort Einraumwohnungen mieten.

Nach der Wende wird das gigantische Kraftwerk stillgelegt. Einige tausend Menschen verlieren ihre Arbeit. Die Treuhand bietet das Ledigenheim per Ausschreibung an.

Anneliese Häusler bewirbt sich: Sie möchte eine Pension aufmachen.

Erstaunen bei der Treuhand: Ein ostdeutscher Bewerber? Und dazu eine Frau?

»Das ging nicht an bei der Treuhand.«

Nach sechs Monaten ist das Gebäude noch weiter heruntergewirtschaftet.

»Da fragte die Treuhand: ›Wollen Sie es immer noch?‹

Ich sagte: ›Ja!‹

Ich mußte 10 000 Mark Kaution hinterlegen. Das wurmte mich, aber ich tat es.

Die Treuhand stellte eine weitere Bedingung: Ich soll einen Partner aus einem Alt-Bundesland bringen.«

Sie findet ihn.

Aber die Treuhand verkauft ihr das Haus nicht, sondern stellt es einstweilen nur zur Miete zur Verfügung.

»Ich bekam das Haus, holte die Schlüssel ab, mein Mann fragte, was denn los sei. Ich antwortete: ›Laß uns hingehen!‹

Ich schloß die Tür des Heimes auf. Er guckte nach rechts und links und sagte: ›Komm, laß uns zurückfahren‹

Aber mein Mann kennt mich lange genug und weiß: Wenn ich schon den Schlüssel habe, dann mache ich nichts mehr rückgängig. Wenn uns die Decke auf den Kopf gefallen wäre, hätte ich gesagt: ›Hol drei Balken und stütze sie ab.‹«

Harte Arbeit. Am 1. April 1994 startet sie die Arbeit in der Pension.

»Am frühen Morgen trat ich ins Haus, setzte mich an den Küchentisch und weinte. Ich war mutterseelenalleine. Und ich dachte: Hab ich das richtig gemacht?

Die wichtigsten Stationen meines Lebens liefen wie ein Film vor meinen Augen ab und ich kam zum Ergebnis: Bisher habe ich alles gepackt!

Aber ich war unsicher: Ist diese Pension eine Nummer zu groß?«

Die beiden Häuslers stürzen sich in harte Arbeit. Binnen vier Wochen richten sie das Haus soweit her, daß die ersten Gäste kommen können. Küche und Speiseraum funktionieren.

»Die Zimmer waren in traurigem Zustand. Als ich sie zum ersten Mal sah, hatte ich die rosarote Brille auf. Bei jedem Tausendmarkschein, den ich dann erwirtschaftete, freute ich mich wie ein Kind.«

Neue Ideen in der »alten Hütte«. »Meine Idee: Pensionen gibt es genug, aber sie sind zu teuer – ich wollte Preise, die Menschen aus dem Volk bezahlen konnten.«

Das Heim hat soviele Zimmer, daß alle Leute eines ganzen Busses übernachten können, wenn sie zum Beispiel eine Kurzreise zum Englischen Park im nahen Wörlitz machen. Und es bleibt noch Platz für weitere Gäste.

Die Schwächen ausgleichen. Das Haus ist von außen in einem schlechten Zustand. Es sieht nach wie vor eher aus wie ein Ledigenwohnheim als wie eine Pension. In der Eingangshalle stehen alte, abgeschabte Sessel und Sofas.

»Mein Gedanke: Du mußt etwas tun, was andere nicht machen, um damit diese Schwächen auszugleichen! Wenn die Leute das Haus betreten, sage ich: ›Ich finde es toll, daß Sie in meiner alten Hütte Platz nehmen wollen.‹ – Damit nehme ich ihnen jeden Grund für eine Diskussion über den Zustand des Hauses.

Mein Traum: eine weiße Fassade, grüne Fensterrahmen und eine grüne Haustür. Dieses Jahr wird die Tür kommen.

Die Leute im Ort sagten: ›Die Häusler tickt nicht richtig, wie kann sie sich solch eine Hütte nehmen?‹

Aber inzwischen sind diese Stimmen verstummt.«

Und immer wieder Verhandlungen.

»Jetzt versuchen wir, dieses Objekt zu kaufen. Dazu hat sich die Familie entschlossen. Auch meine beiden Töchter sind im Betrieb.«

Aber das Kaufen ist nicht so einfach.

»Gerade heute war der Vertreter der Treuhand da. Ich sagte: ›Wir schreiben 1997 und es ist noch nichts passiert! Ich habe mit Leuten von Berlin bis Halle und Magdeburg verhandelt. In der Zeitung las ich, daß viele korrupt sind. Ich hoffe, daß das bei Ihnen nicht auch so ist.‹

Die Treuhand macht Auflagen. Aber am Zustand des Gebäudes ändert sie nichts. Er wird Tag für Tag schlechter.

Ich sagte: ›Mich kriegt ihr nicht unter! Wenn ihr mich dreimal mit dem Kopf untertaucht, komme ich wieder hoch.‹

Die Nachfolgegesellschaft der Treuhand, die TGL, kann noch nicht an mich persönlich verkaufen, weil die Grundbucheintragung noch fehlt. Dadurch sind mir schon einmal die Fördermittel verfallen.«

Sozialarbeit. Nach der Wende gilt kaum mehr, was in der DDR mit Fleiß und Intelligenz vor Jahren gelernt war. Also setzt sich Anneliese Häusler noch einmal »auf die Schulbank« – sechs Monate lang, damit sie so etwas wie Sozialarbeiter nach bundesdeutschem Muster ist. »Ich will nicht werten, was da abgelaufen ist. Wichtig war das Zertifikat. Besonders für die Rente. 27 Jahre kann man nicht wegwischen.«

Sozialarbeiterin – das steht nicht nur auf dem Papier. Sie ist es auch heute noch – und nun dort, wo es kaum jemand vermutet: als Leiterin einer Pension.

»Ich bin eigentlich immer Sozialarbeiterin geblieben. Ich finde, daß auch Familien und gestandene Leute jetzt soziale Unterstützung, vielleicht noch mehr theologische Unterstützung brauchen.«

Sobald sie das Geld dazu hat, will sie Wände herausreißen lassen und das Haus so offen anlegen, daß sie von ihrem Büro aus ins Treppenhaus blickt – es übersehen kann.

»Abends sitzen Leute auf dem Flur und trinken ihr Bier. Dann kommt immer wieder einer und fragt: ›Wann haben Sie Zeit für mich?‹

Ich antworte: ›Sofort. Gehen wir in die Küche, da kann ich nebenbei etwas tun und Sie erzählen.‹

Nach der Wende sprechen die Leute ihre Probleme deutlicher aus. Sie reden auch mit meinem Mann. In der Pension übernachten zu 99 Prozent Männer. Viele arbeiten auf Montage. Manche wohnen schon seit zwei Jahren hier. Mit Unterbrechungen. Aber sie kommen wieder.

Ich weiß über die Familien Bescheid. Neulich rief eine Frau an und sagte: ›Bestellen Sie meinem Mann, er soll am Freitag da und da hinkommen. Wir haben kein Geld mehr. Er hat doch hoffentlich Lohn erhalten? Wissen Sie das?‹

So etwas stimmt mich traurig. Diese Männer stehen unter ungeheurem Druck.

Ich weiß, was hart gestandene Montagemänner denken, wenn sie heimkommen. Oft wollen sie gar nicht nach Hause. Und wenn ich dann sage: ›Nun nehmt doch euren Frauen mal einen Blumenstrauß mit! So 'nen kleinen von der Tankstelle!‹, dann antworten sie: ›Das fehlte noch. Die stehen schon mit der Tasche in der Hand und 'nem Zettel da und sagen den Kindern: ›Jetzt fahren wir einkaufen!‹ – ›Sie warten doch auf euch!‹ – ›Und dann haben sie bei Tante Emma und bei Oma Frieda schon einen Termin gemacht. Sie vergessen völlig, daß ich sieben Stunden auf der Autobahn war. Und daß mein Leben in der Woche nicht leicht ist. Daß ich zwölf bis 14 Stunden pro Tag arbeite.‹

Das sage ich den Frauen, wenn sie anrufen.

Viele Männer werden nur scheinbar mit ihren Problemen fertig. Wenn sie drei Bier getrunken haben, lockern sich die Zungen.

Sie essen unregelmäßig. Meist nur Imbiß.

Und dann trinken sie drei Bier und sind fertig. Nur ganz wenige schaffen es, in diesem Tempo bis zum fünfzigsten Lebensjahr durchzuhalten. Ich finde bedrohlich, was sich bei uns entwickelt.«

Die Lastwagenfahrer sind ein ganz besonderes Völkchen. Das Heim liegt in der Nähe der Autobahnausfahrt – das spricht sich herum.

»Die Fahrer kommen und sagen: ›Sie wissen schon!‹

›Ja, ich kenne Ihren Fahrtenschreiber.‹

›Fünf Stunden schlafen. Um vier muß ich los.‹

Dann mache ich ihnen ganz früh ein Spiegelei.«

In ihrer Arbeit zwischen Lehrlingsheim und Arbeiterpension hat sich das Alter der ›Klienten‹ geändert. »Früher waren sie 18 bis 20 Jahre und jetzt 40 bis 50.«

Lachend fügt sie hinzu: »Wo hat eine Frau in meinem Alter schon einen Job, wo man dauernd neue Männer kennenlernt! Den suchen Sie mal!«

Gelegentlich bekommen sich Gäste in die Haare. »Rangeleien«, beschwichtigt Anneliese Häusler. »Dann hole ich tief Luft und gehe dazwischen. Und mache klar, wer hier das Sagen hat: ›So, jetzt gehen wir ins Bett. Und dann drehen wir das Gesicht zur Wand und träumen von der Mama!‹«

Anneliese Häusler ist eine handfeste Person: Sie trifft den Ton – für jeden. In den neuen Bundesländern gibt es gewiß eine Vielfalt an Unterkunft und Gastronomie, aber ein so eigentümliches Haus mit einer derart menschlich engagierten Wirtin ist ein Ereignis.

Die ganz andere Pension. Sie richtet das Haus nicht mit dem üblichen Null-Acht-Fünfzehn-Geschmack ein. Die Ausstattung der Räume, denkt sie, soll die Bedürfnisse der Menschen aufnehmen, die hier übernachten. Was brauchen sie?

Aber nicht nur der Nutzen ist gefragt, sondern vor allem: Womit fühlen sie sich wohl?

Sie richtet eine kleine Teeküche ein. In jedem Zimmer stehen eine Kochplatte und ein Kühlschrank. »Jeder Gast darf auf seinem Zimmer essen. Das wird sonst in keiner Pension geduldet. Und wenn die Leute sich Makkaroni kochen wollen, geb ich ihnen den richtigen Topf dafür.

Vor allem: Ich bin immer da. Wer das weiß, kann nachts um Drei an meiner Haustür klingeln – ich wohne nicht weit entfernt. Dann klage ich nicht. Denn ich hab es so gewollt und mir so eingerichtet.«

Wenn ihr ein Montagearbeiter seinen dreckigen Arbeitsanzug bringt, geht sie in die Waschküche und steckt ihn in die Maschine. Am nächsten Morgen bekommt er ihn trocken zurück.

Anneliese Häusler genießt es, daß ihr manchmal ein Gast beim Abschied einen Blumenstrauß schenkt.

»Wenn sich alles nur ums Geld dreht, macht das mich und die Leute krank. Natürlich will ich und jeder andere auch etwas verdienen, weil ich davon lebe. Ich nehme für ein Frühstück sechs Mark, ich könnte auch acht Mark nehmen, dann würde ich zwei Mark in die Tasche stecken.

Aber weil ich weiß, daß die Männer nur zwölf Mark Stundenlohn haben, kann ich das nicht – da müssen wir zusammenhalten.«

Nachdenklich setzt sie hinzu: »Das Zusammenhalten ist nicht mehr gefragt.«

Und trotzig ergänzt sie: »Aber ich mache es.«

Und wie einen Beweis legt sie die wichtigste Zahl auf den Tisch: »Ich nehme für das Bett in einem Dreibettzimmer – einfacher Zustand – 20 Mark. Und dann kommen noch die sechs Mark fürs Frühstück dazu.«

Wer Hotelkalkulationen kennt, weiß, daß sie dabei nicht mehr als ihren Lebensunterhalt ›verdient‹.

Keine Markt-Härte. Mit Bedauern sagt sie: »Leider fällt viel Buchhaltung an.« Dann lacht sie: »Das ist das Einzige, was ein Wessi mir beigebracht hat.«

Nachdenklich erzählt sie weiter: »Meine Tochter schreibt die knallharten Briefe, aber ich würde darin stets mindestens einen Satz wegstreichen.«

Ihr Ton wird bitter: »Der Steuerberater sagt: ›Die Markt-

Härte werden Sie nie in Ihrem Leben bekommen. Sie sind zu kollegial und vor allem zu sozial. Sie müssen härter reagieren!‹

Das kann ich nicht. Das will ich nicht.

Wenn ein Lehrling mit seinem Zettelchen vom Arbeitsamt kommt, dringend ein Zimmer sucht und ich weiß, daß die Eltern beide arbeitslos sind, dann kriegt er es für 110 Mark im Monat. Zum Vergleich: Bei Familie Icks müßte er 25 Mark für eine Nacht zahlen. Allerdings, das muß ich offen sagen, ist es ein Zimmer, das renovierungsbedürftig ist.«

Doch das stört den Lehrling nicht. Denn das Elementare stimmt: »Ein sauberes Bett, eine ordentliche Waschgelegenheit und ein solides Essen.«

Die Gäste. »Schon viele Jahre kommt ein Lehrer mit einer Abiturklasse. Ich weiß: Die Schüler haben kaum Geld, daher nehme ich zehn bis 15 Mark.

Wie das? Ich sage mir auch: Wenn ich diese Gäste nicht hätte, würden die Zimmer vielleicht leerstehen. Dann hätte ich Null Einnahme. Und so habe ich 50 oder 70 Prozent.

Manchmal muß ich auch aufpassen. Zur Zeit wohnen hier 60 Prozent Bauarbeiter. Man muß vorsichtig sein, daß man dem Jargon nicht verfällt. Wenn ich sie soweit habe, daß alle eine Zahnbürste mitbringen und Hausschuhe, bin ich zufrieden.

Ich hole mir die jungen Männer ran: ›Keine Zähne putzen? Wen wollt ihr denn küssen?‹

Oft liegt auf dem Frühstückstisch ein Zettel: ›Zimmer 219. Ein Päckchen Slips. 10 Paar Socken. Bitte einkaufen! Jambo.‹ – Dann ziehe ich los.

Es kommen immer mehr ältere Ehepaare. Oft wollen die Männer ihren Frauen zeigen, wo sie nach Kriegsende durchgezogen sind. Das ist eine Generation, die mir auf die Schulter klopft und sagt: ›Nun halte mal durch! Wir haben auch mal so angefangen. Bei uns war auch nicht alles gleich in fünf Jahren fertig. Das muß wachsen.‹

Es kommen auch ganze Chöre. Chöre sind etwas Großartiges. Ich kündige sie im Dorf an. Herrlich, wenn hier 50 Mann draußen singen! Ein polnischer Chor war schon das dritte Mal hier. Die Sänger bekommen Kaffee und ein Stück Kuchen für drei Mark – selbst gebacken.

Und wenn die Österreicher hier sind, muß ich die Marmelade aus dem Keller holen – die selbst gemachte.

Ich koche auch.

Aber: alles ist hart an der Grenze des Machbaren.

Am Sonnabend sorgen die Töchter für das Frühstück.«

Offen-Sein. »Wenn ich einen Durchhänger habe, verstecke ich das nicht. Dann komme ich in den Speiseraum und sage: ›Und heute laßt ihr mich in Frieden! Ich habe schlechte Laune!‹ – Da zuckt nicht einer.

Gegen 17 Uhr stecken sie den Kopf um die Ecke und fragen: ›Und? – Besser?‹

›Ja‹, sage ich.

›Na, denn is man jut!‹

Die Leute müssen auch sehen, daß man nicht nur *keep smiling* macht.

Heute morgen hab ich um 4 Uhr 45 angefangen. Um 18 Uhr gehe ich nach Hause. In der Wohnung reicht es gerade noch für eine Runde Staubwischen. Dann Baden und ab ins Bett.

Morgen fange ich wieder um 4 Uhr 45 an.

Zeit? – das kenne ich nicht. Für all das muß ich mir eben Zeit nehmen. Und ich muß dazu stehen – keine Angst haben.«

Viel Persönliches bleibt auf der Strecke. Das weiß Anneliese Häusler. Gibt es Momente der Distanz zu diesem Betrieb, der einen Menschen auch verschlucken kann?

Sie plant mit Überlegung: »Alle 14 Tage hab ich einen Friseurtermin in Dessau. Warum dort? Sonst würde ich hier nicht rauskommen. Auch meine Bank steht in Dessau. Ich zwinge mich dazu, gelegentlich einmal kurz wegzufahren!

Dann nehme ich mir die Zeit, eine Stunde über den Markt zu gehen.«

Träume. Es gibt Menschen, die andeuten: Sie hat doch nur Illusionen! Sie träumt.

»Ja, ich möchte meine Illusionen nicht verlieren. Meine Träume sind mir sehr viel wert. Ohne sie müßte ich aufhören. Und was dann? Nein, ich lebe großartig mit meinen Illusionen und Träumen.«

Dann höre ich einen Widerspruch – aber er ist fulminant und bringt mich nachdenklich zum Lächeln: »Alle zehn Jahre,« überrascht mich Anneliese Häusler, »möchte ich etwas Neues beginnen.

Aber: Hier kann ich ja nun nicht mehr weg!

Ich bin festgenagelt.

Doch eines Tages: dann gewinne ich im Lotto.

Und dann?

Dann saniere ich das Haus von Grund auf.

Und dann: Behalte ich die Preise bei.«

Elisabeth Göring: »Nach der Wende hat sich für uns sozial nicht viel verändert. Wir sind aber nicht die Regel.«

In dem kleinen Ort Großkayna im Kreis Merseburg wird Elisabeth Göring 1945 geboren und wächst dort auf. »Inzwischen ist der Ort fast weggebaggert.«

»Am 12. August 1961 war ich das letzte Mal in Westberlin. Eine Berliner Bekannte hatte mir gesagt: ›Hier braut sich etwas zusammen. Wenn du einkaufen willst, tu es bald!‹

Ich war in der neunten oder zehnten Klasse. So kaufte ich am 12. August 1961, einem Sonnabend, auf dem Kudamm ein.

Dann kam die Mauer.

Ich erlebte sie als Jugendliche sehr bewußt – eine Art Mauersyndrom: Da stand ich und konnte nicht mehr rüber.

Abstruse Gedanken: Manchmal wollte ich abhauen, aber ich war zu feige.«

Das reine Hobby-Studium. Elisabeth Göring will Musik und Germanistik studieren. Sie bewirbt sich an der Universität Halle zur Eignungsprüfung: in den Fächern Musik, Klavierspielen, Gehörbildung, Vorsingen. In dem Fach Germanistik sind nur noch 20 Plätze frei. Sie werden nach Leistung vergeben. Elisabeth Göring ist dabei.

Sie bekommt 85 Mark Stipendium, 40 Mark Leistungsstipendium und 100 Mark von ihrem Vater. »Das Leben war nicht teuer, obwohl das Zimmer 30 Mark kostete. Fahrkarten waren billig. Ich strickte meine Pullover selber. So hatte ich rund 200 Mark zum Leben und war nicht unglücklich.

Musik und Germanistik waren das reine Hobbystudium.

Klavierunterricht, Konzerte, viel Zeit zum Lesen.

Im Institut wurde auch West-Literatur gelehrt. Dürrenmatt, Frisch und, und, und.«

1968 macht sie Examen.

Qualifizierung. Nach dem Musik- und Germanistikstudium kommen die Absolventen gewöhnlich als Lehrer in die

Schule. »Weil ich jedoch in eine Bibliothek wollte, schloß ich ein zweites Studium an: ein dreijähriges Fernstudium für Bibliothekswesen.«

Im Bildungswesen geht es ziemlich offen und flexibel zu. Weiterqualifizierung ist geradezu einprogrammiert, das zeigen viele Biografien. »Wir hatten die Möglichkeiten, uns weiterzubilden. Man mußte nur das nötige Durchstehvermögen haben. Und da wir voll arbeiteten, war das manchmal anstrengend.«

Die Eingabe. Elisabeth Göring will in der Universitäts- und Großstadt Halle bleiben. Ihre berufliche Laufbahn beginnt in der Musikbibliothek. Damals lernt sie ihren Mann kennen.

»Ich hatte ein möbliertes Zimmer.

Mein Mann hatte ein möbliertes Zimmer.

Als wir heirateten, war es unmöglich, in Halle eine Wohnung zu bekommen. So suchte sich mein Mann eine andere Arbeitsstelle und ging nach Erfurt. Dort arbeitete er als Arzt an der Medizinischen Akademie.«

Aber auch dann wartet das Paar, das inzwischen einen Sohn hat, drei Jahre, bis es in Erfurt eine Wohnung bekommt – und zwar durch eine »Eingabe«. »Das hieß: an den Rat des Bezirkes schreiben, daß man verheiratet ist und ein Kind hat, daß man so und so lebt und vom Betrieb keine Wohnung bekommt. Vierzehn Tage später erhielten wir die Antwort: man kümmere sich darum. Nach einiger Zeit bekamen wir eine Wohnung.«

In Erfurt arbeitet Elisabeth Göring in einem Großbetrieb – in dessen wissenschaftlicher Bibliothek auf dem Gebiet Information und Dokumentation.

Krippe. Im Neubaugebiet in Erfurt stehen Kindergarten und Krippe vor dem Haus. »Den ältesten Sohn konnte ich, als er drei Jahre alt wurde, in den Kindergarten bringen. Glück: den zweiten Sohn nahm, weil ich damals krank war, mit drei Monaten die Krippe.«

Einige Zeit arbeitet sie verkürzt: von 7 bis 14 Uhr. Um 15 Uhr holt sie den Sohn aus der Krippe ab.

»Christoph haben die drei Jahre in dieser sozialistischen Krippe nicht geschadet. Das kann ich im nachhinein feststellen. Er war nicht ein einziges Mal krank und ich kann nicht sagen, daß er geistig oder sozial gelitten hätte.«

Tannhäuser. »Meinem Hobby Musik ging ich abends im Theater nach: auf Honorarbasis sang ich im Opernchor und war Mitglied der Erfurter Singakademie. Unser Chorleiter sagte, er suche für *Tannhäuser* Stimmen. Ich dachte: Vier Stunden abends *Tannhäuser* – das ist hart. Aber die Vorstellungen lagen meist am Wochenende.«

Sicherheit ist ein hoher zivilisatorischer Wert. »Jeden dritten Abend ging ich vom Chor zu Fuß nach Hause – im Dunkeln. Ich lief an einem Parkplatz vorbei, über eine Brücke, durch eine Eisenbahnunterführung und durch einen weiten Park. Dann erst kam eine beleuchtete Straße.

Elf Jahre lang – es passierte nichts.«

Brigade. »In Erfurt war ich Mitglied einer sozialistischen Brigade – mit zwölf Personen. Wir hatten einen schönen Zusammenhalt. Und es war lustig.

Weihnachtsfeiern. Da wir damals eine schöne und große Wohnung in einer alten Villa hatten, feierten wir bei uns.

Andere besaßen einen großen Garten und inszenierten Grillabende. Die Männer holten Bier, die Frauen machten den Salat.«

Gemeinsam wandert die Gruppe im Thüringer Wald.

Kulturobmann. »Da ich nicht in der Partei war, mußte ich eine andere gesellschaftliche Funktion übernehmen. So wurde ich Kulturobmann und organisierte Theaterbesuche. Vor der Vorstellung führte ich ins Programm ein.

Die Eintrittspreise waren sehr niedrig. Kulturelle Veranstaltungen waren so organisiert, daß breite Schichten der Bevölkerung erreicht wurden.«

Mit-Fühlen und Mit-Bringen. Zwischendurch arbeitet Elisabeth Göring in einer Schuhfabrik. »Sie stellte auch Salamander-Schuhe her. Die Mitarbeiter bekamen sie zum halben Preis. Im Chor gab es Alleinstehende, die wenig Geld hatten. Sie fragten: ›Kannst du mir ein Paar Schuhe mitbringen?‹ – ›In welcher Größe? Wieviel willst du zahlen?‹ – Dann brachte ich sie.

In Ost-Berlin gab es in der DDR-Zeit mehr zu kaufen als im Land. Wenn wir hinfuhren, nahmen wir eine lange Liste mit: die Wünsche von Freunden und Verwandten.«

Ungereimtes. »In einer 30-Mann-Abteilung eines Großbetriebes war mindestens einer dabei, der aushorchte. Oft trat er nicht als überzeugter Genosse auf, sondern lockte raffiniert auf den Leim: durch kritisch erscheinende Fragen.

Oder er war besonders freundlich. Das bedeutete: dauernd aufpassen.

Eine Zeitlang gab es kaum Bohnenkaffee. Ich sagte zu einem Kollegen: ›Können die da oben nicht soviel Charakter haben zu sagen: ›Wir besitzen nicht die Devisen, um ausreichend Kaffee einzukaufen.‹ Das würde jeder einsehen. Nein, sie verkaufen uns für blöd und sagen: ›Muckefuck ist gesünder.‹ Da haben sie zwar recht, aber ich möchte richtigen Bohnenkaffee trinken!‹

Der Kollege antwortete: ›Das müssen Sie doch verstehen!‹

Das Volk nannte den Muckefuck, mit etwas Bohnenkaffee gemischt, ›Erichs Kronat‹.«

Ein anderes Mal schreibt sie ihrer Tante in den Westen, sie möchte zum Geburtstag kein Geld mehr schicken, »es käme sowieso nicht an.

Der ganze Brief wurde einbehalten, nicht nur das Geld. Fünfzig Mark waren damals viel.«

Nach drüben? Obwohl es der Familie nicht schlecht geht, kommt immer wieder der Gedanke, »nach drüben zu gehen. Mein Mann stand vor einer Auslandsreise in die Schweiz.

Wir liefen stundenlang durch den Wald und überlegten: Was tun wir?

Kurz zuvor war ein Kollege meines Mannes bei einem Fluchtversuch festgenommen worden. Seine Frau kam ins Frauengefängnis. Er hatte Asthma. Es ging ihm gesundheitlich nicht gut. Die Kinder wurden ins Heim gesteckt.

Ich sagte: ›So etwas riskiere ich nicht! Die Nerven habe ich nicht.‹«

Organisieren. 1986 erhält Dr. Göring eine Stelle als Chefarzt – in Dessau. Dort sucht die Familie eineinhalb Jahre lang eine Wohnung.

Der Alltag: »Die fachliche Arbeit machten wir tagsüber. Abends zu Hause: Weiterbildung.

Und dann haben wir noch rotiert, um dieses oder jenes zu organisieren.

Die Chemie ist in Ost und West gleich. Die Formeln sind hier und da dieselben. Im Westen war man besser mit Gerätschaften und Substanzen ausgestattet, aber hier lernten wir, zu improvisieren und zu organisieren. Wir mußten pfiffig sein.

Mein Mann brauchte ein bestimmtes Mikroskop, das Zeiss Jena wegen notwendiger Devisen für den Export herstellte. Er schrieb dem Zeiss-Generaldirektor Biermann, der auch Mitglied des Zentralkomitees war: Um die Patienten in diesem »Arbeiterballungsgebiet« (ein DDR-Begriff) fachlich gut versorgen zu können, brauche ich dieses ausgezeichnete Mikroskop.

Er bekam es.«

Nicht viel verändert. »Nach der Wende hat sich für uns sozial nicht viel verändert.

Wir sind aber nicht die Regel.

Mein Mann und ich und unsere Söhne behielten Arbeit.

Wie alle Chefarztkollegen mußte sich auch mein Mann wieder um seine Stelle bewerben. Alle Beschäftigten des

öffentlichen Dienstes wurden »gegauckt«, wie es so schön heißt. Wer »Gauck-negativ« war, wurde weiterbeschäftigt.

Unsere Stasiakten konnten wir nach vierjähriger Wartezeit im Herbst 1996 einsehen. Überraschungen blieben uns erspart, etwa von einem guten Freund bespitzelt zu sein. Der Inhalt war eher lächerlich und teilweise im Detail falsch.

Unser ältester Sohn wurde mit 28 Jahren Prokurist und Geschäftsstellenleiter einer westdeutschen Leasing GmbH. Auch unser jüngster Sohn hat eine gute Arbeit.

Abends nach dem Chor möchte ich im Dunkeln nicht mehr zu Fuß gehen. Das ist keine Hysterie. Ich fragte meinen Mann: ›Kannst du mich abholen?‹ Aber meist hat er dienstliche Verpflichtungen. Jetzt habe ich mir eigens für den Chor ein Auto gekauft.

Doch ich möchte die frühere Zeit nicht zurückhaben. Teilweise kommt Nostalgie hoch: wie schön vieles war. Bessere soziale Kontakte. Mehr Mitgefühl füreinander. Gegenseitige Hilfe.

Aber nicht alles war schön.«

Birgitt Heinicke: »Für mich hat sich nach der Wende alles geändert. Was immer sich ändern konnte, änderte sich.«

In der ersten Konjunkturphase nach dem Krieg wuchs sie, 1955 geboren, in Bobbau, neben der Stadtgrenze zu Wolfen, auf. In der Farbenfabrik, die das östliche Bitterfeld-Wolfen-Revier beherrscht, ist der Vater Arbeiter, die Mutter kaufmännische Angestellte.

Zum erstenmal nach dem Krieg geht es Menschen wieder gut. In relativem Wohlstand hat sie, wie sie sich rückschauend erinnert, eine »glückliche Kindheit.«

Kindergarten. Der werkseigene Kindergarten, in den das Mädchen von 1958 bis 1961 geht, liegt in Wolfen – mitten im Wald. Umgeben von großen Bäumen.

»Nach 40 Jahren kehrte ich vor kurzem an diese Stelle zurück. Das Gebäude war ringsum vernagelt. Eine Seitentür zum Wirtschaftstrakt stand offen. Ich stieg ein und fand meinen Gruppenraum wieder. Ich erinnerte mich, wie damals die Stühle standen. Dann blickte ich aus dem Fenster. Da gab es nur noch ein einziges Spielgerät: das Krokodil. Ich setzte mich drauf und schaukelte. Dieser herrliche Kindergarten war der erste, der im Gebiet Wolfen nach der Wende geschlossen wurde.«

Zugefrorene Scheiben. Die Schule erlebt sie so: »In der Oberschulzeit legten die Lehrer, größten Wert auf sozialistische Denkweise und sozialistisches Handeln.«

Wer mitmachte, wurde gut behandelt.

Aber es gibt immer wieder Zeichen, die auf anderes hindeuten.

»Ein Mitschüler war Sohn eines Pfarrers. Als im Winter die Scheiben zugefroren waren, kratzte er ein Kreuz darauf. Daraufhin wäre er fast von der Schule geflogen. Die Diskussion zwischen dem Direktor und dem Jungen machte mir Angst.«

Das Milieu des Industrieortes war kompakt. Immer schon

wurden Werk und Ort vorgezeigt – hatten Leitfunktion. »Die Kirche spielte keine Rolle. Ich kenne sie nur von Besuchen bei Verwandten in Sachsen. Mit meinen Cousinen ging ich gern in den Kindergottesdienst.« Die andere Sprache fesselt sie.

Studium, Ehe, Kind. 1973 Abitur. Im gleichen Jahr Heirat. »Die Ehe begann mit Beginn des Studiums.« Im Februar 1974 wird der Sohn geboren.

»Mein Mann war bei seinen Großeltern aufgewachsen. Diese Großeltern, die nun die Urgroßeltern meines Jungen waren, nahmen auch den Urenkel auf. Das ganze erste Jahr.« Die Urgroßmutter ist wieder Mutter.

»Dann kam der Sohn in die Kinderkrippe. Die Urgroßeltern holten ihn ab. So konnte ich studieren und hatte ein halbwegs gutes Gewissen, daß das Kind versorgt war. Ich kam nur einmal in der Woche und am Wochenende nach Hause.«

Birgitt Heinicke besucht die Handelshochschule in Leipzig, wird Diplom-Ökonom für Binnenhandel und damit Handelskauffrau.

Die erste Stelle erhält sie 1977 in Dessau: im Verwaltungsbereich der Konsum-Genossenschaft.

Aber in Dessau bekommt sie keine Wohnung. So hat die Ehe zwei auseinanderliegende Unterkünfte: ein Zimmer bei Birgitts Eltern in Bobbau und ein Zimmer bei den Großeltern ihres Mannes.

Auf Dauer will sie weder zur Arbeit noch in der Ehe pendeln. Sie sucht sich eine Arbeit in der Nähe – in Wolfen. Und eine Wohnung.

In der Platte. Die Familie erhält 1978 eine Neubauwohnung – in einem der Plattenbauten in Wolfen-Nord. »Sie war für uns komfortabel: ferngeheizt, pflegeleicht, sonnig, mit 56 qm praktisch für eine berufstätige Mutter.« Monatliche Miete: 74,20 Mark einschließlich Betriebskosten.

Der Junge besucht zehn Jahre lang eine Schule in der Nähe. »Alle Freunde wohnten im gleichen Block, so daß sie zu

jeder Zeit miteinander lernen und spielen konnten. Die Kinder fühlten sich wohl in der Platte.«

Direktionsbereich Beschaffung. Birgitt Heinicke fährt mit dem Fahrrad in die nahe Filmfabrik. Seit 1979 arbeitet sie in der Materialwirtschaft im Direktionsbereich Beschaffung und Absatz.

Leichtindustrie: darunter fallen Verpackungsmittel aus Papier, Pappe, Glas, Metall, außerdem Behälter, Fässer, Folien. »Jeder Mitarbeiter hatte ein geschlossenes umfangreiches Fachgebiet zu verantworten.

Der berufliche Erfolg war im Betrieb wesentlich abhängig von der Kollegialität und außerhalb von den Kollegen in den Bilanzorganen und Wirtschaftsministerien. Wenn man sie überzeugte, lief es. Ich kannte viele Leute persönlich.

Ein Drittel meiner Dienstzeit war ich unterwegs – ich reiste, meist nach Berlin. Diese Dienstreisen trat ich sehr früh morgens an – mit der Deutschen Reichsbahn. Die Gespräche begannen schon gegen 10 Uhr. Ich erklärte, was ich brauchte und aus welchem Grund. Und fragte: ›Was ist machbar?‹ – Oft hörte ich: ›Nein, das läuft nicht.‹

In solchen Situationen mußte ich mich geschickt durchsetzen. Das lernte ich – mit der Zeit. Ich denke, das war der Grundstein für meine Flexibilität. Ich bekam ein Gefühl dafür, wie man mit Menschen umgeht.«

Kritik. »Im Studium mußte ich in großem Umfang Parteiarbeit mitmachen. Meine Erfahrungen bewegten mich nicht dazu, Mitglied zu werden. Viele Genossen hatte ich im Verdacht: Sie heucheln.

Ich war entschlossen, nicht in die SED einzutreten.

Aber gesellschaftlich war ich durchaus aktiv: als Gewerkschaftsvertrauensfrau und im Elternaktiv der Klasse meines Sohnes.

Meine kritische Einstellung zur Partei hatte Folgen: Der berufliche Aufstieg führte in der Filmfabrik nur bis zur

stellvertretenden Abteilungsleiterin. Ich wurde gefragt: ›Können Sie nicht in die Partei gehen? Sonst sind Sie für die nächste Funktion nicht tragbar.‹

Der Parteigruppenorganisator unserer Abteilung führte regelmäßig Gespräche mit mir. Wir verstanden uns gut. Ich gab ihm zu verstehen: ›Bis hierher und nicht weiter!‹ Er akzeptierte meine Einstellung zur Partei, und ich tolerierte seine.

Ich hatte auch keinerlei Kontakte mit der Stasi. Sie ließ mich in Ruhe.

Eine Last, auch beruflich, war die starke Reglementierung auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens. Andererseits waren viele Dinge im Kleinen, im täglichen Leben, vernünftig organisiert. Das Miteinander funktionierte.«

Bewegung. »1989 entstand für uns eine Kette von völlig neuen Situationen. Nie zuvor hatte es solche gravierenden politischen Entwicklungen gegeben, stets waren alle Ansätze zu Bewegungen im Keim erstickt worden.

Und plötzlich tat sich etwas.«

Die große Ausreisewelle auf dem Umweg über Ungarn löst im Sommer sehr viele Gespräche aus. »Oft saßen wir mit Freunden hinter dem Haus im Garten. Eigentümlich: Plötzlich waren viele Bekannte und deren Verwandte verschwunden. Was erwartet sie? Vielleicht kommen sie nie wieder?

1988 war ich zu einem Besuch »drüben«.

Ich war nicht sehr euphorisch.

Ich wäre nicht gegangen.

Plötzlich entstand Bewegung von unten, meist aus den kirchlichen Gemeinden. Das Leben wurde interessant – voller Spannung und täglich neuer Ereignisse.

Aber der große Teil der Menschen blieb vorsichtig: Wir hatten gerade die Vorgänge mit der brutalen Einschüchterung der Protestierenden in China kennengelernt. Und wir hatten Angst, daß hier etwas Ähnliches passiert.«

Sie fährt nicht nach Leipzig zu den Demos.

Martha Otto: »Wenn ich überlege, was ich in den letzten acht Jahren an Veränderungen erlebte – das hatte ich vorher in zwanzig Jahren nicht erlebt.«

Martha Otto ist Lehrerin für Physik und Mathematik.

Nach acht Jahren wechselt sie den Beruf. »Die Stimmbänder machten nicht mehr mit.«

Sie geht in die wissenschaftliche Abteilung des Forschungsinstituts für Impfstoffe in Dessau. Dort arbeitet sie 16 Jahre lang. »Mein Aufgabenfeld bestand darin, für das gesamte Forschungsspektrum Literatur zu recherchieren. Und im Rahmen der Möglichkeiten zu beschaffen.«

Bis zur Wende.

Überflüssig. »Mit der Wende hat sich alles gewandelt.

Es gab keinen Bedarf mehr für die umfangreichen Tierherden, für die das Werk Impfstoffe herstellte.

Die Pflichtimpfungen wurden aufgehoben.

Datenbanken machten meine Tätigkeit überflüssig.

Als im Institut noch nicht klar war, daß es abgewickelt wird, bangte jeder nur noch um seinen ganz persönlichen Arbeitsplatz.

Von Solidarität blieb nichts übrig.

Alle Leute liefen gereizt umher.

Aber nicht nur die Arbeit, sondern sämtliche Lebensbereiche brachen weg.«

Abwicklung. Das Forschungsinstitut für Impfstoffe breitet sich in Dessau westlich vom Bahnhof in der Nähe des Bauhauses und der Fachhochschule aus. Es hat ausgedehnte Gebäudekomplexe. Der Auflösungsprozeß zieht sich über das ganze Jahr 1990 hin.

Eine Evaluierungskommission läuft im Betrieb herum, schnüffelt in allen Ecken, wirkt fremd, für viele unheimlich.

Die Stimmung? »Belastend. Unerfreulich für alle Mitarbeiter.«

Zusammenhänge völlig neu erarbeiten. Wie funktioniert ein Betrieb in der freien Marktwirtschaft? Was bedeutet Verkauf? Wie verkauft man?«

Äußere und innere Wandlungen. »Nach 1990 war nichts mehr so, wie es mal war. Weder im persönlichen noch im beruflichen Leben.

Mein Mann hatte Glück: Er behielt seine Arbeit. Seine Elektrofirma wurde privatisiert und übernahm ihn. So hatte er einen regelmäßigen Arbeitsalltag, fing früh an, kam pünktlich nach Hause, meist um halb vier.

Ich dagegen kam erst um 18 oder 19 Uhr zurück. Konflikt. Er sagte: ›So lange kann man doch nicht arbeiten! Nimm doch gleich das Bett mit in die Firma!‹

Unsere persönlichen Entwicklungen liefen völlig konträr . Ich mußte strampeln, um weiterzukommen. Seine Lebensgewohnheiten mußten sich nicht verändern, das gefiel ihm.

Diese Schwierigkeiten zermürbten die Familie. Ende 1993 trennten wir uns.

Mein Vater überschrieb mir etwa zur gleichen Zeit sein Haus in Bobbau.

Nun hatte ich ein Haus. Und 70 000 Mark Schulden, die ich allein bewältigen mußte.

Dann lernte ich meinen Lebengefährten Günter Piechatzek kennen. Er brauchte zu diesem Zeitpunkt jemanden, der sein Büro leitete. Von 1993 bis 1996 war ich in seinem Ingenieurbüro tätig. Als sich die Auftragslage zunehmend verschlechterte, sah ich mich nach einer anderen Arbeit um.

Ich fand sie Anfang 1997 bei der Expo 2000. Sie brachte mir viel mehr als das monatliche Einkommen: die Bekanntschaft guter und kluger Menschen. So viele wichtige Menschen in so kurzer Zeit hatte ich früher nie kennengelernt. Jeder Tag ist ein Gewinn.«

Tiefen und Höhen. »In der DDR kannten wir das Problem des unsicheren Arbeitsplatzes nicht. Noch nach fast einem

Jahrzehnt Wende gehe ich nur mühsam mit der Unsicherheit um. Was wird, wenn mein zeitbefristeter Arbeitsvertrag ausläuft?

Für mich hat sich nach der Wende alles geändert.

Was sich ändern konnte, hat sich geändert.

Der Wohnsitz ist nicht mehr der gleiche.

Der Mann ist nicht mehr der gleiche.

Die Arbeitsstelle ist nicht mehr die gleiche.

Völlig neue Tätigkeitsfelder tun sich auf.

Und Denkweisen.

Dinge, die früher für mich wertvoll waren, sind zweitrangig geworden. Zum Beispiel Materielles. Ich muß nicht jeden Schnickschnack haben, nur weil es ihn gibt.

In der vorigen Woche rief mich der Bürgermeister von Bobbau an und fragte, ob ich im nächsten Jahr als Gemeinderatsmitglied mitwirken möchte. Er sucht neue Leute. Vielleicht mache ich mit.

Der erste Teil meines Lebens verlief ruhig, planmäßig, aber ziemlich langweilig.

Mit den tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen seit 1989 begann die aufregende zweite Lebenshälfte für mich.

Mit vorher nie gekannten Tiefpunkten und Höhepunkten.«

»Aber wir fanden uns hier in Wolfen zusammen.

Die großen Demonstrationen erlebte ich ausschließlich vor dem Fernseher.

Von Anfang an.

So brisant war die politische Entwicklung, daß ich es kaum erwarten konnte, von der Arbeit nach Haus vor den Fernseher zu kommen.

Am 9. November erlebte ich die Originalsendung vom Politbüro: Schabowski sagte, ich empfand es als versehentlich, aus einer chaotischen Situation heraus, sinngemäß: Reisemöglichkeit in den Westen besteht ab sofort – für alle Bürger der DDR.

Ich sah diese Worte als einen Schnitt an.

Als eine Wende in der Geschichte Deutschlands.«

... ein besonneneres Vorgehen. »In der Nachwende-Zeit wünschte ich mir ein besonneneres Vorgehen und eine klügere politische Entwicklung. Man hätte die Betriebe mehrere Jahre am Leben erhalten müssen – und können.

Vor allem die Produktion in Richtung Osteuropa mußte aufrecht erhalten bleiben.

Das betraf auch die Filmfabrik. Es durfte keine so plötzliche große Arbeitslosigkeit entstehen.

Nach dem Fall der Mauer wußten wir: Es konnte keine Rückkehr geben. Aber daß die Entwicklung so drastisch in Richtung Wiedervereinigung lief, war uns nicht klar. Denn alles, was nach 1989 passierte, stürmte in großen Wellen auf uns ein. Eine Veränderung jagte die andere – wir kamen kaum zum Nachdenken.«

Die neue Arbeit. 1991 kommt das Aus für die Filmfabrik: Alle werden entlassen. Auch Birgitt Heinicke.

Einige Monate Arbeitslosigkeit.

Neue Arbeit: als Buchhalterin in einem Autohaus in Dessau.

»Ich mußte mir betriebs- und marktwirtschaftliche

Was spielt sich unter der Decke ab?

»Wer die besten Verbindungen hat oder in diesem Moment gerade in der günstigsten Forschungsrichtung lag, hatte eine Chance.

Die anderen fielen raus.

Am Schluß bestand das Forschungsinstitut nur noch aus 120 Leuten.

Wir waren, wie man oft hörte, eine politisch zu vernachlässigende Größe.

Um uns brauchte man sich nicht zu kümmern. Wir machten auch keinen Aufstand. Es hätte sich nicht gelohnt. Wir schafften es nur noch, uns selbst eine Weiterqualifizierung zu organisieren. Sie sollte auf ökologischem Gebiet stattfinden.«

Erste ABM. Martha Otto ist zunächst nur einen Monat arbeitslos. Sie erhält zum 1. Februar 1991 ein Angebot von einem Gymnasium, das jemanden sucht, der die Bibliothek organisieren und betreiben kann.

Diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahme ist zeitlich auf ein Jahr begrenzt. Sie kann nicht verlängert werden, weil sie unter dem Titel Schulassistentin läuft – und diese Stellen werden wieder gestrichen.

Die Schulleitung bietet ihr an, halbtags weiterzuarbeiten, aber nur für vier Stunden am Tag. »Das konnte ich in dieser Zeit nicht machen, weil beide Kinder studierten und wir das Geld einer Ganztagsbeschäftigung brauchten.«

Ihr Mann ist in der Filmfabrik in Wolfen im Umweltschutz tätig. »Aber wir wußten auch dort nicht, wie es weitergeht. Daher konnte ich mich nicht auf eine Vierstunden-Arbeitsstelle einlassen.

So nahm ich die Arbeitslosigkeit in Kauf und machte über ›geringfügige Nebenbeschäftigung‹, 620-Mark-Jobs, weiter.«

Nächste ABM. Wenige Schritte von ihrem alten Werk entfernt

bietet das Bauhaus Dessau die nächste Möglichkeit, eine befristete ABM-Stelle anzutreten.

»Auf dieses Risiko ließ ich mich ein – in der Hoffnung, vielleicht irgendwann doch eine feste Arbeitsstelle zu erhalten.

Zweiter Grund: Im Bauhaus gab es Arbeit in dem Bereich, der mich besonders interessiert – in der Ökologie und im Umweltschutz.

Ich stamme aus dem Brandenburger Raum in der Nähe von Frankfurt an der Oder, aus einer Gegend, die sehr sauber ist. Weit und breit gab es dort keine Industrie. Als ich vor langer Zeit in die Dessauer Region kam, dachte ich: Wenn es eine Hölle gibt, dann könnte sie so aussehen wie Wolfen und Bitterfeld.«

Nach einem Jahr wird ihre ABM-Stelle verlängert.

»Ein halbes Jahr hab ich noch vor mir. Meine Kinder haben ihr Studium abgeschlossen. Mich interessiert die Arbeit im Bauhaus so sehr, daß ich auch eine Halbtagsstelle annehmen würde.«

Die Folgen. »Der rasche Umschwung in den letzten Jahren, wo nichts mehr so war wie zuvor, hat mich sehr mitgenommen.

In der Wendezeit war ich ständig damit beschäftigt, die Geschäfte zu suchen, die ich gerade brauchte, denn die alten waren geschlossen.

Die Arbeitsstelle war weg.

Das Gewohnte war ein Stück Heimat – plötzlich brach es weg.

In dieser Zeit empfand ich es als hilfreich, daß wir Haus und Garten hatten. Das war der einzige Bereich, der als Heimat blieb.

Sonst war alles anders geworden.

Ich fand mich mit den vielen Formularen nicht mehr zurecht. Ich suchte die Behörden und wußte nicht, wer für wen zuständig war. Auch die mit der Arbeitslosigkeit zusammenhängenden Unterstützungsmöglichkeiten waren mir fremd.«

Martha Otto empfindet sie als Almosen. Sie sieht, daß viele Menschen Wohngeld bekommen – auch dies ein Almosen.

Vom Staat leben?

Von Unterstützung leben?

»Das war etwas ganz Schlimmes. Inzwischen habe ich den Eindruck, daß sich viele daran gewöhnt haben.«

Fremd im eigenen Land? »Ich fühle allmählich wieder Boden unter den Füßen. Auch das Heimatgefühl festigt sich. Für Menschen, denen der Neueinstieg nicht geglückt ist, hält dieser Zustand der Fremdheit an.

Ich weiß es von einer Kollegin vom Institut, die immer noch keine Arbeitsstelle gefunden hat. Jetzt ist sie knapp über 40 – und verbittert.

Ich bin jetzt soweit, daß ich all meine Kraft in die Arbeit stecke und sage: Ich möchte sehen, was dabei herauskommt. Ich hoffe, ich habe Glück. Wenn nicht, ist es trotzdem so, daß ich der Kraft, die ich investiert habe, nicht nachtrauere.

Es war eine Zeit, in der ich lernen konnte.

Ich bekam viele Kontakte, die ich nicht missen möchte.

Wenn es schief geht, würde ich dennoch versuchen, in meinem Arbeitsgebiet weiter tätig zu bleiben. Ganz gleich in welcher Form.«

Arbeit als Therapie. »Vielleicht war es anfangs Verzweiflung, daß ich mich so stark in die Arbeit gestürzt habe. So konnte ich vieles verdrängen. Und mir Ersatz schaffen für das, was ich verloren hatte.

Ich tat es, um zu überleben – seelisch möglichst schadlos zu bleiben.

Nach einigen Monaten stellte ich erschreckt fest, wie wenig ich die Vergangenheit aufgearbeitet hatte.

Ich war nervlich am Ende.«

Krisen. »In der Familie hatten alle vier irgendwann nach der Wende eine Krise.

Mein Mann am wenigsten. Er ist Biologe und hatte das

Glück, bis heute in seinem Beruf auf seiner Spezialstrecke arbeiten zu können.

Bei meiner Tochter dauerte die Krise längere Zeit und führte dazu, daß sie ihr Studium geschmissen hat. Sie fing in Dresden mit Landschaftsarchitektur an. In der Wendezeit dachte sie: ›Hier geht soviel den Bach herunter, ich muß auf einem anderen Gebiet tätig werden.‹ Sie ging nach Berlin und studierte Sozialpädagogik. Ich hatte Angst, daß sie damit nicht klar kommt. Daß sie alle Probleme abends mit nach Hause nimmt. Und es war so. Nach einiger Zeit nahm sie ihr altes Studium in Dresden wieder auf – und beendete es.

Mein Sohn machte ein Lehrerstudium fürs Gymnasium: mit Sport und Biologie. Er wurde im vorigen Jahr fertig.

Die Familie war ein Ort, wo wir uns gegenseitig stabilisierten.

Der Betrieb war weg. Er hatte in der zur DDR-Zeit oft die Familie ersetzt. Wir sprachen im Betrieb über sämtliche Probleme und Solidarität.

In dieser Zeit sagten wir oft: ›Wenn zu all dem noch familiäre Probleme dazukommen, können wir uns vorstellen, daß Menschen regelrecht in die Verzweiflung geraten.‹

Dann bleibt gar nichts mehr.

So schnell wie seit der Wende sind die Jahre noch nie verflogen.

Wenn ich überlege, was ich in den letzten acht Jahren an Veränderungen erlebte – das hatte ich vorher in zwanzig Jahren nicht erlebt.

Der gesamte Lebensbereich hat sich verändert.«

Ängste. »Am meisten vermisse ich – und viele andere – die Sicherheit. Sowohl die finanzielle Sicherheit als auch die Sicherheit in der Stadt.

Die Ängste, die ich in den ersten Jahren hatte und die sicher übertrieben waren, sind nicht mehr ganz so schlimm. Um 1991 lief mir ein Schauer über den Rücken, wenn ich

daran dachte, abends ein Stück allein im Dunkeln durch die Straßen zu gehen oder mit dem Fahrrad zu fahren.

Das hat sich inzwischen normalisiert.

Die Kriminalität ist sehr angestiegen. Das ist logisch, denn das soziale Gefälle ist weit größer als früher. Vorher ging es allen ziemlich gleich. Es gab keine Obdachlosen.

Hinzu kommt, daß in der ersten Zeit die Polizei völlig hilflos war. Sie weigerte sich selbst bei Verkehrsdelikten, jemanden zur Rechenschaft zu ziehen. In der DDR-Zeit gab es das nicht, daß einem am hellichten Tage die Handtasche weggerissen wurde. Falls doch, war es eine absolute Ausnahme.

Wenn keiner mehr hat als der andere, gibt es kaum sozialen Neid. Das hat sich verändert. Inzwischen existiert schon eine Schicht, die reich geworden ist.«

Müde. »Wir waren fröhlicher.

Manchmal hab ich das Gefühl, daß die Unruhe in den letzten Jahren die Menschen müde gemacht hat.

Strapaziert und müde.

Früher war es streckenweise langweilig. Keiner strengte sich groß an. Der Arbeitsplatz war sicher, auch wenn man nicht viel tat.

Es hat sich nicht alles zum Besseren verändert.

Und auch mit der Freiheit müssen die Menschen erst umgehen lernen.«

Früher/heute. »Ich lernte mich sebst besser kennen.

Ich habe heute mehr Menschenkenntnis.

Und ich kann besser mit Problemen umgehen.

Für Menschen, die von ihrer Veranlagung her zum Pessimismus neigen, ist die Nachwendezeit wohl sehr hart. Es gibt mehr einsame Menschen.

Mein Mann geht um 6 Uhr morgens aus dem Haus und kommt um 6 Uhr abends zurück. Dann ist er ziemlich verbraucht.

Ich gehe um halb acht Uhr. Eigentlich hätte ich um halb drei Uhr Schluß, aber ich gucke nicht auf die Uhr, ich arbeite gern, bleibe solange, wie es die Arbeit nötig macht. In DDR-Zeiten war das nicht möglich, weil um vier Uhr die Tore geschlossen wurden.

Heute finde ich das Arbeitsleben interessanter. Es entspricht mehr meinen Bedürfnissen. Ich kann mich besser einbringen. Das Denken nach Uhrzeit dämpft.

Ich habe jetzt doch wesentlich mehr Möglichkeiten.

Doch leider haben sie nicht alle.«

Babette Paede: »Für mich war die Wende am Anfang vollkommen unwirklich. Ich erlebte sie, als wäre ich in einem Film, der irgendwann aufhört – und alles ist wieder so, wie es war.«

Babette Paede kommt aus einem kommunistischen Elternhaus in Roßlau. Jahrgang 1967.

»Dort wurde ich sehr materialistisch erzogen.

Die einzige, die heimlich dagegenhielt, war meine Oma aus Thüringen, eine ländliche und kirchlich erzogene Frau.«

Die Großeltern wohnen im Hause.

»Als Kind fragte ich viel. Die Oma war die einzige, die mir Antwort geben konnte.«

Der Stasi-Vater. »Meinen Vater kannte jeder hier in Roßlau.

Jeder wußte: Er ist bei der Stasi beschäftigt.

Erst war er Parteisekretär und dann kümmerte er sich um die jungen Männer, die eine Laufbahn bei der NVA (Nationale Volksarmee) einschlagen wollten.

Die meisten dachten, ich hätte dadurch Vorteile in der Schule. Das Gegenteil war der Fall. An mich wurden immer besondere Anforderungen gestellt. Es hieß: ›Als Tochter

deines Vaters möchtest du jetzt aber mal ein bißchen ...!‹ – Was ich tat, war nie gut genug.

Zu Hause gab es kein Westfernsehen – absolut nicht. Aber als junges Mädchen war ich Weihnachten ganz wild auf die westlichen Bibelfilme. Sie waren wie Märchen für mich. Ich durfte sie nicht sehen.

Wenn mein Bruder und ich einmal heimlich West-Fernsehen geguckt hatten – bei der Oma oder sonstwo – gab es Strafen.

Wenn wir bei Freunden waren und Kaugummi mitbrachten, wurde es einkassiert.

Mein Vater verhielt sich absolut eisern.

Und meine Mutter war dadurch, daß es finanzielle Vergünstigungen gab, nicht unbedingt abgeneigt, ihm zuzu-

stimmen. Mein Vater verdiente ganz gut – besser als andere.

Manchmal beschwerte sie sich, weil er nie zu Hause war. Er mußte häufig zu Schulungen in Marxismus-Leninismus.

Dann schloß er ein Staatswissenschaftsstudium an. Er war fast nie da. Und wenn er da war, wurde alles wieder umgekrempelt, was mit der Zeit ein bißchen lascher geworden war.

Ich habe meinen Vater immer als sehr kontrollierend und disziplinierend empfunden. Auch gegen sich selbst.«

Geschmissen. Nach dem Abitur bewirbt sich Babette Paede um ein Studium als Unterstufenlehrerin für Musik und Kunst. »Nach einem Jahr schmiß ich das Studium, weil ich dachte: Es hat mit allem zu tun, nur nicht mit Kindern. Es hatte sehr viel mit der FDJ und mit Selbstdiziplin zu tun. Aber mit Kindern sehr wenig.

Wenn jemand mit einer Person Kontakt hatte, die der Schule nicht genehm war, wurde ihm das im großen Kreis gesagt. Das störte mich so, daß ich dachte: Ich halte es nicht aus!

Zu Hause gab es einen großen Krach.

Aber im nachhinein erfuhr ich, daß ich für das Studium gar nicht angenommen werden sollte. Ich hatte zwar einen sehr guten Zensurendurchschnitt von 1,8, aber die meisten Studenten, die dort waren, besaßen die Lessing-Medaille in Gold oder Silber, die höchste schulische Auszeichnung in der DDR.

Man bekam sie für besonders erlesene Noten. Ich wunderte mich und dachte: Gegenüber denen ist dein Durchschnitt nichts Besonderes.

Erst später wurde mir klar, daß ich den Studienplatz erhielt, weil mein Vater seine Hebel und Stricke in Bewegung gesetzt hatte.«

Aus diesem Grund ist sie erst recht froh, das Studium geschmissen zu haben.

Lehre, Heirat, Kind. Sie wendet sich einem praktischen Beruf zu und wird Bürokauffrau. Dann heiratet sie. »Hals über Kopf. Ich zog von zu Hause aus und bekam mein erstes Kind. Jetzt ist mein Sohn fast zwölf Jahre.«

Die Ehe wird nach einem knappen Jahr geschieden. Kurz darauf lernt sie ihren zweiten Mann kennen, mit dem sie heute zusammenlebt.

Kungel. In Roßlau arbeitet sie eine Weile in Büros.

Auch im Rathaus im Wohnungsamt. »Ein grauenhafter Job! Aber ich konnte auf diese Weise mitbekommen, wie in der DDR Wohnungen verschoben wurden – und vor allen Dingen, wofür sie verschoben wurden. Für Grundstücke, Häuser, Bootsanlegeplätze, Meißner Porzellan von 1875 und, und, und.

Dann sollte ich auch noch in die Partei eintreten.«

Sie weigert sich.

Um-Orientierung. Auf Dauer fühlt sich Babette Paede mit der Büroarbeit unterfordert. »Ich kam auf die Idee, als Altenpflegerin zu arbeiten. Und ich bewarb mich. Zu DDR-Zeiten gab es keinen Grund, warum ich das nicht hätte machen sollen. Nicht viele Leute stellten sich für diesen ziemlich miserablen Job zur Verfügung. Nicht mal Krankenschwestern wollten ihn machen.

Anfangs mußte ich viel putzen. Ich kam nur an die schmutzigen Sachen heran. Windeln wechseln und so weiter. Es war nicht einfach, dies jeden Tag durchzustehen. Langsam wurde ich an weiteres herangeführt. Ich blieb in dem Job und machte nachträglich eine Ausbildung.

Fast fünf Jahre arbeitete ich in diesem Beruf – über die Wende hinweg.«

Zeit für Neues. Babette Paede geht zu den Demos nach Dessau und dann auch nach Roßlau.

»Die Kirche war voll. Ich machte alles sehr bewußt mit und dachte: Es ist Zeit, daß etwas Neues kommt.

Wir diskutierten über vieles, aber alles war noch vage. Keiner wußte so recht, wohin es geht. Einige hatten Angst, daß es in eine Art Bürgerkrieg ausartet. Andere sagten: ›Das ist nur eine Phase. Sie lenken ein und es wird alles wieder so, wie es war.‹«

Angst hat sie nicht, als sie in Roßlau mit der Demo mitgeht.

»Es standen Leute am Straßenrand, die ich durch die Dienststelle meines Vaters kannte. Ich wußte genau, wer sie waren. Aber das irritierte mich nicht. Sie hatten keinen Grund zum Eingreifen.«

Die Leute ziehen friedlich durch die Straßen.

Wofür der Sekt? Am Tag, als die Mauer fällt, hält sie sich mit ihrem Mann in Berlin auf – zum Einkauf für Weihnachten.

Eine Stunde nach dem Fall der Mauer – von dem sie nichts wußten – fahren sie nach Roßlau zurück.

»Wir wunderten uns, daß uns aus allen Richtungen nach Berlin hin lange Autoschlangen entgegenkamen. Ich fragte: Gibt es heute ein besonderes Konzert oder ähnliches?

Als wir nach Hause kamen, guckten meine Schwiegereltern uns völlig entgeistert an und fragten: ›Mein Gott, ihr seid da?‹

›Warum sollten wir nicht da sein?‹

›Habt ihr denn nichts gehört? Die Mauer ist gefallen.‹

Wir setzten uns vor den Fernseher. Ständig kamen die Bilder.

Dann köpften wir ein paar Flaschen Sekt, aber eigentlich wußten wir nicht so recht, worauf wir anstoßen sollten.

Das Ereignis war so atemberaubend, daß mir nicht klar war, wie ich es verarbeiten konnte.«

Wie ein Film. »Für mich war die Wende am Anfang vollkommen unwirklich. Ich erlebte sie, als wäre ich in einem Film, der irgendwann aufhören würde – und dann wäre alles wieder so, wie es war.

Doch dann fühlte ich mich wie befreit.

Was später kam, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen.

Alles war neu.

Plötzlich standen die Türen offen.«

Silvester erlebt sie in Berlin: ein riesiges Freiluftfest am Brandenburger Tor. »Und wir waren mittendrin. Es folgte eine scheußliche Nacht. Wir fanden nirgendwo ein Hotelzimmer und mußten in Eiseskälte im Flughafengebäude auf der Erde schlafen.«

Zusammengebrochen. Der Vater bricht nach der Wende zusammen. Er war von dem Staat DDR voll überzeugt gewesen. »Solange sich ihm die Hintergründe nicht enthüllt hatten, war er bis ins Mark Kommunist. Er stand der Sache mit absoluter Ehrlichkeit und auch Vertrauen gegenüber. Immer vertraute er darauf, daß alles wieder ins Lot kam, und als es nicht ins Lot kam und tatsächlich kippte, verzweifelte er.

Jetzt mußte er zugeben, daß er 90 Prozent von dem, was da zum Vorschein kam, nicht gewußt hatte – als kleines Licht in einer Kleinstadt. Daß seine Chefs gewisse Dinge ausgenutzt hatten, darüber konnte er noch hinwegsehen. Aber daß seine großen Führer und Vorbilder die Allerschlimmsten waren, darüber kam er fast nicht weg.

Innerhalb von zwei Monaten alterte er um zehn Jahre.

Er wurde krank.«

Kurz nach dem Umbruch beschmieren Unbekannte das Haus mit »Stasi-Schwein«. Die Familie erhält Drohanrufe und Drohbriefe. Die Mutter hat Angst.

»Leute warfen mit Steinen, wenn die Eltern aus dem Hause gingen.«

Altern ohne Selbstwert. Nach 1989 übernimmt der Saarländische Schwesternverband das Altenpflegeheim.

»Von diesem Zeitpunkt an war der Heimbewohner nicht mehr Mensch und Kranker oder Alter. Plötzlich war er in allererster Linie Kunde. Und der Kunde mußte – egal wie, egal

wann, egal warum – stets und stets zufriedengestellt werden. Das war unsere allerhöchste Aufgabe.

Ich hielt entgegen: ›Ich habe gelernt, daß man alte Menschen immer wieder zu bestimmten Tätigkeiten heranneh- men soll, die sie aus ihrem Leben gewohnt sind. Waschen, Essen, das Zimmer ein bißchen in Ordnung bringen. Es ist wichtig, damit sie auch im Alter noch eine gewisse Selbständigkeit haben, weil sich daran ihr Selbstwertgefühl mißt.

Aber nun sollten die Alten dies alles nicht mehr machen. Der Grund: Je mehr das Personal an Pflegeleistungen übernahm, desto mehr konnte abgerechnet werden.

Alles, was wir aufgebaut hatten, mußten wir den alten Menschen jetzt wieder ›ablernen‹.

Aus dem Kollektiv wurde ein Team. Es wurde angewiesen: ›Sie haben mit Frau Müller das und das zu tun! Und mit Herrn Meyer wird das und das gemacht!‹ – Wir hatten auszuführen und wurden nicht gefragt.

Früher wurde nicht alles so rein materiell betrachtet. Es kam nicht darauf an, ob ich bei einem alten Menschen mal eine Viertelstunde länger am Bett saß oder nicht. Ich hatte als Pflegender mehr Handhabe, selbst zu entscheiden, was wichtig war.

Nun war das Ganze nur noch ein großes, gut organisiertes Dienstleistungsunternehmen.

Ich wurde im Beruf überhaupt nicht mehr gefordert.

Weder als Mensch noch mit dem, was ich mir an Wissen angeeignet hatte.«

Als die zweite Tochter zur Welt kommt – ein Wende-Kind – gewinnt Babette Paede für einige Zeit Distanz zum Altenpflegeheim. »Es war wie eine Flucht.«

Bücher – Bücher – Bücher. Die Verwaltung des Wohlstands kostet Zeit – und Geld. »Das Einkaufen dauert viel länger. Es wird soviel angeboten. Ich überlege: Nehme ich dies oder nehme ich jenes?

Andererseits wunderbar: Jetzt kann ich alle Bücher kaufen, wenn ich will. Ich lese viel historische Bücher. Auch Esoterik. Manchmal ein bißchen Abgefahrenes – Magie und Ähnliches.

Auch psychologische Texte. Oder etwas über Kinderherziehung.«

Der Traum. Das dritte Kind kommt. »Ich bin jetzt im Erziehungsurlaub. Wenn er zu Ende ist, gehe ich in die Arbeitslosigkeit.« Denn sie ist das Pflegeheim in der Kundenversion leid – sie kündigt.

Für die Zukunft schwebt ihr ein »Traum« vor: »Ich setzte alle Hebel in Bewegung, um im nächsten Herbst ein vierjähriges Studium zu beginnen. Religionspädagogik. Für Aufgaben innerhalb der Gemeinde. Im Kindergarten, mit Kindern mittleren Alters oder mit Jugendlichen. Auch mit Alkoholikern.«

Sie kann es als Fernstudium machen. Die Studienzentrale ist in Wernigerode. Dorthin fährt sie im Monat einige Tage, wenn die Dozenten kommen. Alles andere erarbeitet sie sich zu Hause. »Ich möchte das auch mit meiner Familie in Einklang bringen, um Harmonie und Beständigkeit zu haben.«

Schreiben im Zirkel. »Seit früher Jugend bin ich in eine Zirkel, der ›Schreibender Arbeiter‹ hieß. Er gehörte zum Betrieb.

Seit der Wende tragen und organisieren wir uns selbst. Ab und an haben wir Lesungen. Gestern: in einem Arbeitslosenzentrum in Dessau.

Ich hörte: Du schreibst gut.

Meist Lyrik. Seit einiger Zeit auch Kurzgeschichten – vier oder fünf Seiten lang.

Meine letzte Geschichte: Eine Frau wechselt seit Jahren Briefe mit einer anderen Frau. Eine Freundschaft entsteht – ohne daß die beiden sich sehen. Die Briefe, ein wachsender Stapel, werden so sehr ein Bestandteil ihres Lebens, daß sie völlig irritiert ist, als sie urplötzlich ausbleiben. Sie macht sich Sorgen, und nun besucht sie zum erstenmal die Freundin.

Doch sie trifft nicht eine 38jährige lebenslustige Frau, wie die Briefe immer vorgaben – sondern eine alte Dame. Sie wollte mit den Briefen ein bißchen Abwechslung in ihr Leben bringen.

Die Ideen kommen so über mich, manchmal gärt es im Kopf – über Tage und Wochen.

Irgendwann werde ich unleidlich – und scheuche Mann und Kinder weg.

Jetzt will ich nicht gestört werden.

Am Küchentisch – neben mir eine Schachtel Zigaretten und eine Flasche Rotwein – ziehe ich die Geschichte durch. In einer Nacht.

Eine Explosion: die Story muß raus.

Danach fühle ich mich fantastisch.«

Emanzipation. »Mit der Wende kam ein ganz neues Stück an Emanzipation rübergeschwappt.

Es hieß zwar, die DDR-Frauen seien emanzipiert, aber so emanzipiert fand ich sie nicht. Für sie war beides wichtig: Familie und Beruf. Sie ging arbeiten, aber sie hatte auch noch die Riesenlast Kinder, Haushalt, Küche an den Fingern.

Die typisch ostdeutsche Frau und Mutter hat alles nebeneinander und bestens gemeistert.

Das ist in meinen Augen keine Emanzipation.

Wenn ich die Plastiken betrachte, die von Arbeiterfrauen gemacht wurden, sehe ich Parallelen zu den Frauen hier. Sie hatten eine gewisse Härte gegen sich selbst.

Das einzige, was vor der Wende Sicherheit gab, war die Tatsache, daß eine Frau finanziell abgesichert war, wenn sie ihren Mann oder ihren Partner mit Kindern verließ.

Das ist jetzt nicht der Fall. Wäre ich heute arbeitslos, und würde ich mich mit meinen drei Kindern von meinem Mann trennen, wüßte ich nicht wohin.

Außer: meine Mutter würde sagen: ›Ja, mein Kindchen, komm mal rein!‹

Früher konnte einem als Frau passieren, was wollte, es war irgendwie geregelt. Die Frauen behielten ihre Arbeitsstelle. Die Kinder konnten so oft krank sein, wie sie wollten: Der Job war sicher. Für jedes Kind stand ein Platz im Hort und im Kindergarten zur Verfügung. Die Kinder waren versorgt. Es kostete nichts. In der Schule mußten sie nur ganz wenig Essensgeld selbst zahlen. Der Urlaub war geregelt.

Für Frauen war vieles einfacher als heute.

In der Beziehung zu meinem Mann machte ich Bestandsaufnahme: ›Nee, mein Lieber, so nicht mehr! – Halbe, halbe!‹

Diese Einstellung kam durch die Frauensendung *Mona Lisa* über. Ich las auch Bücher zu dem Thema.

In manchem wurde ich viel aktiver.«

Heidi Pietsch: »An der Politik waren wir nicht beteiligt. Kultur war eine Nische. Eine schöne Nische.«

»Ich bin an der Berliner Mauer groß geworden. In Kleinmachnow. 1961, als ich 16 Jahre alt war, wurde die große Mauer gebaut: zwischen Kleinmachnow und Berlin-Zehlendorf.

Ich erlebte es – bewußt.

Wir wurden an drei Seiten eingemauert.

Und hatten nur noch einen Ausgang: über Potsdam.«

In ihrer Jugend ist Heidi Pietsch oft in West-Berlin.

»Für mich existierte keine Grenze. West-Berlin kannte ich besser als den Osten.«

Als die Mauer fällt, ist Heidi Pietsch zwei Tage später in West-Berlin.

»Ich fuhr ohne Familie, allein, mit der S-Bahn – und ließ die neue Situation auf mich wirken.«

Film-Fabrik. Heidi Pietsch lernt den Beruf der Chemielaborantin. Es folgt das Studium. Seit 1968 ist sie in Wolfen in der Filmfabrik als Chemieingenieur beschäftigt.

»Fast 30 Jahre habe ich dort gearbeitet.«

Ständig wird sie mit der vergifteten Umwelt der Chemieregion Bitterfeld-Wolfen konfrontiert, vor allem als die Lage immer brisanter wird.

»Man sah kaum noch Möglichkeiten, etwas dagegen zu setzen. Die Verhältnisse hatten sich festgefahren.

Mein Chef kam aus Leipzig. Ein engagierter Mensch. Im Betrieb las er Schriften von Gorbatschow. Er informierte uns. Und machte in Leipzig die Demonstration mit.«

Der Mittelweg. »Ich erhielt eine Bescheinigung: ›gesellschaftlich inaktiv‹.

Das schadete mir wahrscheinlich beruflich.

Aber irgendwann in der Lehre zur Laborantin sagte mir eine Ausbilderin: ›Willst du nicht in die FDJ eintreten? Du möchtest doch hinterher studieren.‹ – Ich: ›Wenn Sie meinen!‹

Später bei den Kindern war es selbstverständlich, daß sie in die FDJ gingen.

Aber damals ... Mein Elternhaus war bürgerlich-liberal.

Ich ging den Weg des geringsten Widerstandes.

Wenn einer im Betrieb promovieren wollte, mußte er in die Partei eintreten, sonst wurde es nicht genehmigt.

Die Kehrseite: die meisten gingen nur in die Partei, um eine berufliche Karriere zu machen.

Viele fanden einen Mittelweg.

Wir richteten uns ein.«

Eine schöne Nische. Heidi Pietsch ist »zu DDR-Zeiten« begeisterte Theaterbesucherin. Der Kreis der Bekannten geht gemeinsam zu den Vorstellungen.

»Anschließend diskutierten wir: ›Das mußt du dir angucken! Dieses Buch lesen!‹«

Sie reichen Empfehlungen weiter.

»An der Politik waren wir nicht beteiligt. Kultur war eine Nische. Eine schöne Nische.«

Die Theater in der DDR werden sehr gut genutzt. Die Preise sind niedrig. Die Leute bekommen von den Betrieben oft Freikarten.

Der erste Eindruck. Kurz vor der Wende hat sie die Möglichkeit, in der Bundesrepublik Verwandte zu besuchen.

»Der erste Eindruck überwältigte mich. Ungemein bunt – wenn man aus einer schmutzigen, braunen Ecke kam. Aber es erschien mir aufgesetzt. Ich kam zurück nach Dessau. Und ich hatte Probleme. Jetzt sah ich, was hier los war. Ich verglich: Wie ging man im Westen mit den Städten um! Gepflegter. Mit mehr Farbe. Hier war alles grau.

Und die alten Stadtkerne verfielen.«

Liquidiert. Als die Menschen in Dessau in Demonstrationszügen ihren Protest kundtun, nimmt auch Heidi Pietsch teil.

»Diese neue Öffentlichkeit war eine innere Befreiung.

Die Zeit war reif für die Wende.

Keiner hatte gedacht, daß sich die wirtschaftliche Situation so verändern würde.

Mein Chef sagte: ›Jetzt können wir endlich loslegen – nun bekommen wir vielleicht Möglichkeiten.‹

Er irrte.

Jahr für Jahr wurden Arbeitsplätze abgebaut.«

In der DDR-Zeit hatte die Filmfabrik rund 15 000 Beschäftigte.

1992 werden 50 Prozent der Belegschaft gekündigt – auch Heidi Pietsch.

»Wir dachten, wir sind ein alter Agfa-Betrieb, daher wird Agfa kommen und uns unter die Arme greifen. Aber Agfa kam nicht. Viele filmherstellende Betriebe guckten sich hier um, aber keiner wollte den Betrieb übernehmen. Er wurde liquidiert.

Es gab ein großes Auffangprogramm – mit Sanierungsgesellschaften. Und es wurden ABM-Stellen angeboten. Aber ich hatte nicht vor, eine ABM zu nehmen.«

Zu spät. »Zunächst war ich voller Euphorie: Jetzt fange ich an, mich zu qualifizieren – etwas anderes zu machen!

Ich wollte nicht auf meinem Stand bleiben.

Ich ließ mich zur Umweltschutzberaterin ausbilden.«

Offensichtlich finanziert Nürnberg den Leuten kurze Zeit jede Illusion.

»Ich dachte, ich könnte in Richtung Umweltschutz arbeiten. Als ich 1993 fertig wurde, war die Zeit schon darüber weggelaufen.«

Die Zeit?

»Es war schon zu spät. Die Stellen, die in den Umweltbüros geschaffen wurden, waren bereits mit Leuten besetzt, die sich vorher qualifiziert hatten.«

»Die Qualifizierung war für mich ein neuer Aufbruch,« sagt Heidi Pietsch.

»Aber als sich nach dem Kurs nichts tun konnte – ich hatte

ja eine Ausbildung als Chemieingenieur und den Umweltschutz dazu – fiel ich in ein tiefes Loch.

Da stand ich zum erstenmal da …

Und überlegte … «

Heidi Pietsch verstummt.

Sie macht eine lange Pause, ehe sie weiterspricht.

Blick zurück im Zorn. Dann bleibt sie ein Jahr in ihrem Haus in Dessau.

Ihre beiden Kinder sind schon erwachsen.

Zu dieser Zeit leben sie weit entfernt.

Den ganzen Tag über ist sie allein.

»Ich mußte mir mein Leben neu einrichten.«

Im Zorn blickt sie zurück: »Ich hatte Kinder. Den Haushalt. Einen Beruf und Arbeit. Alles fügte sich immer irgendwie zusammen.

In den fast 30 Jahren im Betrieb hatte ich mir einen Kreis aufgebaut, aber er blieb an den Betrieb gebunden.

Die Filmfabrik war bekannt dafür, daß aus allen Teilen der DDR Absolventen kamen. Auf diese Weise gewann ich Freunde in Dresden und anderswo. In der chemischen Industrie brauchte man ein umfangreiches Faktenwissen.

Nun fiel das Training dafür weg: viel zu behalten und zu verarbeiten.

Ich merkte, daß ich verlernte. Plötzlich überkam mich die Angst abzubauen. Haushalt war mir immer nur eine Pflicht, die ich erledigte.«

Innere Aufarbeitung. Sie erhält am Bauhaus eine ABM-Stelle. »Nun konnte ich wieder voll loslegen: Ich beschäftigte mich mit der Region.«

Das Projekt läuft zwei Jahre und hat seine Höhepunkte in Ausstellungen der Bauhaus-Werkstatt.

Heidi Pietsch arbeitet in Archiven, fotografiert, spricht mit Leuten.

Recherchen über Siedlungen im Raum Bitterfeld.

Siedlungen waren immer mit Betrieben verbunden.

»So setzte ich mich zum erstenmal mit Betriebsgeschichte auseinander. Das war in der DDR-Zeit nicht erwünscht.«

Die Tätigkeit am Bauhaus ist innere Aufarbeitung. »Ich hätte die Orte nicht ohne emotionale Schwierigkeiten betreten. Eine solche Rückkehr ist nicht einfach, wenn einem gekündigt wird.«

Verändert. »Der ganze Alltag hat sich verändert. Ich mußte überall lernen. Alle Produkte waren neu für mich.

Anfangs vermochte ich mit dem Westgeld nicht richtig umzugehen. Ich schätzte es zu hoch ein. Zuerst konnte ich es nicht gut ausgeben. Ich war immer in Gefahr, billige Sachen zu kaufen – von schlechter Qualität.

Früher waren die Produkte ziemlich langlebig. Wir waren keine Wegwerfgesellschaft. Wenn wir uns ein Gerät kauften, dann hatten wir es 20 Jahre und länger.

Heute muß ich mich vorher eingehendst informieren.«

Kalender-Reisen. »Ich hatte nicht den Hang, nach der Wende Urlaub im Ausland zu machen. Mein Mann und ich schauten uns nach und nach die Regionen in West-Deutschland an. »

Erster Urlaub: Bayerischer Wald. Dann Schwarzwald, die Alpen, das Rheinland, Frankfurt [am Main], das Saarland, Hamburg, Hannover und die Lüneburger Heide.

Ihr Bild von der Bundesrepublik wird von Kalenderbögen geprägt. Eine Tante im Westen hatte jedes Jahr einen Kalender geschickt.

»Nach der Wende reisten wir diese Kalenderbilder nacheinander ab: Die *Porta Nigra* in Trier. Die Bayernschlösser. Den Rheinfall bei Schaffhausen. Die Insel Mainau.«

Aufbau und Abriß. »Bei meinem Mann ging das Leben nahtlos weiter. Für meine beiden Kinder war die Wende positiv.

Meine Tochter ist Abteilungsleiterin. Und mein Sohn studiert Geige in Weimar.«

Der Schwager arbeitet in einer Sanierungsgesellschaft.

Er muß, was er in 20 Jahren aufgebaut hatte, nun wieder abreißen.

»Das ist das Schlimmste, was mit Menschen gemacht wird. Die Geräte, die sie Tag und Nacht gewartet hatten, mußten die Beschäftigten nun selbst zerstören.«

Unsicherheit. »Es gibt keine Sicherheit. Nicht mehr. Das mußten wir plötzlich einsehen. Es gibt keine Sicherheit. Was in kurzer Zeit alles geschehen ist, müßte ich für mich aufschreiben. In einem ganz kurzen Zeitraum ist soviel passiert!

Soviel ist vorher im ganzen Leben nicht geschehen.«

Das andere Weltbild. »Manchmal wird gesagt, DDR-Schüler wären kulturlos erzogen. Das verstehe ich nicht.

Gewiß, wir waren abgeschirmt, und wir hatten ein eingeengtes Weltbild. Und es gab nicht die Fülle wie im Westen.

Aber wenn wir uns mit etwas beschäftigten, dann viel intensiver.«

Martina Schön: »Nach der Wende ist etwas Entscheidendes für mich anders geworden: Ich kann jetzt eingreifen und verändern.«

Martina Schön – Jahrgang 1953 – kommt aus Döbeln in Sachsen, einem Ort zwischen Leipzig und Dresden.

Sie ist eine gute Schülerin. Nach der Grundschule besucht sie die Erweiterte Oberschule. »Dann war ein Studium vorprogrammiert.«

Studium. Heirat. Kind. »Seit jeher innerlich der Technik verbunden,« studiert sie von 1971 bis 1975 in Dresden in der Sektion Energieumwandlung das Fach Kraftwerkstechnik.

»Mich reizte das Wort: Energieumwandlung. Wie entsteht aus Kohle Energie? Was mich erwartete, wußte ich nicht. Ich ließ mich darauf ein.«

Im dritten Studienjahr heiratet Martina Schön. Und dann kommt ein Kind. »Mit allen Problemen, die es mit sich brachte. Das Kind blieb bei meinem Mann und ich studierte.«

Das Kraftwerk. Über den Vater einer Kommilitonin, die aus einer Kraftwerker-Familie stammt, erhält sie einen Praktikumsplatz im Kraftwerk Zschornewitz. »Nach drei Jahren Studium sah ich zum erstenmal ein Kraftwerk von innen.«

Das Kraftwerk Zschornewitz wurde 1915 gebaut, entworfen von Georg Klingenberg (Walther Rathenaus Nachfolger im Vorstand der AEG) sowie den Architekten Walther Klingenberg und Werner Issels. Eine Zeitlang ist es das größte Kraftwerk der Erde.[1]

Hier beginnt Martina Schön ihr Arbeitsleben als Kraftwerksingenieurin.

Die Kolonie. Sie wohnt in der Gartensiedlung, die 1915/1924 gleichzeitig mit dem Werk entstand, weil Arbeiter untergebracht werden mußten – »in der seinerzeit modernsten menschlichen und sozialen Weise«[2].

»Anfangs lebte ich ein paar Wochen in einem Zimmer im Ledigenheim. Dann zog ich in ein Häuschen. Und nun bin

ich wieder im Ledigenheim gelandet: aber in einem Trakt mit Vier-Raum-Wohnungen. Ich wohnte also immer hier im Carré. Wir sagen immer Kolonie.«

Nach der Stillegung des Werkes wird die Siedlung unter Denkmalschutz gestellt.

Die Partei. »Meine Eltern waren beide in der Partei. Von klein auf wurde ich so erzogen, daß es für mich selbstverständlich war, ebenfalls in die SED einzutreten.

Ich habe mich immer in dem Rahmen, in dem ich arbeitete, engagiert – während des Studiums und auch im Betrieb.

Hin und wieder war ich kritisch der Partei gegenüber. Vor allem sah ich, daß viele meiner Ideen nicht umsetzbar waren.

Lange war ich davon überzeugt, daß man die Gesellschaft konkret hier und von innen heraus verändern müßte und auch könnte.«

Das Schlüsselerlebnis. »Ein Schlüsselerlebnis hatte ich im Spätsommer 1989. In einer Versammlung trat der Parteisekretär des Kreises auf.

Er hielt eine Rede.

Während er sprach, dachte ich: Wo kommt dieser Mensch her? Ist er vom Mond eingeflogen?

Er redete alles schön.

Und er griff keine einzige der Fragen auf, die uns in dieser Zeit bewegten.

Da wurde mir schlagartig klar: Mit solchen Leuten kann man keine Veränderung bewirken.

Der Druck wurde immer größer. Ich sag es als Ingenieurin mit einem Bild aus der Technik: Wenn man bei einem Kessel immer mal Druck abläßt, dann explodiert er nicht. Dieses Prinzip war der Führung der DDR offensichtlich unbekannt. Sie war nicht bereit, dadurch Druck abzulassen, daß sie Veränderungen zuließ.

Die Folge: eine Explosion.«

Die persönliche Wende. »Ich hatte vor der Wende schon

meine persönliche Wende. Ich mußte mich sehr um mich selbst und um meine Kinder kümmern.

Daher ging ich aufgeweckt in die Wende.

Viele dachten: Es bleibt alles beim Alten. Nur die D-Mark kommt. Sonst bleibt alles, wie es ist.

Ich sah genau, was geschieht.

Ich war nicht blind.

Ich guckte Westfernsehen. Und ich sah nicht nur die Fassade, sondern auch die Probleme.

Als alleinstehende Mutter mit Kindern und als Frau in einem technischen Beruf sah ich: Es kommen Probleme.

Ich war nicht blauäugig.«

Das ›Denk Mal!‹. Das Kraftwerk ist stillgelegt. Und zum Teil abgerissen. Das schmerzt. Fast liebevoll betrachtet sie die Maschinen in der Turbinenhalle.

»Wichtige Maschinen stammen noch aus dem Jahr 1922. Sie liefen 70 Jahre lang bis 1992 – unentwegt, Tag und Nacht, sommers und winters – kaum vorstellbar. Nur bei Instandhaltung standen sie kurze Zeit still. Sie wurden gehegt und gepflegt und repariert.«

Als Baudenkmal blieben erhalten: die Schaltwarte und ein Teil der Turbinenhalle. Die Eigentümerin VEAG (Vereinigte Energiewerke) und das Bauhaus arbeiten an einer Konzeption, um das Industriedenkmal zu nutzen. Dafür werden einige Mitarbeiter übernommen. Zu ihnen gehört Martina Schön.

Aber jetzt sieht ihr Tag völlig anders aus: »Ich mache Öffentlichkeitsarbeit.«

Eingreifen. »Nach der Wende ist etwas Entscheidendes für mich anders geworden: Ich kann jetzt eingreifen und verändern.

Allerdings ist es auch heute nicht einfach, den Mund aufzumachen, denn viele Menschen haben sich rasend schnell angepaßt.

Erschreckend.

Von denen, die 1989 auf die Straße gingen, sehe ich kaum jemanden in den Betrieben, der Mut hat, etwas zu sagen.

Ich empfinde: Ich kann mich jetzt einbringen.

Allerdings: Meckern allein hilft nichts.

Ich muß schon ein bißchen mehr tun.«

Nach der Wende läßt sich Martina Schön in den Betriebsrat wählen. »Wir waren fast 3 000 Beschäftigte – heute sind wir noch 200. Den Prozeß der Stillegung habe ich als Betriebsrat begleitet. Das war hart.

Denn ich arbeitete mit den Kollegen nicht nur zusammen, sondern wohnte auch zusammen mit ihnen in der Kolonie. Es ging nicht um den anonymen Kollegen Müller oder Meier, sondern seine Kinder gingen mit meinen Kindern zur Schule. Ich traf ihn nachmittags in der Kaufhalle. Zwischen uns liefen viele persönliche Dinge.

Mein Prinzip: Ich muß dem Kollegen, den ich treffe, noch in die Augen gucken können.«

Als erstes werden diejenigen nach Hause geschickt, die schon Rentner waren. Denn im Kraftwerk arbeiteten viele Ältere freiwillig weiter, solange sie konnten und durften, bis 70. Sie wurden gut bezahlt.

Dann haben wir die nächste Generation in den Vorruhestand geschickt.

Die dritte Generation? Die jungen Leute gehen meist von selbst in alle Welt. »Einige gingen nach Hamburg, andere ins Steinkohlenwerk Rostock, zwei nach München.«

Der Betriebsrat versucht, der Welle der Entlassungen ein wenig die Härte zu nahmen. »Die Alten traten in den Vorruhestand, damit die Jüngeren bleiben konnten. Und Junge gingen, damit Kollegen, die verheiratet waren und Kinder hatten, bleiben konnten.

Aber alle Abfederungen nutzten wenig. Am Ende blieb kaum einer übrig.

Unter den Mitarbeitern ist niemand älter als 50.

Eine Menge Leute waren uns böse.

Sie dachten damals: Ich bin ein Mann, 45 Jahre alt, ich kann bis 65 arbeiten. Warum ist plötzlich Schluß? Ich will Westgeld verdienen.

Wenn ich jetzt mit Leuten rede, höre ich: Es konnte uns nichts Besseres geschehen. Wir kamen einigermaßen vernünftig in Rente.«

Zschornewitz. »Zschornewitz muß leben! Der Ort hatte 80 Jahre lang eine Bedeutung. Er muß weiter bestehen.

Wir wollen in die Räume, die uns blieben, wieder Leben bringen. Das Kraftwerk war nicht nur Arbeitsplatz, sondern auch nach der Arbeit Lebensmittelpunkt.«

Die Räume und Maschinen des Industriedenkmals sind betretbare und anfaßbare Erinnerungen. Von Zeit zu Zeit entfalten sich darin kulturelle Veranstaltungen. Einheimische kommen. Touristen reisen nach Zschornewitz – denn das Kraftwerk ist längst ein Mythos geworden.

1 »Die ausgedehnte Industrie von Berlin benötigt Energie. Dies führt dazu, daß die AEG die Energie-Ressourcen des Umlandes erschließt. Der wichtigste Bereich ist die Braunkohle nördlich um Bitterfeld. Sie wird im Tagebau gefördert. Rund 80 Prozent der Braunkohle geht mit Zügen nach Zschornewitz. Dort wird 1915 das größte und modernste Dampfkraftwerk der Erde gebaut (1992 stillgelegt). Die Braunkohle wird im Dampferzeuger verbrannt. Das Feuer heizt den Wasserkessel: Dampf entsteht – und hoher Druck. Er treibt eine Turbine an (Dampfmaschinenprinzip). An die Turbine ist ein Generator gekoppelt, der Strom erzeugt. Die Energie der Materie wird also in elektrische Energie umgewandelt. Um beim Transport nicht zuviel zu verlieren, spannen riesige Umspannwerke den Wechselstrom erst hoch, dann wieder herunter.« (Roland Günter: *Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt.* Halle/Saale 1998, S. 350.)

2 A. a. O., S. 616. Architekten: Walther Klingenberg, Werner Issels, später auch Gustav von Meysenburg.

Sabine Wieck: »In der ersten Zeit nach der Wende gaben wir uns redlich Mühe. Aber es war schwer, zu sehen, daß plötzlich alles abgeschafft wurde, was vorher war.«

Sabine Wieck kommt aus der Niederlausitz. 1952 ist sie in Schwarzheide geboren, im Osten der DDR.

1974 beendet sie ihr Chemiestudium. Und 1983 schließt sie ein Fernstudium zum Patentingenieur in Berlin an. Dann ist sie im Impfstoffwerk Dessau zehn Jahre als Chemikerin und Patentingenieurin tätig.

»Ich war ein bißchen mein eigener Herr. Ich konnte meine Arbeit selbst organisieren. Natürlich war ich auch für meine Fehler verantwortlich. Zu sämtlichen Abteilungen, in denen Erfinder tätig waren, hatte ich Kontakt.«

Kein Hurra. »Und dann kam die Wende.

Ich gehörte nicht zu denen, die laut Hurra schrien.

Eher hatte ich Angst, daß der Prozeß eskaliert: daß es zum Bürgerkrieg kommt.

Ich wußte, daß es mit der Wirtschaft miserabel aussah.

Als die Grenze aufging und die Massen nach Berlin stürmten, gehörte unsere Familie zu den Letzten, die in den Westen fuhren.

Mehr der Kinder wegen. Sie sagten: ›Alle waren schon dort, bloß wir nicht. Wir wollen auch mal!‹ – Wir nahmen die Großmutter mit.«

Bestraft? Bis zur Wende arbeitet Sabine Wieck in der Forschung. Danach kann sich das Impfstoffwerk keine Forschung mehr leisten und so wird unter dem Dach der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften ein eigenständiges Institut aufgebaut.

»Damit waren wir staatlich. Als die Forschung eigenständig wurde, suchte man einen Personalleiter. Die Stelle wurde ausgeschrieben. Ich bewarb mich und bekam sie. Ich war glücklich.

Überall baute man schon Personal ab – und ich hatte noch etwas Neues bekommen.

Ich war Chefin für das Personal.

Die Leute kamen zu mir und heulten: ›Ich krieg nie wieder was! Wofür werde ich bestraft?‹

Ich war es nicht, die festlegte, wer entlassen wurde. Ich erledigte nur die Formalitäten. Aber das hat mich sehr belastet. Zwei Jahre lang – bis Ende 1991. Alle staatlichen Institute wurden evaluiert: ob sie etwas taugten oder nicht. Dann wurden wir abgewickelt. Ich gehörte zu denen, die bis zum Schluß rotierten.«

Im nachhinein sagt Sabine Wieck: »Es war mein Fehler, noch 1989 die Stelle als Personalleiterin anzunehmen. Wäre ich auf der Straße gelandet, hätte ich noch Arbeit bekommen. Denn in den ersten Stunden wurden viele Behörden, Krankenkassen und anderes aufgebaut. Als ich dann schließlich arbeitslos wurde, war alles vergeben.«

Der neue Job. Sabine Wieck bewirbt sich um eine Stelle als Pharmareferentin. »Wider Erwarten bekam ich sie. Zur Weiterbildung mußte ich nach München. Ein knappes halbes Jahr. Dann kam Gesundheitsminister Seehofer mit seinen Plänen und Kürzungen. Die Firma, bei der ich die Probezeit habe, baut erstmals Personal ab und so war ich nach einem halben Jahr wieder draußen.«

Die schwierige Wahrheit. »Es sind schwierige Zeiten für die Wahrheit. In meiner Pharmareferenten-Zeit fragte mich mein Chef nach 14 Tagen, wie es denn so laufe. Ich sagte: ›Ich habe noch ein bißchen Schwierigkeiten, den ganzen Tag allein unterwegs zu sein.‹

Das brach mir das Genick.

Wenn ich heute gefragt werde: ›Kannst du das?‹, darf ich nicht mehr sagen: ›Das habe ich noch nie gemacht.‹

Heute kann ich erstmal alles. Und wenn ich dann ins offene Messer laufe, na ja, und?

Ich würde nie mehr Nein sagen, wenn mich jemand fragt, ob ich mir etwas zutraue. Ich traue mir alles zu. Egal was. Soll er doch selber rauskriegen, ob ich es kann oder nicht! Ich bin erst mal drin.«

Kippschalter: Arbeitslos – ABM – Schulung. Sabine Wieck steht zum zweiten Mal auf der Straße.

»Und dann bekam ich eine befristete ABM-Stelle. Ich arbeitete in einem völlig neuen Gebiet: Regionalentwicklung im ländlichen Raum. Im nahen Vockerode.«

Nach einem Jahr ABM steht Sabine Wieck zum dritten Mal auf der Straße.

Dann packt sie ihren Wunsch nach Arbeit anders an. Sie fragt sich: Auf welchem Gebiet hab ich keine Ahnung?

»Von Betriebswirtschaft hatte ich nie etwas gehört. Und so bewarb ich mich beim Arbeitsamt für einen Lehrgang – und bekam ihn im Oktober 1997. Wenn der Lehrgang beendet ist, weiß ich nicht, was kommt.«

Dann steht Sabine Wieck zum vierten Mal auf der Straße.

»Ich hatte mich im Leben eingerichtet und wußte, was ich tat. Und dann kam ein großer Strich. Aus. Da war ich erst mal wie gelähmt – auch heute noch manchmal. Wenn mich jemand fragt: ›Was willst du tun?‹, sage ich: ›Weiß nicht.‹

Was mache ich, wenn ich kein Einkommen mehr habe?

Weiß nicht.

Selbständig machen? Auf welchem Gebiet?

Vielleicht gehe ich wieder – auf eine Schulung.

Das ganze Leben lang Schulung? Ich will auch mal was Vernünftiges machen!

Ich kann mir einen Job auf 620-Mark-Basis suchen.

Den finde ich vielleicht. Aber wie ist es mit der Rentenversicherung?

Hinzu kommt: Ich muß mich ständig vor anderen rechtfertigen.

Es tut weh, wenn die Mutter sagt: ›Du kannst eben nichts

richtig, deswegen kriegst du keine Arbeit. Was kannst du denn?‹

Ich muß zugeben: Mit zehn Fingern Schreibmaschine schreiben – kann ich nicht.«

Nicht alles Zwang. Rückschau: In der DDR machte Sabine Wieck auch gesellschaftliche Arbeit. »Wir engagierten uns. Es war nicht alles Zwang. Wer nicht wollte, ließ es. Aber wir guckten ihn schief an, nach dem Motto: Wir beteiligen uns, und du bist immer Außenseiter!«

Sie hat auch heute das Bedürfnis, sich gesellschaftlich einzubringen: in ihrer Freizeit bei UNICEF. Aber ihr Engagement ersetzt keine Arbeit, die Einkommen bringt – »und Geld muß im Endeffekt herauskommen.«

Und: Frauen in der DDR definierten sich in weit größerem Maße als in der BRD über die Arbeit. Über die Arbeit, mit der sie Geld verdienen können. Ohne sie kommt sehr schnell der Punkt, wo Frauen sich nutzlos vorkommen. Dieses Loch wird – das zeigt sich auch bei Sabine Wieck – nicht durch eine sinnvolle ehrenamtliche Tätigkeit gefüllt.

Raus aus dem Haus. »Es heißt immer, daß sich zu DDR-Zeiten die Leute in die Kleingärten und in die Familie geflüchtet haben.

Da ist etwas dran. Ich bekam früh, mit 23 und 25, meine beiden Kinder. Ich bereue das nicht.

Jetzt wohne ich in einem Haus aus den 20er Jahren, im Elternhaus meines Mannes. Der Besitzer lebte im Westen, das bedeutete, daß nie etwas daran gemacht wurde.

Dann kam die Wende. Wir dachten: Jetzt geht es vorwärts!

Das Haus ging an den Alteigentümer zurück. Aber immer noch tut sich nichts. Wir gehören zu den wenigen, die noch mit Öfen heizen. Dann bot der Eigentümer das Haus zum Kauf an. Aber es war für uns finanziell eine Nummer zu groß.

Das heißt: Jetzt müssen wir ausziehen.

Mein Mann wohnt über 40 Jahre in dem Haus.

Wir haben uns nun ein kleines Einfamilienhaus gekauft. Ob wir die finanzielle Belastung auf Dauer tragen können, weiß ich nicht. Ich mit meinem unsicheren Status. Mein Mann ist noch in der Abwicklung der Filmfabrik tätig. Wenn er fertig ist mit ›Wickeln‹, dann wissen wir nicht, was wird.

Unser Ältester ist 22 und aus dem Haus. Das Mädel lebt bei uns. Sie ist 20. Wir hätten eine Drei-Raum-Wohnung für über 1000 Mark im Monat mieten müssen. Mehr bezahle ich jetzt auch nicht ab.

Das Haus, in das wir ziehen, ist ein kleines, altes Häuschen.

Alles, was da ist, muß erst mal bleiben.«

Schein und Sein. »Die Zeit nach der Wende war für mich emotional schwierig. Sie ist es immer noch. Ich kann mich nicht damit abfinden, daß nur noch das Geld zählt. Es trifft stets die kleinen Leute.

Den Großen geht es nie an den Kragen.

Und dann diese Rauheit im Umgang der Menschen miteinander!

Und daß der Mensch danach beurteilt wird, ob er einen Schlips trägt oder einen dicken Mercedes fährt!

Es kann nicht normal sein, daß die Gesellschaft auf Pump lebt und nur geleast wird. Große Fassade – und dahinter nichts.

Ich bin im Lehrgang, da kommt ein West-Dozent und ich merke schon nach zwei Worten und einer Frage: Da steckt nicht viel dahinter! Ich kann es nicht verknusen, wenn einer einen Riesenaufwand um seine Person macht – und wenn man nur ein bißchen dahinterguckt, sieht man: Alles nur Schein.«

Permissiv und funktionalisiert. »Ich kann mich auch nicht damit anfreunden, daß man zur Schule geht und nicht mehr gefragt wird, ob der Schüler mitmacht. Ich verstehe nicht, daß er während des Unterrichts auch Kreuzworträtsel lösen kann.

Ich begreife nicht, daß der Lehrer sich nicht mehr um die gesamte Entwicklung der Persönlichkeit kümmert, sondern nur als Wissensvermittler auftritt.

In DDR-Zeiten wurde in der Schule mehr die ganze Person gesehen. Auch wenn heute gesagt wird, daß sie alle in eine vorgegebene Richtung gedrängelt wurden.

Was war denn nun so schlimm an den Pionier-Nachmittagen? Da saßen die Schüler wenigstens nicht auf der Straße. Da machten sie organisiert ihre Sachen. Na klar, wer sich ständig ausschloß, wurde schief angesehen. Aber es wurde wenigstens etwas angeboten.«

Nur auf Antrag! »Nur wenn ich es beantrage, bekomme ich Kindergeld. In dem Moment, wo ich ein Kind melde, ist es doch erfaßt. Warum kriege ich das Kindergeld nicht automatisch?

Die ganze Antragsflut! Ich muß ständig auf dem Laufenden sein. Zumindest einer in der Familie muß wissen: Was kann ich wie wo wann beantragen, damit ich meine Vergünstigungen bekomme? Wer das nicht kann, ist weg vom Fenster.

Die Oma, die einen Rentenbescheid bekommt, beginnt zu zittern, bloß weil der Brief von einer Behörde kommt. Wir haben so einen Fall zu Hause. Wir sind nun bald so weit, ihr zu sagen: ›Oma, grundsätzlich läßt du die Briefe geschlossen!‹ – Weil sie stets mit ängstlicher Stimme sagt: ›Ach, da ist wieder was gekommen!‹ – Sie regt sich auf, selbst wenn drinsteht: Sie bekommen fünf Mark mehr!«

Ellbogen. »Mein Innerstes wehrt sich dagegen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie lernen, ihre Ellbogen zu gebrauchen.

Ich weiß, daß sie sie brauchen, aber ich möchte es nicht.

Man sagt: ›Die Kinder müssen sich durchsetzen lernen.‹

Warum eigentlich? Man muß auch mal zurückstecken, mal einem anderen etwas geben. Diese absolute Konkurrenz auf allen Gebieten ist nicht gut für die Menschen.

Wir wurden als Rabenmütter dargestellt, weil wir gearbeitet haben und Kinder hatten. Ich höre: Eine gute Mutter geht nicht arbeiten, die kümmert sich um ihr Kind!

Doch im Endeffekt sind die westlichen Kinder nicht schlauer oder anständiger als unsere. Unsere Kinder gehen genauso ihren Weg. Auch wenn sie ein völlig anderes Erziehungssystem durchlaufen haben.

Ich höre von vielen jungen Leuten, die nach der Wende »rübergegangen« sind, daß sie wiederkommen.

Ich kann nicht einschätzen, woran das liegt.«

Alles abgeschafft. »Ich habe keine schlechten Erfahrungen in der DDR gemacht. Im Gegenteil.

Heute frage ich mich manchmal: Staatssicherheit und Bespitzelung hin und her, aber wenn wir die lieben Ganoven, die jetzt frei herumlaufen, auch alle bespitzeln könnten, ich würde mich sicherer fühlen.

Ein Ausländer sagte mal: ›Was ist das für ein Staat, wo es möglich ist, in Ost-Berlin vor dem Kaufhaus einen Kinderwagen mitsamt Kind stehen zu lassen!‹

Das war wirklich möglich.

Ich weiß nicht genau, ob es zu DDR-Zeiten bestimmte Verbrechen nicht gab oder ob sie nicht bekannt wurden. Ich fühlte mich nie unsicher.

Natürlich wünsche ich mir die alte Zeit nicht zurück, aber ich habe auch nicht darunter gelitten.

In der ersten Zeit nach der Wende gaben wir uns redlich Mühe.

Aber es war schwer, zu sehen, daß plötzlich alles abgeschafft wurde, was vorher war.

Früher durfte man nicht alles sagen. Heute darf man alles sagen, aber es hört keiner hin.«

Zukunft? »Ich bin optimistisch. Ich sage: ›Jetzt muß wieder was kommen!‹ Wir haben früher viel zu viel geplant. Da wußte man genau, jetzt studierst du vier Jahre, dann gehst du dort

und dort hin. Jetzt kann man gar nicht mehr planen. Was weiß ich, was nächstes Jahr ist? Ich weiß nur, was jetzt ist. Und damit muß ich zu leben wissen.

Meine Kinder haben das rasch gelernt. Zu meinem Jungen sage ich manchmal: ›Du mußt doch mal an die Zukunft denken!‹ – Seine Antwort: ›Wieso? Ich lebe jetzt.‹«

Das Bild der Welt. »Im Grunde hat sich das gesamte Bild der Welt verändert.

Früher fühlten wir uns in unsern kleinen Planungen sicher.

Heute? – Der Unterschied ist kraß.

Ich gerate immer wieder in dieses soziale Loch hinein. Ich kann mich nicht gut damit abfinden, daß es Leute gibt, denen es ganz ganz dreckig geht. Das gab es in der Ost-Zeit nicht.

Man kümmerte sich mehr um Leute, die ein bißchen außerhalb der Gesellschaft waren. Es ging humaner zu.

Mir ist das besonders aufgefallen bei der Entlassung aus dem Institut.

Wir hatten ein Tierhaus, und in diesem Tierhaus gab es einen Mann, der war ganz lieb zu den Tieren. Er fütterte sie. Er war nicht in der Lage, sie alleine zu füttern. Man mußte ihm sagen: ›Nimm das Heu und bring es zu den Kaninchen!‹ – Er war glücklich. Der Mann war vielleicht 40. Die Eltern lebten noch und waren froh, daß ihr Sohn Arbeit bei uns hatte.

Nach der Wende sitzt der Mann zu Hause.

Er bekommt sicher eine Rente.

Aber er ist menschlich isoliert.

Vorher hatte er Arbeit und Anerkennung.«

Pia Albrecht: »Mir fehlt jetzt in dieser Gesellschaft das emotionale Aufeinanderzugehen, das Mitfühlen mit dem anderen. Zwar reden wir noch miteinander, wir grüßen uns, aber wir feiern nicht mehr miteinander. Wir treffen uns nicht mehr.«

»Mein Vater war 18 Jahre lang Schichtarbeiter. Auch meine Mutter arbeitete. So war ich früh mir selbst überlassen. Und ich wurde früh selbständig.«

Pia Albrecht, Jahrgang 1965, stammt aus Roßlau, der kleinen Stadt an der Elbe nördlich von Dessau. Die Eltern betreiben nebenbei eine Gaststätte.

Angebaggert. »Wir hatten in der Wirtschaft regelmäßig Leute von der Stasi sitzen. Aber die hat keiner für voll genommen. Sie waren eben da. Aus meinem Bekanntenkreis wüßte ich niemanden, der ›betüddelt‹ wurde. Diese Angst kannte ich nicht.«

Die Staatssicherheit versucht sie anzuwerben.

»Sie ›baggerte‹ mich an – das war eine Erfahrung.«

Als Beobachterin eines Unfalls gibt sie eine detaillierte Beschreibung. Diese Fähigkeit bringt den Beamten dazu, sie für Stasi-tauglich zu halten. »Er fragte mich geradewegs, ob ich in Diskotheken Sachberichte machen könnte.« Versprechend fügt er hinzu: »Das wird sich nicht schädlich für Sie auswirken.« Aber Pia Albrecht antwortet: »Die Freunde, die ich habe, will ich behalten.«

Später wird sie erneut von der Stasi ›angebaggert‹, beim Studium in Halle. Im Internat besucht sie ein Mann. »Ein ganz junger Spund. Er schlief immer bei uns in dem Schlafsaal für acht Personen. Da fiel es nicht weiter auf: in solchen Internaten waren Männlein und Weiblein durcheinandergemischt.«

Er fragt sehr direkt.

Pia Albrecht antwortet: »Nein. Du brauchst mich jetzt nicht noch mal zu fragen!«

Dann ist das abgehakt. »Ich war nicht erpreßbar. Es hat bei denen am besten funktioniert, die irgendein Ding in ihrem Leben hatten.«

Weitergebracht. Die Mutter möchte gern, daß die Tochter studiert.

»Nach zwei Jahren brach ich das Studium ab, weil ich der Belastung nicht standhielt. Ich wollte eigentlich Unterstufenlehrerin werden. Meine Mutter meinte: ›Werde doch Diplomlehrer, dann verdienst du mehr Geld! Das Jahr mehr schaffst du auch noch!‹ Aber ich konnte am Sonntag schon nicht mehr schlafen, weil ich wußte, daß ich montags ins Internat mußte.«

Dann arbeitet Pia Albrecht in einem Kindergarten. Und macht gleichzeitig ein Fernstudium in Halle.

»Man steckt im Beruf und studiert dazu – das war sehr schön. Es hat mich weitergebracht. Was ich lernte, konnte ich umsetzen.«

Glücklich. »Ich war glücklich – mit den Umständen. Ich hatte nicht das Gefühl, daß ökonomisch alles den Bach runterging. In meiner Berufsrichtung habe ich nichts Negatives gespürt. Ich wäre nie mit dem Gedanken in den Westen gefahren, nicht in die DDR zurückzukehren. Das Leben hier habe ich nicht so empfunden, daß man weglaufen müßte.«

1989 wird sie schwanger. Das hatte sie genau ausgerechnet. »Ich wollte ein Kind bekommen, bevor ich das Studium beendet hatte und mein Mann die Armeezeit. Ich heirate ziemlich jung. Damals wurde in Roßlau ein neuer Kindergarten gebaut, dort arbeitete ich, für mich stand fest, daß ich nach dem Babyjahr wieder dorthin zurückkäme.«

Abgeschnitten. »Während andere zu den Demos in Roßlau gingen, schaute ich – schwanger – aus dem Fenster. Ich traute mich nicht teilzunehmen. Die Leute, die vorbeikamen, waren böse, weil ich nicht mitging. Ich konnte das nicht einordnen. Ich empfand es nicht als meine Sache. Wenn ich nicht

schwanger gewesen wäre, hätte ich dies nicht anders gesehen.«

Sie kommt ins Krankenhaus.

Die Mauer fällt.

»Ich erhielt keine Informationen. Es war absolut grauenvoll. Ich war völlig verunsichert.

Was passierte da eigentlich?

Ich verstand gar nichts mehr.

Es ist anders, wenn man es hautnah am Fernsehapparat miterleben kann. Im Krankenhaus gab es keine Zeitungen und kein Radio.

Da bekam ich Angst.

Ich fühlte mich festgehalten. Ich lag auf meinem Zimmer und grübelte: Was werden sie tun? Vielleicht machen sie in einem Monat alles rückgängig!«

Sie kommt mit dem Baby nach Hause.

»Mein Mann wollte nach dem 9. November unbedingt sofort in den Westen.

Schweren Herzens habe ich ihn fahren lassen. Ich konnte nicht mit.«

Konsum-Rausch. »Ich kann nicht sagen, daß ich hier alles nur schlimm fand.« Doch als nach der Wende vieles zu haben ist, »da habe ich mich draufgestürzt. Das empfinde ich im nachhinein als sehr negativ an mir: daß das Konsumdenken plötzlich im Vordergrund stand.

Ich hatte Schwierigkeiten, mit der D-Mark umzugehen. Wir hatten nie ein Polster auf dem Konto. Jetzt fiel es mir ungeheuer schwer, mich zu beschränken.

Vorher hatte ich meinen Rhythmus. Ich wußte, ich konnte mir einmal im Jahr einen Pullover im Exquisit kaufen. Das war geplant.

Einen Wochenendeinkauf wie heute gab es nicht. Man ging einfach zu bestimmten Zeitpunkten ins Geschäft, weil man wußte, daß man dann etwas bekommt. Man bekam es

zu einem bestimmten Preis. So hatte man nie ein Übermaß an Ausgaben.«

Auf die neue Situation muß sie sich erst einstellen. »Eine Zeitlang lebte ich dermaßen über meine Verhältnisse, daß eine Familienkonferenz das Geld, das ich ausgeben durfte, auf ein Minimum beschränkte.

Viele Dinge lockten mich. Das Schlimmste war das Essen. Süßkram und Fertigprodukte. Ich kaufte sie sinnlos zusammen. Zum Beispiel Klöße. Obwohl ich gar keine Klöße esse. Aber ich wollte sie eben auch mal gemacht haben.

Am meisten lockte die Art, wie sie verpackt waren. Der Konsumreiz richtete sich stark aufs Auge. Er verfehlte seine Wirkung nicht.Diese Phase dauerte nach der Währungsunion ein Jahr lang.«

Überleben. Nach der Wende hat ihr Mann ein Einkommen von 600 DM und sie von 1 000 DM. »Das schraubte unseren Lebensstandard herunter. Da ging gar nichts mehr.

Da kam mir der Gedanke: Wenn mein Mann jetzt nicht zum Arbeiten in den Westen geht, kommen wir hier nie auf einen grünen Zweig!

Eines Tages unterbreitete ich ihm das: ›Du bist der Mann in der Familie. Ich kann das nicht alleine schaffen!‹

Das war für mich das erste Mal eine bewußte Auseinandersetzung mit der wirtschaftlichen Situation in diesem Land. Sie betraf mein eigenes Leben.«

Ihr Mann war Staplerfahrer in einem Möbelwerk. Er hatte in mehreren Berufsrichtungen Erfahrung. Und er wurde bei einer Zeitarbeitsfirma in den alten Bundesländern sofort genommen.

»Das haben wir zwei Jahre durchgezogen. Er war eine Woche weg und kam für ein paar Tage zurück. Bis ich eines Tages selber merkte, daß es eigentlich nicht das Anliegen einer Familie sein kann, das Geld ranzuscheffeln und alles andere zweitrangig ist. Dazu war mir meine Familie zu wichtig.«

Austausch. »Die Familie wurde auch deshalb wichtiger als vorher, weil das Verhältnis zu vielen Freunden bröckelte. Einer sah den anderen an: Wer hat sich was angeschafft? Wie entwickelt er sich?

Jedes Auto wurde begutachtet. Es gab bösartige Bemerkungen. Vorher hatten wir alle die gleichen Voraussetzungen – jetzt konnte jeder sein Glück in die Hand nehmen. Dem einen ist es gut gelungen, dem anderen weniger. So entstand Neid.

Mir fehlt jetzt in dieser Gesellschaft das emotionale Aufeinanderzugehen, das Mitfühlen mit dem anderen. Zwar reden wir noch miteinander, wir grüßen uns, aber wir feiern nicht mehr miteinander. Wir treffen uns nicht mehr. Man redet noch mal am Telefon, aber nichts Intimes im Sinne von Privatleben.«

Pia Albrecht reagiert darauf. Sie tauscht ihre Freunde aus.

»Ich setzte mich dann bewußt ab und meldete mich nicht mehr. Meinen jetzigen Freundeskreis habe ich mir neu und selber erarbeitet, und er ist mir viel wert.«

Leiterin. 1991 wird landauf landab das Personal der Institutionen in Frage gestellt und zu einem erheblichen Teil ausgewechselt. In den neuen Bundesländern gelten die Regeln der Arbeitsplatzsicherheit aus den alten Bundesländern nicht. Dahinter stehen die Fragen nach politischer Orientierung und fachlicher Kompetenz. Eine öffentliche Diskussion findet nicht statt.

»Eines Abends stand eine Bekannte aus dem Rathaus da und sagte: ›Die Leiterinnenstellen werden neu ausgeschrieben. Bewirb dich!‹

Ich fragte mich: ›Kann ich mir das zutrauen?‹

Ich habe mich durchgerungen, bewarb mich, bekam eine Leiterinnenstelle – und war überglücklich.

Wir mußten Erzieher-Lehrgänge machen und waren voller Tatendrang, Neues auszuprobieren, um endlich freier in unserer erzieherischen Gestaltung zu werden.

Diesen Abschnitt meines Lebens brauchte ich unbedingt.

Ich konnte endlich das umsetzen, was ich wollte.«

Der neue Stil. »Ich wollte den dogmatischen Erziehungsstil nicht mehr in dem Sinne von: Jedes Kind sitzt ordentlich und hält die Hände auf dem Tisch!

Bei mir durften die Kinder nun auch mal traurig sein. Sie konnten sich einen Platz aussuchen. Zum Beispiel am Fenster sitzen und Vögel beobachten. Oder sich auf eine Decke legen und erstmal ein gemeinsames Frühstück machen. Ohne Tisch. Das war mir wichtig. Es ging mir um die Kinder und nicht um einen möglichst geordneten Ablauf.

Die Kinder haben mich angebetet. Es war, als wenn ich etwas ganz Inneres aus ihnen herausgeholt hätte, was sie sich schon immer gewünscht hatten.

Sie waren sehr kreativ. Und sehr dankbar.

Sie sprudelten über vor Informationen und Tatendrang.

Sie waren nicht mehr zu bremsen.«

Entlassung. Aber dann gibt es immer weniger Kinder. Die Gruppen schrumpfen. 1994 werden zahlreiche Kindergärten geschlossen. Pia Albrecht erhält die Kündigung.

»Ich war am Boden zerstört. Ich verstand nicht, daß es keine Rolle spielte, wie man sich engagierte und wie man seine Arbeit tat. Ein erschreckender Moment: zu spüren, wie wenig ich in dieser Gesellschaft wert war. Das war mir vorher nie so bewußt gewesen.

Eine Woche lang habe ich nur geheult.

Dann sagte ich: ›Das können sie mit mir nicht machen!‹

Und dann kam meine selbständige Art zum Zuge. Ich lief zum Personalrat. Zur gleichen Zeit wurden im Rathaus Stellen neu besetzt. Also bewarb ich mich um eine der beiden freien Stellen – und das Rathaus mußte mich nehmen.

Ein denkbar ungünstiger Start. Aber ich blieb erstmal beim gleichen Arbeitgeber. Auf dieser Stelle im Sozialamt bin ich jetzt noch. Ich habe sehr viel zu tun mit Organisation –

mit Menschen. Nicht mehr mit Kindern – aber ich lerne es zu akzeptieren.«

Hängende Köpfe. »Die Menschen haben sich verändert. Ich sehe das auch bei uns im Sozialamt. Leute, die mir vor zwei Jahren noch gerade entgegenkamen, sitzen jetzt, seit sie keine Arbeit mehr haben, mit hängendem Kopf da. Unverschuldet. Ohne selbst irgendwas dazugetan zu haben. Das kann so schnell gehen.

Man muß auf der Hut sein. Das ist die anstrengende Seite dieses Lebens, daß man sehr aufpassen muß, um sich und seine Familie zu behüten und sich nicht kaputtmachen zu lassen.«

Das Echo. »Ich mußte lernen, mich um jemanden zu kümmern, mich jemandem anzubieten, auf ihn zuzugehen und zu fragen: ›Wie geht es dir heute? Du siehst nicht so gut aus!‹

Früher machte ich das nicht.

Ich tänzelte durchs Leben. Es gab keine gravierenden Probleme.

Das ist heute anders.

Ich brauche das Echo der anderen. Aber ich merkte: wenn ich es mir nicht selbst erarbeite, kommt es nicht.«

Wo hat Pia Albrecht gelernt, ihr Leben in dieser Weise zu reflektieren?

Der Montags-Kreis. Sie ist nicht christlich erzogen. Aber sie fühlt sich von der Kirche angezogen. »Nicht im Sinne, daß ich betend am Tisch saß, aber ich habe mir meine Gedanken gemacht.«

Sie will ihre Tochter taufen lassen. Bedingung für die Taufe ihres Kindes ist, daß sie als Mutter auch getauft ist. Sie führt Taufgespräche mit der Pastorin Barbara Elze in Roßlau. »Von ihr fühlte ich mich sehr verstanden. Sie hat die Gabe zuzuhören.«

Aus solchen Gesprächen entsteht eine Gruppe: der Montags-Kreis. Die Frauen treffen sich regelmäßig. Es gibt ihn

schon vor der Wende. Er bleibt bestehen und hat auch in den neuen Verhältnissen Anziehungskraft.

»Es hat mich immer dorthingezogen,« sagt Pia Albrecht, »und so ging es auch anderen.«

Die subjektiven Faktoren finden ein Forum. Eine Art Öffentlichkeit – mit wenigen Personen, still, kommunikativ.

Die Kirche hat dies keineswegs erfunden, aber innerhalb der Kirche entwickelten sich an vielen Stellen solche Gruppen.

»Es hat mir sehr geholfen.

Früher konnte ich nie über mich erzählen. Über meine Probleme.

Mein Vater ist Alkoholiker. Das kam dort alles raus. Auch das Verhältnis, das ich zu meinen Eltern hatte. Ich saß eine Stunde da und habe heulend erzählt. Am nächsten Tag ging es mir schlecht, aber dann von Mal zu Mal besser.

Wenn uns mal nicht nach Reden zumute ist, dann spielen wir – auch so, daß wir mal wirklich nur lachen. Von Monopoli bis Mensch-ärgere-dich-nicht. Aber im Vordergrund steht das Sprechen.«

Die Pastorin. Dieser Kreis ist mit nichts auf »Mission« und »Institution« hin orientiert, sondern völlig auf das Leben seiner Mitglieder. Dies zeigt eine überraschende Selbstbeobachtung von Pia Albrecht: »Vor 14 Tagen bekam ich plötzlich ein schlechtes Gewissen, daß wir Barbara Elze, der Pastorin, jeden Montag das Wohnzimmer blockieren, ihre Zeit rauben – und sie viel zu wenig zu Wort kommt.« Der einzige Grund: »Sie macht das gerne für uns, weil sie uns gern hat.«

Karriere. »Mein Bedürfnis, Karriere zu machen, trat in den Hintergrund. Ich hatte die Möglichkeit, im Kulturamt die Geschäftsleitung zu übernehmen. Ein zeitaufwendiger Job. Ich lehnte ab – zugunsten meiner Familie. Ich hätte zwar eine gewisses Ansehen und stände oft in der Presse, aber ich fand es nicht fair meiner Familie gegenüber .

Mein Ziel ist, meine Arbeit gut zu machen. Ich habe als

Leiterin des Kindergartens gelernt, daß jeder Mensch ersetzbar ist, aber er muß einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Das versuche ich auch hier zu schaffen. Ich möchte, daß irgendjemand irgendwann einmal sagt, er bedauere, daß ich dort nicht mehr arbeite.«

Sie zählt positive Eigenschaften auf.

»Zuverlässig sein.

Zu seinem Wort stehen.

Das ist so selten bei uns. Gerade wenn man in so ein Rathaus guckt.«

Dann wird sie bitter:

»Man kann nicht durchschauen, welche Intrigen dort laufen.Da läuft Mobbing pur ab.

Ich selbst erlebte einige Rückschläge, die die Persönlichkeit trafen.«

Mein Spiegel. »Dann ging ich in mich und kontrollierte: Wie wirkst du auf deine Umwelt? Wer bist du?

Diesen Spiegel halte ich mir oft vor. Das hat etwas mit Reife zu tun.

Ich habe immer versucht, bei allen Menschen nach dem Hintergrund ihrer Handlungsweise zu fragen. Das führt dazu, daß ich mir viel mehr Mühe mit anderen Menschen gebe und das Ganze sehen möchte.

Meine Eltern habe ich erst vor ein paar Jahren richtig losgelassen: als ich Verständnis dafür entwickelte, warum sie so handelten. Und als ich bei mir Parallelen entdeckte – zu dem Leben, das sie damals hatten: Gestreßt im Beruf, nach Hause kommen, ungeduldig sein und aus der Haut fahren, obwohl es gar nicht nötig gewesen wäre.«

Lebens-Glück. »Mein Leben ist nicht so geradlinig verlaufen wie bei manchen Behüteten, die von den Eltern auch noch im Erwachsenenleben aufgefangen wurden.

Ich finde auch die Menschen sympathisch, die ein unscheinbares Leben verbringen, die nicht viel vom Leben

erwarten. Vielleicht sind sie zufriedener, weil sie ihr Lebensglück in kleinen Dingen sehen.«

Was sieht sie als Kern ihres eigenen Lebens an?

»Für mich ist wichtig, daß man mich gern hat.«

Sie sieht dies sowohl in Zusammenhang mit Leistung wie zugleich unabhängig von ihr. Leistung läßt sie nicht außer Betracht, aber sie macht die Einschätzung nicht abhängig davon.

Die neue innere Mauer. Pia Albrecht erlebt, wie Menschen dicht machen – aus Angst, ausgenutzt zu werden. »Aber es ist eine Hürde, daß man sich nicht mehr so in sein Privatleben gucken läßt. Eine Mauer – ich erlebe sie häufig.

Gleich nach der Wende kam die Phase: Wir wurden übers Ohr gehauen. Aus den alten Bundesländern erschienen Leute, die uns das Fell über die Ohren zogen.

Diese Erfahrung war einschneidend.

Daher kommt jetzt rasch der Gedanke: Ich könnte ausgenutzt werden.

Diese Skepsis dehnt sich aus – auf jedweden Menschen.«

Sie schildert ihre Veränderung. »Auch ich wurde distanzierter. Früher habe ich immer viel geredet. Dann wurde ich zurückhaltend. Jetzt erzähle ich nur noch ausgewählten Leuten etwas über mich persönlich.«

Rückfrage an Pia Albrecht: »Mußten Sie nicht vor der Wende viel eher das Gefühl haben: Ich darf nicht so viel erzählen, es könnte ja jemand mithören?«

Sie antwortet: »Nein, dieses Gefühl hatte ich nie. Nein, im Gegenteil: man war sehr viel offener. Zum Beispiel rissen viele Leute Witzchen – ohne Honnis Namen zu nennen – überflüssig, den Namen zu sagen – wußte doch jeder.«

Selbständig. Ende 1993 macht ihr Mann Schluß mit der Zeitarbeit für eine Firma in Regensburg. Er lernt noch einmal und wird Tischler. »Das war sein Wunschberuf.«

Nach der Gesellenprüfung ist er arbeitslos.

»Eines Abends saß ich mit Leuten zusammen, die einem Verein zur Erhaltung des Schwimmbades gegründet hatten. Beim zweiten Bier kam ich mit einem Mann ins Gespräch, der Außendienstmitarbeiter eines großen Küchenherstellers war. Das verriet er mir an diesem Abend nicht. Ich erwähnte, daß mein Mann arbeitslos sei. Wir verabschiedeten uns.

Drei, vier Wochen später bekam ich einen Anruf von der Frau dieses Mannes. Sie lud uns zu einem Gespräch ein. Der Punkt: ›Kann Ihr Mann sich vorstellen, als Subunternehmer in die Firma einzusteigen?‹ Da waren wir nun zum erstenmal mit dem Thema Selbständigkeit konfrontiert.

Mein Mann ging zum Arbeitsamt und erzählte von der Idee. Es vermittelte ihm ein Existenzgründer-Seminar. Dort wurde er auf Unternehmer geschult.

Wir haben an dem Unternehmerkonzept so gearbeitet, daß es unser gemeinsames geistiges Kind wurde.

Das Paar, das uns geholt hatte, trennte sich. Seither leitet mein Mann den Betrieb, ich mache die Buchführung – und wir leben glücklich und zufrieden. Wir haben ein Haus in der Geschäftsstraße erworben: dort werden wir einen Laden einrichten. Das wird meine Sache sein.

Ich entdecke meinen Mann neu: Charaktereigenschaften, die ich mag. Ich gönne sie ihm. Vorher waren sie nicht da. Er kann sein Lebensziel verwirklichen.

Das ist eine schöne Entwicklung.«

Heidi Karstedt: »Die Besucher der Umweltbibliothek suchten und suchen bei uns nicht nur Literatur, sondern wollen vor allem darüber sprechen, was sie selbst unternehmen können.«

Heidi Karstedt kommt aus Freiberg, der kleinen Stadt zwischen Chemnitz und Dresden. Einer Stadt mit viel Kultur und Lebensart sowie einer traditionsreichen Universität.

An der Bergakademie erhält sie eine Ausbildung zur Bibliotheksassistentin.

»Dann wurde ich zum Studium delegiert – nach Dresden und Leipzig.

In dieser Zeit bekam ich meine beiden Kinder.«

Als ihr Mann eine Arbeit in Wolfen erhält, zieht die junge Familie in die stark umweltbelastete Gegend um Bitterfeld.

»Bitterfeld, gleich neben Wolfen, war ein Schock für mich: Der Wechsel von einer Kultur- und Studentenstadt, wie es Freiberg war, in eine Chemie- und Arbeiterstadt.«

Wurzeln schlagen. Aber »wir schlugen auch in Bitterfeld Wurzeln , obwohl ich es nicht wollte: Denn die Mentalität der Menschen war mir fremd. Die Leute waren eng mit ihrem Betrieb verwurzelt und hatten viel Interesse am Geldverdienen. Ein bißchen Einkaufen. Das Gärtchen. Die Datsche, die fast jeder hatte. Das Auto. Das war es nicht, was ich wollte.«

Ausbruchs-Versuche: »Anfangs pendelte ich oft nach Sachsen.«

Erst nach einiger Zeit sieht sie: »Auch die Menschen in Bitterfeld haben einen Reiz, mit ihren Verhaltensweisen – sie sind sehr direkt.«

Das Paar schafft sich einen Freundeskreis.

»Ich arbeitete in der Wissenschaftlichen Bibliothek der Filmfabrik ORWO. Dadurch erhielt ich Kontakte zu unterschiedlichen Gruppen. In erster Linie zu den Leuten der Forschung. Meine Arbeit war vielseitig.«

›Sozialistische Hilfe‹. Ich mußte auch die sogenannte sozialistische Hilfe leisten – eine Art Pflichtpraktikum für Hochschulabsolventen. Das konnte man vor sich herschieben.

Erst war ich sehr, sehr skeptisch. Es lief über mehrere Wochen und Monate – und ich hatte kleine Kinder. Als sie älter waren, kam erneut der Aufruf: ›Wir brauchen dringend Hilfe in der Produktion. Leute, ihr müßt euch möglichst freiwillig verpflichten!‹

1985 meldet sich Heidi Karstedt für ein Praktikum in der ›Magneton‹. Dort werden Tonbänder gewickelt. »In der Abteilung waren Sträflinge eingesetzt. Die Arbeit war rein manuell. Acht Stunden ohne größere Unterbrechung. Die Meisterin machte keinen Unterschied zwischen Strafgefangenen und anderen Leuten. Das war eine Erfahrung, die mir sehr gut tat, denn dadurch kamen sich alle rasch näher.«

Die Wende. »Die Wende sah ich sehr, sehr kritisch – im Gegensatz zu den meisten Menschen, die bei uns arbeiteten.

Als sich die demokratischen Kräfte in Leipzig zusammenschlossen und für die Grundrechte einsetzten, fand ich das gut. Aber als es dann in Richtung ›Deutschland einig Vaterland‹ lief, wurde ich skeptisch. Ich fuhr nicht mehr nach Leipzig, bekam Angst und dachte: Was kommt da auf uns zu?

Die Mauer fiel. Ein Kollege, heute Amtsleiter für Umweltschutz beim Landkreis, kam zu uns in die Bibliothek und sagte: ›Jetzt geht es los, die Lawine rollt.‹

Ich fragte mich: Warum kannst du die Veränderungen nach der Wende nicht genauso positiv wie die anderen sehen?«

Animosität unter den Kollegen entsteht – »sie ging soweit, daß mir im Arbeitskollektiv der Vogel gezeigt wurde. ›Was du wieder hast! Jetzt wird es nun endlich!‹«

Kurzarbeit. 15 Jahre arbeitet Heidi Karstedt in der Filmfabrik. 1991 kommt das Aus.

»Kurzarbeit. Wir wußten gar nicht, was das ist. Wir hörten: ›Das ist nur vorübergehend. Im Westen läuft das auch so,

wenn es Probleme in der Firma gibt. Dann bleiben die Leute halt mal zu Hause.‹

Zuerst wurden die sogenannten unproduktiven Bereiche nach Hause geschickt. Unsere Bibliothek war dabei.

Ein-, zweimal in der Woche gingen wir Bibliothekare noch zur Arbeit.

Dann lief ich zum Arbeitsamt: ›Ich möchte mich gern in Ihrer Kartei verewigen lassen!‹«

Der Umwelt-Verein. Zu Hause hält sie es nicht lange aus. Schon nach ein, zwei Wochen fehlen ihr die Kontakte zu den Arbeitskollegen.

Dann macht sie eine Qualifizierung: Einen ›Anpassungs-Kurs‹ in Arbeits- und Sozialrecht.

»Dort traf ich einen Mann, der von einer Umweltbibliothek sprach. In der Zeitung hatte ich darüber gelesen, aber ich wußte nicht so recht: Was ist das? Eine Bibliothek muß doch aus einer älteren Bibliothek hervorgegangen sein.«

Heidi Karstedt erfährt, daß sich in Bitterfeld 1989/1990 ein Verein gegründet hat: Einige Naturwissenschaftler und Ärzte richteten in der Altstadt ein Bürgerbüro ein. Sie sammelten Literatur über Probleme, die die Menschen in Bitterfeld belasteten.

In diesem Büro erhält sie zunächst eine ABM-Stelle.

Ein neues Domizil wird eingerichtet. »Sehr schöne Räume. Fast wie eine größere Wohnung. Mit intimer Atmosphäre. In der Nähe des Marktes.«

Heidi Karstedt hat Kollegen, die ebenfalls als ABM-Kräfte beschäftigt sind, eine Bibliotheksassistentin und eine Bibliothekarin. Und ein Chemiker. »Alles, was ich vorfand, war für mich neu und überraschend.«

Umwelt-Reisen. »In der ersten Zeit reiste ich viel. Ich schaute mich vor allem im Umwelt-Bundesamt in Berlin um.«

Sie wundert sich, wie leicht manche Recherche läuft. »Ich rannte dort fast offene Türen ein.«

In Leipzig gibt es bereits ein Modell, das in eine ähnliche Richtung läuft, wie die Bitterfelder sie im Auge haben. Dort können sie lernen.

»Wir knüpften enge Kontakte zum ›Ökolöwen‹ in Leipzig, einer Bürgerinitiative, die schon eine Umweltbibliothek aufgebaut hatte.«

Heidi Karstedt macht über die Presse Öffentlichkeitsarbeit.

»Und es gab viel Mund-zu-Mund-Propaganda.«

Die Leute in Bitterfeld sind interessiert. Am Anfang wollen sie vor allem fundamentale Dinge wissen: zur Luftvergiftung, zu Altlasten, zu Deponien. »Wo sind die Schwerpunkte der Belastung? Was stand da wieder in der *BILD-Zeitung* oder im *Spiegel*?«

Die Umweltbibliothek versucht, soviel wie möglich Daten zur Lage der Umwelt im Bereich Bitterfeld zu sammeln. Dies hat auch außerhalb des Ortes eine Brisanz: Das weltberühmte Chemiedreieck steht im Mittelpunkt großer Aufmerksamkeit – sowohl seine Umweltgeschichte wie auch seine Zerstörung und sein Wandel.

Die Bibliothek wird ein Ort für Gespräche. »Die Besucher der Umweltbibliothek suchten und suchen bei uns nicht nur Literatur, sondern wollen vor allem darüber sprechen, was sie selbst unternehmen können.«

Im Kultur-Palast. Nach einiger Zeit muß die Bibliothek umziehen: aus dem Stadtzentrum in den etwas entlegenen Kulturpalast am Rand der Stadt.

Die Folge des weiter entfernt liegenden Standortes: »Das Interesse ließ spürbar nach. Da richteten wir Umweltsprechstunden ein, die wir in der Presse immer wieder bekannt gaben.«

In den Betrieben gab es weitere Massenentlassungen.

Und zahlreiche jugendliche Arbeitslose.

»Wir merkten, daß bei ihnen, und überhaupt bei Jugendlichen noch gar nichts an Umweltbildung gelaufen war.«

Aufbruch. Viele Menschen lernen in der kleinen Bibliothek.

Immerzu kommt Neues. Aufnehmen! Sich darauf einstellen!

Heidi Karstedt: »Ich hatte das Glück, daß ich gleich wieder arbeiten konnte.

Mir wird fast jeden Tag klarer, daß die Leute, die bis zuletzt in den alten Unternehmen beschäftigt waren, viel Zeit verschlafen haben. Ihnen fehlen die Spannung und der Druck, eigene Ideen zu verwirklichen und eigene Wege zu gehen. Zwar gab es psychologischen Druck, aber noch nicht den wichtigen Druck, um die Ecke oder quer zu denken.

Und zu sagen: ›Wir versuchen den Weg einzuschlagen, der im Moment möglich ist – wenn auch nur für sechs oder zwölf Monate. Und dann schauen wir mal, was kommt.‹

Ich denke, sofort die Arbeit in der Umweltbibliothek anzunehmen, war eine Frage des Mutes.

Und des Durchhaltens.

Des Versuchs, Ideen zu entwickeln und Kontakte zu knüpfen.

Ein ganz wichtiger Schritt: ›Etwas für mich selber zu tun.‹«

Heidi Karstedt scheint die Menschen in Bitterfeld zu lieben, gerade weil ihr Verhältnis zu ihnen nicht selbstverständlich war, sondern das Ergebnis eines nicht einfachen Prozesses, als sie vor 20 Jahren in diese problembelastete Gegend zog. Damals hatte sie sich bewußt entschieden, hier zu leben. Mit allen Konsequenzen. Deshalb kommt es nicht von ungefähr, daß sie sich in dem Moment, wo es möglich wird, die Verbesserung der Umwelt im weitesten Sinne zur Aufgabe macht. Sie kämpft.

Oben schwimmen. »Bis heute versuchen Gegner, gegen die Umweltbibliothek zu intrigieren oder an ihr zu drehen. Der Tenor lautet: ›Eigentlich habt ihr euch überlebt. Eure Aufgabe ist erfüllt. In der Wendezeit seid ihr wichtig gewesen, aber jetzt ist die Arbeit abgeschlossen.‹«

Wofür in dieser Welt gibt es viel Geld?

Und wofür gibt es kaum Geld?

»In bescheidenem Maße hilft die Stadt. Aber sie hat keinen noch so geringen Etat, geschweige denn eine Planstelle für uns.

Die Umweltbibliothek ist wie ein Fettauge, das immer wieder oben schwimmt.«

Heidi Karstedt – sanft und energisch zugleich – läßt nicht locker.

Projekte. »Wir realisieren sehr viel über Projektarbeit. Diese Projekte befassen sich mit Umweltbildung und Umweltpädagogik.

Als wir merkten, daß das Interesse an der Umweltbibliothek als Begegnungsstätte zurückging, da die Leute zur Zeit elementare existentielle Ängste haben, sagten wir: ›Wenn sie nicht zu uns kommen, gehen wir zu ihnen.‹

Es folgen Projekte mit Kindern und Jugendlichen.

Mit Kleingartenvereinen in Richtung Ökogarten.

Mit Mietervereinen.«

Auffangen und Selbstanalyse. Die Bibliothek möchte einigen Frauen Arbeit bieten – über den zweiten geförderten Arbeitsmarkt. Das verstärkt soziale Bindungen.

»Denn gegenwärtig das Härteste ist der psychologische Aspekt der Arbeitslosigkeit: ›Ich werde nicht mehr gebraucht. Mich will keiner mehr. Ich bin mit vierzig Jahren schon abgeschrieben.‹« Die Projekte in der Umweltbibliothek sind Auffangmöglichkeiten. Mit den ABM-Stellen laufen sie im Schnitt zwei Jahre. Und sie sind eine Möglichkeit, sich neu zu orientieren.

Sie bilden auch ein Feld zur Erweiterung der Wahrnehmung: »Über den Tellerrand gucken, weitere Aufgaben sehen und für sich auszumachen ›Was kann ich noch anderes tun als das, was ich viele Jahre gemacht habe? Wo sind meine Fähigkeiten? Wie kann ich sie jetzt in ein soziales Projekt nutzbringend einbauen?‹

Das ist auch ein bißchen Selbstanalyse.

Die Frauen besinnen sich auf ihre spezifischen Fähigkeiten.«

Der Überlebenskampf der Bibliothek mobilisiert Kräfte. »Ich mache Mut. ›Guckt uns an! Seit sechs Jahren versuchen wir Jahr für Jahr, immer wieder neue Lösungen des Überlebens für unsere kleine Bibliothek zu schaffen. Das könnt ihr in euren unterschiedlichen Situationen auch für euch tun. Die Kontakte, die wir jetzt haben, mußten wir über Jahre aufbauen.

Ihr seht, es geht!‹«

Ausblick. »Viele Dinge, zu denen ich vor der Wende stand – ich bin eher links orientiert – habe ich nicht abgelegt. Von meiner geistigen Haltung her habe ich mich nach der Wende nicht verbogen.

Aber in meiner früheren Arbeit hätte ich nicht die Möglichkeit einer so eigenen Entwicklung gehabt.«

Jugend

Mike Sparfeld: »Ich habe keinen Grund, groß auf das System zu schimpfen. Ich bin vorher gut zurecht gekommen und komme heute auch gut zurecht.«

»Ich bin einer der ›goldenen 68er.« 1968 schlägt Mike Sparfeld zum ersten Mal die Augen auf.

Die Großeltern leben auf dem Land. Die Eltern ziehen vom Dorf in die kleine Stadt Roßlau. Mit vier Jahren kommt der Junge nach Dessau. Dort lebt ein großer Teil der Verwandtschaft.

Der Vater ist Fleischer, die Mutter Laborassistentin.

Beide arbeiten vor und nach der Wende im gleichen Betrieb.

Die Genossenschaft wird in eine GmbH umgewandelt. Die einstigen Genossen sind heute Anteilseigner. »Bis jetzt scheint es zu laufen.«

Zukunfts-Technologie. Der Junge will in der Erweiterten Oberschule kein Abitur machen, denn er hat das Ziel, die Schule gleichzeitig mit einem Beruf abzuschließen. Das dauert ein Jahr länger. Und diesen Schultyp findet er nicht in Dessau.

»Bis ich entschieden hatte, was ich machen wollte, blieb nur die Chemie übrig. In diesem Fach wurde in Wittenberg ausgebildet. So landete ich dort. 1988 hatte ich ausgelernt und das Abitur und einen Abschluß als Chemiefacharbeiter in der Tasche. Sofort fand ich Arbeit im Stickstoffwerk Piesteritz.«

Mike Sparfeld möchte Biotechnologie studieren. »Sie war vor der Wende als Schlüsseltechnologie der Zukunft prognostiziert worden. Hoch angesehen. Eine der neuesten Richtungen, in denen die DDR versuchte, auf dem Weltmarkt

mitzuhalten. Diese Studienrichtung wurde gerade erst ins Leben gerufen. Es gab bei uns keinen *numerus clausus*, aber die Möglichkeiten, dieses Fach zu studieren, waren begrenzt.«

Doch vor dem Studium muß er zur Armee.

»Nach dem ersten Jahr konnten dort auch die ›Dreijährigen‹, die sich auf drei Jahre verpflichtet hatten, einen Antrag auf eineinhalb Jahre einreichen. Ich führte an, daß ich aufgrund der gewählten Studienrichtung so schnell wie möglich die Ausbildung beenden wolle, um der Volkswirtschaft mit Wissen zur Verfügung zu stehen.«

Ich blieb bei der Armee bis zum Jahresende, bis ich meinen Studienplatz sicher in der Tasche hatte.

Dann kam die Wende.«

Alarm. »Als es losging mit dem Umbruch, war ich noch bei der Armee.

Am Wochenende des 3./4. Oktober hatte ich langen Ausgang und wollte mit Kumpels einen Geburtstag feiern.

In der Nacht wurden wir vorbereitet, daß wir eventuell ausrücken müssen.

Da kamen komische Gefühle hoch.

Wir waren nahe Riesa bei Dresden stationiert und konnten dort weder West-Radio hören noch West-Fernsehen empfangen. Neben uns stand eine Garde-Panzer-Division der Sowjetunion, die störte. So waren wir völlig uninformiert.

Nachts um halb zwölf Uhr gab es wirklich Alarm.

Keiner wußte, was los war.

Wir mußten uns die ganze Nacht über wach halten.

Durch gute Beziehungen und sportliche Leistungen war ich im Stab gelandet und hatte dort eine Stelle als Zeichner. Dadurch kannte ich die Offiziere und merkte, daß auch sie nicht wußten, was los war.

Sie warteten auf Befehle, doch sie kamen nicht.

Aber es herrschte Alarmzustand.

Nach zwei Tagen: Entwarnung.

Aber immer noch durfte keiner raus.

Erst eine Woche später hörten wir: Dies war die Nacht, in der die ersten Züge von Prag in Richtung Westen über Dresden geleitet wurden.

Es handelte sich um die Flüchtlinge, die sich im Sommer in Prag in der BRD-Botschaft festgesetzt hatten. Wir sollten im Ernstfall die Bahnstrecke und Bahnhöfe, durch die die Züge fuhren, absichern.«

Gummiknüppel. »Nach einer Woche hatten wir wieder Ausgang. An diesem Wochenende liefen die Demos in Leipzig.

Der große Druck war nun weg.

Ich hatte keine Angst, daß ich schießen müßte, denn wir wurden nicht bewaffnet. Trotzdem war es ein blödes Gefühl. Denn dicke Gummiknüppel lagen bereit.

Drei, vier Wochen vorher hatte es Lehrgänge gegeben, in denen uns gezeigt wurde, wie wir Menschenketten bilden sollten. Nur als Verteidigung, nicht um auf die Leute loszugehen.«

Kein Frust. »Es gab das Gefühl, daß man etwas verändern mußte.

Mit der Wirtschaft konnte es so nicht weitergehen, das war allen klar. Aber andererseits hatte ich ein Sicherheitsgefühl nach dem Motto: Mir kann nichts passieren!

Ich habe keinen Grund, groß auf das System zu schimpfen. Ich bin vorher gut zurechtgekommen und komme heute auch gut zurecht, ohne daß ich meine Lebensweise groß umstellen mußte.

Nur die Sicherheit ist nicht mehr so da wie vorher.

Vorher konnte man machen, was man wollte, man änderte sowieso nichts. Es war halt so.

Aber ich hatte keinen Frust darauf, daß das System so war, wie es war.

Ich akzeptierte, daß ich nicht in den Westen reisen konnte.

Wir sind damit aufgewachsen.

1989 war ich 21 Jahre alt. 1990 flog ich das erste Mal weiter weg – nach Ungarn.

Es war eben so. Ich hatte mich damit abgefunden.

Es gab Privilegierte: Sie konnten nach Rußland fahren, nach Bulgarien und Rumänien. Ich kam im Inland viel herum, war jedes Jahr mit meinem Bruder in Mecklenburg – das war schön.

Ich machte Kanusport und bin gelaufen.

Na gut, aus diesem Land kam ich nicht raus, aber mich deswegen im Frust zurückzulehnen und zu sagen: Es war alles schlecht! – das tue ich nicht.

Und wer das in meinem Alter sagt, der hat etwas verkehrt gemacht: Denn gerade die jungen Leute lernten wirklich nur die guten Seiten kennen.«

Die guten Seiten. »Es gab kein Lehrstellenproblem. Jeder hatte seinen Beruf. Egal wie die Leistungen waren, am Ende gab es ihn doch, es sei denn, man war wirklich blind, richtig blind.

Klar, im Hinblick auf Wehrdienst hab ich mich gefragt, was das soll.

Idiotisch: Diesen Wehrunterricht auszuhalten. Das wußten wir alle.

Wir sagten: ›Es ist eben so. Wir können es nicht ändern!‹

Wir sahen, daß dort oben Holzköpfe saßen.

Doch über solche Dinge haben wir eigentlich nicht diskutiert.

Aus politischen Sachen habe ich mich rausgehalten.«

Raushalten. »Ich stellte keinen Antrag, in die Partei aufgenommen zu werden. Ich hielt mich da raus – mit guten Begründungen – mit Erfolg.

Ich wollte nicht in die Partei. Auch meine Eltern waren nicht in der Partei.

Nur in die Partei zu gehen, um anerkannt zu sein, das sah ich nicht ein.

Der Klassenlehrer unserer Abiturklasse war Parteisekretär, und wir mußten zu den Gesprächen kommen. Von den 23 Schülern waren 18 Kandidaten oder bereits Mitglieder – das Soll war erfüllt.

Ich brachte meine Begründung vor: ›Ich kann meinen Beitrag auch ohne Parteibuch leisten.‹ Nach zwei, drei Gesprächen wurde ich in Ruhe gelassen.

Ich fand es eine Frechheit, daß man die jungen Leute mit 17, 18 drängte – mit allen möglichen Mitteln: Ja, und da gibt es Erleichterungen, und da gibt es Verbesserungen [...]!

Sie wurden mit Privilegien gelockt. Die wenigsten standen zu dem, was in der Partei verkündet wurde.«

Sozialismus. »Vom Prinzip her ist der Sozialismus eine feine Sache.

Wenn er bis zum Ende richtig durchdacht gewesen wäre!

Ich habe nur Gutes erlebt.

Leider wurde ich schon mit 21 vom Sozialismus entlassen.

Was konnte der gute Marx dafür, daß seine Ideen so mißverstanden wurden? Seine Ideen sind nicht schlecht. Sie müssen nur richtig umgesetzt werden.

In dem heutigen System der BRD gibt es genauso viele Dinge, von denen man sagen müßte: Das ist doch hirnrissig, was hier passiert!

Aber ich kann es nicht ändern. Und wir haben es uns ja so ausgesucht – und so gewollt – und jetzt müssen wir damit leben.

Doch ich habe auch heute keine großen Nachteile.

Ich muß mich halt einstellen auf die neue Situation – fertig.«

Der Blick für die Umwelt. »Ich konnte nicht zu den Demos gehen, weil ich bei der Armee war. Die Frage, ob ich es getan hätte, kann ich nicht beantworten. Ich weiß es nicht.

In der Armeezeit waren wir mit uns selbst beschäftigt.«

1990 beginnt Mike Sparfeld mit dem Studium – in

Köthen an der Technischen Hochschule. Er studiert Biotechnologie, so wie er es schon lange plante. 1995 schließt er an der Universität Magdeburg ab: als Diplomingenieur.

»Ich wohnte die ganze Zeit über in Dessau. Da hatte ich meinen Freundeskreis und meinen Sport.«

Im Dezember 1995 erhält er Arbeit in der Firma Gesellschaft für Umweltschutz Technik GmbH Dessau (GUT). Er kennt den Betrieb aus der Zeit seines Praktikums.

»Aus den *Gelben Seiten* des Telefonbuches hatte ich zwölf Adressen von Umweltfirmen herausgesucht – die GUT nahm mich.

Ich hielt Kontakt – durch Aushilfsjobs. Im Mai 1995 klingelte das Telefon und der GUT-Chef fragte, ob ich Interesse hätte anzufangen. Ich mußte keine Bewerbung schreiben, im Gegensatz zu vielen Freunden, die jetzt noch keine Stelle haben.

Meine Lehre war der Grund dafür, daß ich mich für Umweltprobleme interessiere. Ich sah damals die Stickstoffwerke von innen. Da sagte ich: ›In dieser Branche bleibe ich nicht!‹

Mir war das zu verdreckt. Ich konnte nicht damit klarkommen, daß da ›Zeugs‹ in die Luft geblasen wurde, obwohl es Möglichkeiten gab, das anders zu handhaben. Denn es war nicht nur eine Frage des mangelnden Geldes, sondern vor allem der Einstellung.

In meiner Lehrzeit hatte ich einen Lehrer für Verfahrenstechnik. Er war progressiv eingestellt, obwohl er in der Partei war, aber es gab dort auch vernünftige Leute. Und er erklärte: ›Die Anlage produziert bei normalem funktionstüchtigen Lauf so wenig Gase, daß sich der Einbau von Katalysatoren nicht lohnt. Das Problem ist, daß die Arbeiter machen, was sie wollen. Irgendwo ist immer mal ein Leck. Es ist nicht einfach, Temperaturen auf einen Grad genau zu halten, und so kommen leichte Abweichungen von der Norm vor. Dadurch

werden in der Praxis immer mehr Nitrosegase frei als theoretisch frei werden dürfen.‹

Unser Lehrer hat das so rübergebracht – das vergesse ich nie: Wenn man einen Katalysator einbaute, wäre das gleichbedeutend mit dem Eingeständnis, daß die eigenen Leute nicht richtig arbeiten.

Und deshalb gingen die Gase in die Luft.

Daraufhin entschied ich mich für die Biotechnologie.

Ich finde es gut, daß ich in dem Umweltbetrieb, in dem ich jetzt arbeite, alles machen muß: von der Angebotsnachfrage bis zum Rechnungschreiben. Ich lerne alles. Erfahrungen sammeln kann ich nirgends besser als in einer kleinen Firma – der ideale Einstieg.«

Gewinner und Verlierer. »Ich bin wahrscheinlich einer der wenigen, dem es vor und nach der Wende gefällt.

Die Menschen zwischen 45 und 50 Jahren sind die Verlierer. In unserer Sportgruppe haben wir alle Altersklassen: die Gewinner und die Verlierer.

Wer zu den Gewinnern gehört, darf sich nichts darauf einbilden. Man muß normal bleiben.

Ich kenne vom Studium Leute, die noch nie einen Job hatten. Noch nie eine Arbeit. Wie fühlen sie sich in dieser Lage?

In der Hochschule in Köthen hatte ich einen Freund auf meinem Zimmer, der leistungsmäßig sogar besser war als ich – er hat bis heute noch keinen Job. Er hatte nicht das Glück wie ich, das man heutzutage braucht. Die Leistung allein bringt es nicht mehr.

Beziehungen waren vorher wichtig. Heute sind sie noch wichtiger. Früher ging es nur um materielle Dinge. Heute hängt das Leben dran.

Ich selbst komme mit jedem klar. Am Ende liegt es an jedem einzelnen.«

Wirtschaft

Ingrid Elze: »Zu schnell. Alles zu schnell. Es konnte sich nichts entwickeln. Und da wir die ersten waren, gingen wir als erste den Berg runter.«
Siegbert Elze: »Es ging daneben. Keiner konnte voraussehen, was kommt.«

Beide haben eine typische ›DDR-Karriere‹: über einen handwerklichen Beruf kommen sie zum Studium.

Ingrid Elze, Jahrgang 1942, wird Technische Zeichnerin, studiert dann in Magdeburg Schwermaschinenbau, arbeitet 25 Jahre als Konstrukteurin in der Dieselmotorenforschung.

Siegbert Elze, Jahrgang 1939, wird Schlosser, macht die Armeejahre und beginnt ebenfalls ein technisches Studium in Magdeburg.

Dann fängt er im WTZ (Wissenschaftlich Technisches Zentrum) an und geht nach einiger Zeit zum SKL (Schwermaschinenbau Karl Liebknecht), wird schließlich Leiter der Außenstelle in Roßlau.

Beide sind nicht in der Partei.

In Magdeburg lernen sie sich kennen. Sie heiraten, bekommen in der Innenstadt Dessau eine Neubauwohnung.

»Wir hatten eine schöne Wohnung in der Stadt,« sagt Ingrid Elze. »Zwei Zimmer, Küche, Bad, Etagenheizung. Eine Wohnung, wie viele sie hatten. Dann starb mein Vater und kurz darauf meine Mutter. Und wir übernahmen das Haus hier.«

Ein Häuschen im Süden von Dessau. In Törten. »Ich wollte es eigentlich nicht, weil es ziemlich kompliziert war, ein Haus umzubauen. Aber letztendlich haben wir ja gesagt. Und angefangen.«

Hauswirtschaft. Ingrid Elze beschreibt ein hauswirtschaftliches Verhalten in ihrem DDR-Alltag, das im Westen bis in die 60er Jahre ähnlich war.

»Ich wußte, ich hatte jeden Monat die gleiche Summe zur Verfügung und die mußte ich einteilen. Wenn es etwas Besonderes gab, dann kauften wir es. Zum Beispiel Filet. Das kam nicht regelmäßig zum Feiertag auf den Tisch, sondern nur wenn wir es bekamen – vielleicht zweimal im Jahr. Dafür kostete es nicht 30 Mark das Kilo, sondern nur 10 Mark.

Wir sparten auf unsern Wartburg. Andere fuhren Trabant und ins Ausland, wir blieben im Inland und sparten auf unsern Wartburg.«

Im Westen führt erst die Expansion des Kreditwesens dazu, daß Menschen größere Investitionen nicht mehr auf Ansparzeit hin rechneten, sondern sofort machten – mit der Folge anhaltender und ständiger Verschuldung.

Das Ehepaar Elze gerät nach der Wende von dem einen System in das andere.

Eigeninitiative. »Es war nicht alles Zwang,« meint Ingrid Elze. »Wir haben sehr viel freiwillig getan.«

Sie nennt Beispiele. »Wir waren im Motor-Sportclub. Mein Mann hatte den Vorsitz. Es gab mehrere Sektionen: Ralley, Familiensport, Freizeit, Caravan-Touristik. Die Leute kümmerten sich auch um die Jugendlichen. Wir richteten eine Fahrschule ein, wo sie Moped-Prüfungen ablegen konnten.

Die ganze Familie war dabei.

Unser Gedanke: Wir müssen die Jugend begeistern.

Im Hintergrund stand immer der politische Gedanke. Es ging nicht nur darum, die Jugendlichen von der Straße zu holen. Wenn wir zwei Garagen bauten, so haben wir das gemacht, weil wir dadurch für die Jugendlichen die Gelegenheit schufen, ihre Motorräder zu reparieren. In diesen Garagen hatten sie eine Werkbank und einen Schraubstock. Und zwei Leute, die sich auskannten.

Keiner hatte uns gesagt, daß wir das machen sollen. Das war unsere eigene Initiative.«

Wie lautet das Klischee? Der Westen ist das Feld der Privatinitiative. Der Osten lebte unter Zwang und ohne Raum für Eigeninitiative.

Im Verein. »Wir haben das Reisen nicht vermißt,« sagt Siegbert Elze. »Wir waren sowieso anders.«

Ingrid Elze: »Viele Wochenenden verbrachten wir in der Gemeinschaft im Verein. In den Sommermonaten war jedes Wochenende irgendwo ein Treffen. Da wurde etwas geboten: Ralley, Kinderveranstaltungen, ein großes Tanzfest mit Programm.

Wir organisierten alles selbst.

Das waren Höhepunkte.

Wir lebten ausgefüllt.«

Beobachter. »Die ersten großen Demonstrationen,« berichtet Siegbert Elze, »haben wir zunächst eher von außen beobachtet. Dann ging es auch in Dessau los – die Dessauer sind etwas träger.

Natürlich weckte Gorbatschow Hoffnungen. Ich glaubte damals nicht, daß es politische Veränderungen geben würde, wohl aber wirtschaftliche. Denn ich war im Betrieb tätig und beobachtete: Es dauert nicht mehr lange – wirtschaftlich geht die DDR kaputt.«

»Freunde erzählten von den Demonstrationen,« schildert Ingrid Elze. »Im Betrieb sprachen die Kollegen darüber. Später stellte sich heraus, wer in der Szene war, um sie zu kontrollieren.

In Dessau gingen wir mit den Demos mit.«

Fall der Mauer. Ingrid Elze erlebt den 9. November 1989 vor dem Fernsehen. Siegbert Elze ist bei einem Sportseminar im Harz. »Auf der Rückfahrt hatte ich drei Leute im Auto. Und dann hörten wir Schabowskis berühmten Ausspruch: ›Ab morgen sind die Grenzen geöffnet.‹

›Der muß sich doch versprochen haben!‹

In der nächsten Ortschaft standen die Leute auf der Straße.

Eine Autokolonne kam uns entgegen. Einer der Fahrer hielt an.

›Was ist los? Wo wollt ihr hin?‹

›Stimmt das? Ist die Grenze offen? Wollt ihr jetzt alle weg?‹

Die Menschen waren total aufgeregt.

Keiner wußte etwas Genaues.

Unser Sohn war der erste von uns, der nach Berlin fuhr.

Am Wochenende fuhren auch wir.

Es war der blanke Wahnsinn.«

»Die Autobahn war zu,« erinnert sich Ingrid Elze. »Wir konnten auch nicht mehr umdrehen.

Damals waren wir noch willkommen – nicht so wie heute, wo viele sagen: Baut die Mauer wieder auf!

Ein Drittel von denen, die es so hart getroffen hat, möchte auch hier inzwischen die Mauer wieder haben.«

Ärmelhochkrempelnd in die Arbeitslosigkeit. »Gleich nach der Wende wurde die Außenstelle, deren Leiter mein Mann war, geschlossen. Kurz danach folgte auch unsere Abteilung. 1990 wurde ich in Kurzarbeit gesetzt. 1991 war ich arbeitslos.

Und so waren wir beide arbeitslos – mit einem Schlag.

Da hieß es: ›Was machen wir?‹«

Siegbert Elze: »Die ersten standen auf der Straße, bevor sie begriffen hatten, daß es einen Kündigungsschutz gibt. Und Arbeits- und Sozialgerichte.

Das wußten wir damals nicht. So billig wie sie uns losgeworden sind, wäre ich ein Jahr später nicht mehr aus dem Betrieb gegangen. Schließlich war ich 28 Jahre in der Firma. Zwar ist eine außerordentliche Kündigung aus betrieblichen Gründen möglich – aber dann mit besonderen Zugeständnissen verbunden.

Wir sind, stolz wie wir waren, arbeitslos geworden.

Helmut Kohl hatte gesagt: ›Ärmel hochkrempeln! Jetzt geht's los!‹

Und wir waren so dumm und haben es gemacht.«

Das Omen. »Dann hatte mein Mann die Idee: ›Wir machen uns selbständig!‹

Sofort erkundigte er sich, welche Unterstützung und günstigen Kredite wir bekommen könnten. Alles was wir hatten, rechneten wir mit ein.

Und dann los!«

Sie wollen ein Geschäft eröffnen – in dem Bereich, den sie aus ihrer Freizeittätigkeit während der DDR-Zeit gut kennen: Sportartikel, Ehrenpreise, Pokale. Schnell bietet sich die Möglichkeit, in Roßlau in guter Lauflage ein Ladenlokal zu mieten. »Ich war der erste in der Stadtsparkasse Dessau,« sagt Siegbert Elze, »der den Kreditbearbeitern sagte: ›Es gibt einen Eigenkapitalhilfskredit.‹

Das wußten sie nicht. Heute wünschte ich mir, ich hätte es auch nicht gewußt. Wäre der Eröffnungstag für mich ein Omen gewesen, hätte ich geahnt, was auf uns zukommt.

An diesem Tag kam nicht ein einziger Kunde.

Den ganzen Tag nicht.

Unser Vorhaben ging daneben.

Keiner konnte voraussehen, was sich entwickelt.

Hätte mir 1991 ein Mensch sagen können, daß in Roßlau und in Bitterfeld die ganze Industrie kaputtgeht?«

Die Folge: die Leute kauften etwas ganz anderes als Pokale und Sportsachen.

»Wir kannten niemanden aus der Branche,« fügt Ingrid Elze hinzu. »Wir waren auf uns allein angewiesen.«

Siegbert Elze schwankt zwischen Wut und Selbstzweifel: »Es gab Berater – alles Leute aus den alten Bundesländern. Sie berieten uns schlecht.

Mit dem Wissen, das ich jetzt habe, hätte ich eine bessere Beratung durchgeführt als der sogenannte Unternehmens-

berater. Die Beratung war mies, aber für mich damals nicht leicht durchschaubar.

Heute denke ich: Er hätte mir nur drei oder vier Zahlen nennen müssen. Nur sagen: Das hast du vor, aber das funktioniert so nicht!«

Ingrid Elze: »Wir waren euphorisch und besessen. Der Unternehmensberater hat nie widersprochen.«

»Vielleicht,« sagt Siegbert Elze, »hat er etwas vorausgesetzt, was wir überhaupt nicht hatten. Ich wußte nicht, was ich heute von der Marktwirtschaft weiß.« Bitter fügt er hinzu: »Vielleicht hat der Unternehmensberater sich gesagt: Der Elze muß doch selber merken, daß er spinnt.«

Ingrid Elze beschreibt den Schiffbruch: »Als sich die Arbeitssituation total veränderte und die großen Betriebe dicht machten, war plötzlich der ganze Kundenstrom weg, der früher an dem Laden vorbeilief. Wo vorher viele Leute vorbeikamen, war es leer. Die Lage unseres Ladens, früher top, hatte sich schlagartig verändert. Wir fragten uns: ›Haben die in Roßlau eine Mauer gebaut? Kein Mensch mehr auf der Straße.‹

Es ging zu schnell. Alles viel zu schnell. Nichts konnte sich entwickeln. Und da wir die ersten waren, gingen wir als erste den Berg runter.«

Ingrid Elze beschrieb die Ursache des Mißerfolgs, Siegbert Elze die Folgen: »Es wurde immer gesagt: die ersten fünf Jahre sind schwer. Daher beruhigten wir uns und sagten: ›Die ersten Jahre sind nicht ausschlaggebend.‹

Der Umsatz stieg auch immer ein bißchen, nicht toll, aber es wurde besser. Dann war das zweite Jahr rum. Nach dem dritten Jahr ging es an die Substanz. Im vierten Jahr mußten wir zurückzahlen: die Kapitalkredite. Aber der Anstieg des Umsatzes war nicht so, daß diese Kosten gedeckt werden konnten. Und damit ging das Geschäft trotz höheren Umsatzes immer mehr zurück.

Da wir Kredite hatten, mußten wir der Sparkasse unsere Gewinn-Verlust-Rechnung vorlegen. Nach dem fünften Jahr sagte der Angestellte: ›Hören Sie auf, solange Sie noch können!‹

Nur meine Graviermaschine ließ sich einigermaßen günstig verkaufen: sie wurde zu 20 Prozent des Preises zurückgenommen.«

Die sogenannten Hilfen. »Ein Kredit von der Ost-West-Bank,« führt Siegbert Elze aus, »sollte uns helfen, unsere Selbständigkeit zu fundieren: mit Eigenkapital. Aber wenn das Gewerbe kaputtgeht, schlagen die Banken gefährlich zurück. Obwohl wir heute in der Niedrigzinsphase sind, verlangt die Deutsche Ausgleichsbank 14 Prozent Zinsen – und dies, obwohl man bei jeder Bank und bei jeder Sparkasse einen Kredit für sechseinhalb Prozent bekommt.«

»Da kann ich,« sagt Ingrid Elze, »doch gleich zu irgendeiner Bank oder Sparkasse gehen und einen Kredit beantragen. Da brauche ich doch nicht die sogenannte Ausgleichsbank.

Die Hilfe, die angeboten wird, ist eben doch nicht günstig.«

Siegbert Elze: »Das Eigenkapital-Darlehen ist auf dem Papier zwei Jahre zinsfrei. Aber die Bank holt sich später alles zurück.

Wenn es schief geht, wird man bitter bestraft.

Die Hälfte von dem, was wir jetzt zusammen an Einkünften haben, geht an die Bank.«

Von Maßnahme zu Maßnahme. »Wir merkten bald,« berichtet Ingrid Elze weiter, »daß wir nicht beide vom Geschäft leben konnten. Daher strampelte ich, daß ich eine Weiterbildung bekam – und erhielt einen Anpassungslehrgang von anderthalb Jahren.

Als er zu Ende war, ging ich zum Arbeitsamt – und hatte Glück. Ich bekam einen Job, der nur ein Vierteljahr laufen sollte. Aus dem Vierteljahr wurden sieben Monate. Dieser Job

war relativ gut bezahlt: Ich bekam nicht weniger als das Arbeitslosengeld.

Danach hatte ich wieder Glück. Ich erhielt eine ABM im Förderverein des zukünftigen ›Museum der Junkers-Werke‹. Auf dieses Jahr folgte ein zweites.«

Ihre Erfahrungen führen inzwischen dazu, daß Ingrid Elze nicht in Arbeitszeit, sondern in Arbeitslosenzeit rechnet: »Durch solche Maßnahmen konnte ich insgesamt fast vier Jahre die Arbeitslosenzeit unterbrechen.«

Ihr Arbeitslosengeld ist das einzige Einkommen, das die beiden haben.

Siegbert Elze: »Für mich gibt es nach fünf Jahren Selbständigkeit kein Arbeitslosengeld und keine Arbeitslosenhilfe. Ich darf mich zwar am Arbeitsamt als Arbeitssuchender eintragen, aber das ist es auch.

Wer initiativ war, wurde bestraft.

Die Bestrafung hört nicht auf. Sie läuft immer weiter.«

Isolation. »Denn ein weiterer Aspekt kommt hinzu. Da gehen andere zusammen essen, zum Beispiel zum Griechen, und schwatzen miteinander. Wir können das nicht. Wenn man finanziell keine Luft hat, verändern sich die Möglichkeiten im sozialen Umfeld. Man verliert Kontakte – wird immer isolierter und isoliert sich auch selbst.«

Tiefpunkt. Siegbert Elze hat Tränen in den Augen.

»Nachdem ich das Geschäft aufgegeben hatte, war ich fertig.

Darüber zu sprechen, fällt mir heute noch schwer.«

»Viele machen sich das immer noch nicht klar,« sagt Ingrid Elze, »und tun das, was wir gemacht haben – auf dieselbe Weise. Mit den gleichen Fehlern.

Besser hätten wir das Haus meiner Eltern, in dem wir jetzt wohnen, ausgebaut und das Geschäft hier betrieben. Hier kommen jetzt täglich mehr Leute als früher vorbei. In Roßlau war es genau umgekehrt.«

Siegbert Elze richtet sich auf: »Aber den Tiefpunkt habe ich überwunden. Schlimmer kann es nicht werden.«

Aufgelöst. Nicht nur gesellschaftliche und persönliche Verhältnisse stranden, sondern auch der einst florierende Freizeitverein.

»Im Frühjahr 1990« erzählt Siegbert Elze, »fuhren die Vereinsmitglieder mit dem Bus zu unserem Partnerclub in Ludwigshafen. Dann kam die Währungsunion – und plötzlich waren die Leute nicht mehr im Verein.

Man kann das kaum beschreiben. Die letzte Mitgliederversammlung hatten wir im Herbst 1991. Viele sagten: ›Es ist vorbei!‹

Im vorigen Jahr waren wir nur noch 16 Personen.

Da haben wir den Verein aufgelöst.«

War da nichts? »Das Umdenken ist schwer,« seufzt Siegbert Elze.

»Du lebst 40 Jahre in einem System: mit einem Geflecht von Gesetzen und Verordnungen und Lebensweisen.

Und dies alles soll sich von heute auf morgen ändern – total?«

Er kritisiert in zwei Richtungen.

Kritik am Westen: »Heute höre ich immer: ›Die Arbeitsproduktivität war schlecht.‹ Das kann doch nicht wahr sein: Wir hatten auch gute Betriebe. Die Plattmachermentalität nach der Wende hätten wir uns in unseren schwärzesten Träumen nicht vorstellen können.«

Kritik an den eigenen Leuten: »Viele von denen, die bei den Demos auf der Straße waren, sagten: ›Ich will hier raus. Ich will reisen!‹

Jetzt haben sie, was sie wollten, die Reisefreiheit. Aber nun können sie nicht mehr. Und jetzt sagen sie: ›So sollte es nicht werden!‹

Ingrid Elze charakterisiert, daß viele Menschen darauf in ihrer Weise reagieren: »Sie haben jetzt völlig dichtgemacht.

Sie denken: Was läuft, geht mich gar nichts an. Das Leben gehört mir: es ist mein Leben.«

Und dann befragt sie sich selbst:

»Ich bin jetzt 54 Jahre alt. Da kann ich doch nicht sagen: ›Vorher war nichts.‹

Ich habe gearbeitet.

Ich habe etwas geleistet.

Wir sparten jede müde Mark, um etwas aufzubauen.

Wir waren 15 Jahre in unserem Verein.

Da kann ich doch nicht sagen: ›Das war nichts.‹«

Hartmut Oede: »Wir haben im Sozialismus gelebt und gut gelebt. Bis zu einem bestimmten Punkt.«
Erika Oede: »Wir gehen nicht mehr so unbefangen miteinander um. Und das kann ich nicht ergründen. Ich weiß nicht, warum das so ist.«

Erika Oede, Jahrgang 1941, studierte in Chemnitz Ökonomie und Fremdenverkehr. Dann arbeitete sie 25 Jahre lang in Dessau.

»Ich hatte einen Traumjob als Frau: in einem Reisebüro.

Und gleich neben dem Rathauscenter besaß ich eine wunderschöne Wohnung. Anderthalb Raum mit zwei Balkons und Blick auf den Springbrunnen.

Als mein Chef starb, übernahm ich das Büro.

Wir hatten 33 Mitarbeiter.

Ich war parteilos. Es war Pflicht, in der Partei zu sein, wenn man Leiter werden wollte. So blieb ich Abteilungsleiter und bekam von der SED-Kreisleitung jemanden vorgesetzt, der nicht aus dem Fach war.

Damit begannen die Probleme. Als unser Sohn in die Schule kam, sagte mein Mann: ›Ich würde sagen, du bleibst mal zu Hause.‹

Man hatte keine Angst, daß man keinen Job mehr kriegt, wenn man ein halbes Jahr aussetzte.

Nach einiger Zeit bewarb ich mich beim damals in der DDR neu gegründeten Bauhaus. Es interessierte mich schon immer. Ich fing dort vor der Wende an: im Jahr 1988.«

Großmutters Haus. Hartmut Oede, Jahrgang 1942, ist Ingenieur für Maschinenbau.

»Mein Großvater Storbeck war sozial sehr engagiert. In der SPD. Im Parlament. Als stellvertretender Bürgermeister. Er starb im Ersten Weltkrieg.

Die Großmutter stand als Kriegerwitwe mit ihren drei Kindern allein da. Ihre Mutter wohnte in Dessau und sagte: ›Komm zurück!‹ Aber meine Großmutter wollte frei sein.

Sie baute 1926 dieses Haus, in dem wir jetzt leben – alleine.«

Es ist ein kleiner eineinhalbgeschossiger Bau in der Vorstadt, die aus dem Dorf Ziebigk hervorging, in der Kirchstraße – gegenüber der avantgardistischen Siedlung Knarrberg aus den 20er Jahren.

»Die Großmutter kaufte sich sogar ein kleines Auto und baute sich dafür eine Garage.«

Im Norden von Dessau, unweit der Elbe, ist damals alles weitgehend ländlich.

Die Bauhaus-Leute. 1926 baut auch Gropius – nicht weit vom Bahnhof in Dessau entfernt – das Bauhaus.

»Es kamen,« sagt Hartmut Oede, »Studenten nach Dessau, die Wohnungen suchten. So vermietete meine Großmutter oben zwei Zimmer an Bauhäusler.«

Das sind junge Leute, vor denen damals gutsituierte Eltern ihre Töchter warnen. Die Großmutter ist modern – die jungen Leute schrecken sie nicht.

In diesem Haus hat eine Zeitlang auch die Privatsekretärin von Walter Gropius ihr Zimmer: »Fräulein Lindemann, eine Halbjüdin aus Berlin.

Gropius kam oft zu uns – in dieses Haus.

Fräulein Lindemann, so erzählte die Großmutter, war sehr nett. Sie kochte gern. Wenn sie ein Kaninchen schlachtete, kam Gropius zum Essen.«

Es gibt weitere Bezüge zum Bauhaus. »Meine Mutter hatte zwei Brüder, die dort studierten. Das Bauhaus war in Dessau im Gespräch.

Meine Großmutter erzählte mir alles. Ich besitze auch Fotos vom Bauhausdirektor Walter Gropius.«

Haus oder Platte? »Als wir heirateten,« sagt Erika Oede, »war das Haus in einen sehr schlechten Zustand geraten. Es gab ja nichts an Materialien. Man konnte nur etwas machen mit Feierabendsbrigaden oder mit Kontingenten.

Im nächsten Haus lebte ein Ehepaar – so alt wie wir. Als die Oma starb, hatten die Kinder nichts Eiligeres zu tun, als das Haus zu veräußern, weil es ihnen zu mühselig war, es zu erhalten. Sie wollten eine ferngeheizte Wohnung in der Platte haben, so nannten wir die Hochhäuser. Das war das Ziel und Streben aller Leute, die in solchen alten Gebäuden saßen wie wir.

Sie gingen alle arbeiten. Die Kinder waren im Kindergarten.

Eine ferngeheizte Wohnung – das war das Ziel.

Die Nachbarn verkauften das Haus sicher für wenig Geld. Kurz vor der Wende erwarb es ein junger Mann, der in der Baubranche tätig war. Er hat es aufgepeppt und in den Garten sogar einen Swimmingpool gesetzt.

Dann kam die Wende.

Heute sagen die Leute von damals über uns: ›Ja guck, das sind nun die Hausbesitzer!‹

Wir haben nur das, was wir hatten, gepflegt.

Die Schränke gestrichen und die alten Gartenbänke. Wir waren damals schon Individualisten. Wir wollten nicht so sein wie alle. Vieles haben wir mitgemacht, weil der Beruf es erforderte, aber privat wollten wir individueller sein.«

Ausbildung. Erika Oede: »Jeder hatte eine Ausbildung. In der DDR gingen viele Mädchen in handwerkliche Berufe. Meine Cousine lernte Elektriker.

Jeder bekam seinen Ausbildungsplatz. Und wenn in einem Jahrgang das Verhältnis Jungen und Mädchen nicht stimmte, dann lernten Mädchen zum Beispiel auch Schlosser.

Man hatte jedoch stets die Möglichkeit, über die Abendschule oder Qualifizierungen noch etwas anderes zu lernen. Viele ließen sich für Berufe ausbilden, die sie dann nicht ausübten.

Der Staat förderte die Ehe. Wer mit 20 Jahren heiratete, bekam einen Kredit. So heirateten halbe Kinder.«

Hartmut Oede: »Jungen und Mädchen waren in der Schule immer gemischt. Es wurden keine Unterschiede gemacht. Mädchen waren oft sogar besser in Mathematik. Viele von ihnen wurden Ingenieur.«

Klassenlose Freundschaften. Erika Oede: »Zu unserm Freundeskreis gehörten – und gehören auch weiterhin – ein Kunsthistoriker, eine Empfangsdame, ein Tapezierer, ein Schlosser, ein Kunstmaler.

Das waren unsere schönsten Zeiten: als angenehme Menschen mit solchen unterschiedlichen Berufen sich trafen. Diese gewürfelten Schichten! Wir waren immer 12, 14, 16 Personen. Die schönsten Runden. In DDR-Zeiten feierten wir unten im Keller. Oder im Garten. Jeder brachte etwas mit.«

Hartmut Oede: »Wir hatten für jeden ein Wort. Wir waren immer tolerant. Und wir waren nicht klatschig und nicht tratschig und vor allem nicht neidisch. Und wir sind so geblieben.«

Zwei Seiten. »Wir haben,« sagt Hartmut Oede, »im Sozialismus gelebt und haben gut gelebt.

Bis zu einem bestimmten Punkt.

In dem Wort Sozialismus steckt das Wort sozial und das heißt menschlich.

Aber unser Staat war ein Dogma. Und das hieß Stagnation. Festhalten an einer alten Sache. Er hat sich nachher nicht mehr aufgeschlossen verhalten, so daß die ganze Sache implodierte. Das war der Punkt.«

»Er blieb,« ergänzt Erika Oede, »um 1968/1969 stehen.

Bei uns stagnierte es.

Wir mußten beruflich sehr viel einstecken. Wir arbeiteten gerne. Aber plötzlich ging es nur noch um Prozentzahlen. Da sagten wir: ›Irgendetwas stimmt hier nicht!‹ In der Zeitung stand 120 Prozent.

Hinzu kam: Es gab nie Vergleichszahlen.«

Die Kritik hat Grenzen. Hartmut Oede: »Man wollte ja

auch nicht auffallen in dieser Gesellschaftsordnung. Man wollte nicht als Querulant abgestempelt werden.«

Wende-Flug. »Nachdem die Grenzen auf waren,« erinnert sich Erika Oede, »sind alle erstmal ausgeschwirrt.

Durch meinen Beruf hatte ich keinen Drang nach außen. Ich war 25 Jahre im Reisebüro tätig. Was in den östlichen Ländern möglich war, hatte ich alles gesehen. Moskau, Kaukasus, Budapest und Bukarest. Ich fühlte nicht diese Sehnsucht rauszufahren.

Wir waren bis heute nicht in Paris.

Mein Sohn war schon da – mit der Klasse.«

Verschlossen. »Die Schichten,« bedauert Erika Oede, »die sich jetzt auch bei uns bilden, mit ihren eigentümlichen Verhaltensweisen, – mit denen kann ich nicht umgehen. Für mich hat sich am Bauhaus nach der Wende nichts zum Positiven verändert.

Ich habe nicht erwartet, daß seither jeder so isoliert seine Arbeit macht.

Vor der Wende war das anders. Die Akademiker verhielten sich offener. Die kumpelhaften Akademiker, die ich erlebte, sind alle weg. Das waren Menschen, die auf uns zugingen und sagten: ›Ja, wir machen das jetzt so. Ich habe da schon was entworfen!‹«

Erika Oede beklagt auch, daß sie weniger selbständig arbeiten darf. Das war sie doch gewöhnt, es hatte gute Ergebnisse: »Wir haben alles selbst gemacht. Zum Beispiel Programmhefte für die Bühne.« Sie begreift nicht, warum dies heute kaum geschätzt wird.

»Damals bekamen wir mehr Einblick. Heute erfahre ich nichts mehr, oft nur aus der Zeitung.«

Erika Oede organisiert im Bauhaus die Unterkunft der Gäste im Ateliergebäude und in einem anderen Haus. Sie arbeitet mit ganz unterschiedlichen Reisegruppen und Einzelnen. Das macht sie mit viel freundlich-trockenem Witz.

Sie würde viel mehr aus dieser Tätigkeit machen, wenn die Leitung sie zur Gestaltung einbezöge.

»Wir,« fügt Hartmut Oede hinzu, »kümmern uns gar nicht um Schichten. Für uns besteht weiterhin die klassenlose Gesellschaft.«

»Heute sind wir wieder mit unsern Freunden zusammen,« erklärt Erika Oede, »aber es hat eine andere Qualität. Wir kennen uns zwar seit 20 Jahren, jede Regung, aber wir gehen nicht mehr so unbefangen miteinander um. Und das kann ich nicht ergründen. Ich weiß nicht, warum das so ist.«

Geld – Geld – Geld. »In der DDR-Zeit,« sagt Erika Oede, »gab es ein völlig anderes Einkaufen.

›Am Freitag gehst du zum Fleischer!‹

›Was soll ich denn holen?‹

›Ist doch egal. Du wirst schon sehen, was es gibt.‹

Es wurde nicht gesagt: Ich habe Appetit auf Gulasch oder Schnitzel, sondern: ›Bring, was du bekommst!‹

Heute ist das anders. Die Diskussion um das Geld ist so nervig! Da sitzt der Vater am Küchentisch: mit dem Wirtschaftsgeld.

›Weißt du, ich habe schon 240 Mark ausgegeben.‹

Es wird nicht mehr erzählt, was man kauft, sondern man erzählt, wieviel Geld man ausgegeben hat.

In der DDR-Zeit war nicht viel Geld da, aber man hat sich eingerichtet. Heute heißt es immer: Geld. Geld. Geld.«

Wende-Kind. »Ich habe die Wende,« sagt Sohn Konstantin Oede, »nicht so bewußt mitbekommen. Ich war damals zehn Jahre alt. Aber ich kann mir – nach Erzählungen – gut vorstellen, wie es damals war und wie es heute ist.

Ich erinnere mich: Wie glücklich ich war, daß ich nach der Wende anderes Spielzeug bekam. Vorher freute ich mich immer wahnsinnig, wenn ein Paket aus dem Westen kam.

Ich bin froh, daß ich nach 1989 gleich aufs Gymnasium kam. Dadurch bin ich jetzt schon in der 11. Klasse und mache

bald das Abitur. Nach dem Abitur gehe ich nicht zur Armee, sondern zum Sozialdienst. Dann werde ich studieren. An der Fachhochschule. Ich gehe in einen technischen Bereich oder ins Design und in die Werbung. Ich könnte mir gut vorstellen, daß ich Leute dazu bringen kann, etwas zu kaufen.«

Was hat sich im Verhalten in der Schule verändert?

»Die Kleinen kommen rein und schmeißen ihre Rucksäcke hin. Sie haben keine Disziplin. Und in meiner Altersstufe sind alle faul.«

Enttäuscht. Hartmut Oede klagt: Er hatte eine gute Qualifikation, einen guten Arbeitsplatz, lange Berufserfahrung. Das Werk wurde Knall auf Fall dichtgemacht. Die Leute standen auf der Straße.

Nun ist er schon über einen längeren Zeitraum arbeitslos.

Kaum jemand konnte sich mehr bemühen als der Maschinenbauingenieur, kaum jemand flexibler sein, kaum jemand bereitwilliger und freudiger Neues lernen.

»In dieser Zeit habe ich zwei Jahre, vier Semester, regelrecht nochmal studiert.

Bewerbungen. Arbeitsamt. Bewerbungen. Arbeitsamt. Bewerbungen.

›Alter?‹

›55 Jahre.‹

Achselzucken.

Ich bemühte mich, wenigstens eine ABM-Stelle zu erhalten. Und bekam sie: bei einer Beschäftigungsgesellschaft für kommunale Gemeinnützigkeit. Dort arbeitete ich zwei Jahre, sogar als Projektleiter.«

Er zeigt am Bildschirm seines großen PC seine Arbeit.

»Wir in Dessau sind sehr geschichtsträchtig, und Sachsen-Anhalt ist genauso gut wie jedes andere Bundesland. Meine Idee: Der Bekanntheitsgrad unserer Region soll steigen.

Ich erarbeitete ein Projekt: eine Öffentlichkeitsarbeit, die ich auch in die Schule hineinzutragen versuchte. Jede Schule

hat Patenschaften – ständig gibt es Austausch. Und wenn man der Schule diesen Stoff gibt, könnte er vermittelt werden.

Auch kirchliche Einrichtungen besitzen Patenkirchen.«

Er fertigt mit seinem PC umfangreiches Material an, das über die Region um Dessau mit seiner Elb-Landschaft und dem Gartenreich informiert.

Mehrmals stellt er es vor: in Zerbst und anderswo.

Er denkt, etwas Ähnliches haben auch andere Orte nötig, dies könnte in Zukunft zu Aufträgen und damit zu Arbeit führen. »Mit solchen Projekten könnte ich auch Städten nützlich sein für Stadtreisen. Man muß den Leuten etwas zeigen und sie mit guter Dienstleistung begleiten.«

All diese Ziele zerplatzen.

Ende der Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Seine Texte auf Diskette kann Hartmut Oede mit nach Hause nehmen.

Eine schöne Idee – aber wer nutzt sie?

Er wird immer nervöser. Herzinfarkt. Was bleibt? Der mühsam und aufs Feinste ausgebaute Keller mit dem Kamin. Wie geht es weiter?

Günter Piechatzek: »Die Leute, die uns früher mit ihrer absichtsvollen und opportunistischen Ignoranz gegen die Umwelt zur Weißglut gebracht hatten, sitzen heute in der Verwaltung. Und wir haben weiter unsere Probleme mit ihnen.«

Der Vater war Konstrukteur in den Junkers-Werken in Dessau. Die Mutter arbeitete als Kontoristin in einer Möbelfabrik, später als Buchhalterin am Theater.

Günter Piechatzek ist das einzige Kind. Jahrgang 1941.

Der Vater kommt im Weltkrieg um: Im Oktober 1943 in Italien.

Auch das Kind ist ein Opfer des bestialischen Krieges.

Vaterlos wird es ein Jahr zu den Großeltern in Plauen geschickt.

Diese liefern es in einem Kinderheim ab, wenig später wird es in ein zweites gebracht.

Fünfmal muß der kleine Junge die Grundschule wechseln.

»Ich hatte das Gefühl, daß ich dauernd hin- und hergeschoben wurde.«

Nach der Schule macht er 1955 bis 1958 eine Ausbildung als Rohrleger – in der Filmfabrik in Wolfen.

»Das war für meine Mutter wichtig – mich hat sie nicht gefragt.«

Nach der Lehre übernimmt ihn der Betrieb.

»Ein Freund gab mir den Rat: ›Du hast viel mehr Möglichkeiten. Studiere!‹«

Der »Eintrittspreis« zum Studium ist die Nationale Volksarmee (NVA). Günter Piechatzek muß sich für drei Jahre verpflichten.

Die Daten werfen einen Blick auf die Planung der Berliner Mauer. »Am Ende lief meine Armeezeit unterm Strich nur zwei Jahre, weil zu diesem Zeitpunkt schon bekannt war, daß die Mauer gebaut wurde. Daher wurden wir eher als üblich entlassen: am 15. Juli. Um diese Zeit durften wir noch durch

West-Berlin fahren. Offizielle Begründung für die vorzeitige Entlassung: Studienbeginn am 1. September 1961. Über Nacht wurde am 13. August die Mauer hochgezogen.«

Das Bild im Ofen. Mit der abgeschlossenen Lehre, einem anschließenden Jahr Arbeit und dem NVA-Dienst hat er die Zugangsvoraussetzung für die Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF).

»Sie war als Kaderschmiede gedacht. In drei Jahren konnte man dort das Abitur erreichen. Nach zwei Jahren schickte mich die Leitung zum Arbeiten.

Das war das Ende vom Lied. Denn unsere Clique hatte das Bild von Walter Ulbricht in den Ofen geschoben. Auf den Fuß folgte die Exmatrikulation. Aber die Mittlere Reife wurde mir doch zugeteilt, und damit hatte ich das Eintrittsbillett für die Ingenieurschule.

An dieses Studium schloß ich ein Hochschul-Fernstudium für Verfahrenstechnik an.«

Sein und Bewußtsein. Günter Piechatzek kehrt nach Wolfen in die Filmfabrik zurück, nun als Ingenieur.

Er variiert den Marx-Satz: »Das Bewußtsein hängt davon ab, wo man tätig ist. Es war als Ingenieur anders als bei den Jungen, die an der Drehbank standen.«

Zwei Leben. »Wir hatten zwei Leben, sie liefen nebeneinander her. Tagsüber: die offizielle Lesart. Am Feierabend zu Hause: die ARD.

Tagsüber lief das Ritual, das jahrzehntelang eintrainiert war. Abends gab es den Blick nach außen. Er weckte Begehrlichkeiten. Eine schizophrene Situation. Brav waren die Leute nur im offiziellen Ritual. Nach Feierabend sprachen sie im Gespräch am Garagentor offen. In allen Bereichen war sichtbar, daß es kontinuierlich nach unten ging.

Von einem gewissen Zeitpunkt an tolerierten die SED-Funktionäre, daß in den Werkstätten der Norddeutsche Rundfunk über das Radio lief. Ich hatte ein Transistorradio und war

mit der Außenwelt über den Deutschlandfunk ständig in Kontakt. Und das war ich nicht allein, sondern das waren viele.«

›Der Schatz im Silbersee‹. Die Filmfabrik besteht damals aus drei Produktionsbereichen: Filme, Magnetbänder und Kunstfasern.

Für die Umweltbelastung gibt es in Wolfen ein berühmt gewordenes Symbol: den Silbersee.

Er liegt unmittelbar westlich vor der Stadt. Einst war das große Loch die frühe Braunkohlengrube Johannes. Dort hinein leitet die Filmfabrik ihre Abwässer – ohne irgendeine filternde Klärung.

Der Volksmund gibt dem Gewässer einen Namen: Silbersee. Die Leute denken, darin schwimme das Silber, das die Filmproduktion verwendet. Es wird auf eine Zelluloidfolie aufgetragen, das Licht schwärzt es, ein Negativbild entsteht.

Tatsächlich aber »werden die Silberreste aus dem Abwasser herausgeholt und zurückverwertet – das hat die Produktion im Griff.«

Die Abwässer stammen aus einer anderen Produktion: Aus der Faserherstellung. In der Zellstoff-Fabrik werden die Fichtenstämme zerkleinert, geschnitzelt und in riesigen Kochern der Zellstoff mithilfe von Schwefelsäure von seinem natürlichen Kleber Lignin getrennt. Ins Abwasser gehen der Ligninanteil und die Schwefelsäurereste. Dadurch besteht der Silbersee zu 90 Prozent aus schleimigem Müll.

»Dieser Schlamm fault vor sich hin und setzt Schwefelwasserstoff frei.«

Sein ätzender Geruch, wie von faulen Eiern, breitet sich in der Umgebung aus.

»Im Sommer 1989 sollten wir im Produktionsbereich Faser eine neue Maschine planen.

Aber die gesamte Technologie war so veraltet, daß es an Wahnsinn grenzte, da noch Geld reinzustecken. Daher wehrten wir uns massiv.

Eine Konfrontation entstand: mit der Generaldirektorin. Ihr Vorwurf: ›Wie könnt ihr euch anmaßen, Beschlüsse von Partei und Betriebsleitung zu ignorieren und etwas anderes zu wollen!‹

Diese Generaldirektorin hatte einen ›Diener‹. Er sitzt heute in einem wichtigen Verwaltungssessel: als Amtsleiter für Umwelt- und Naturschutz der Stadt Dessau. Das ist genau der Mann, der wenige Jahre zuvor den dringend notwendigen Umweltschutz für die Industrieregion in der DDR ignorierte.

In unserer Gegend nannte man solcherlei Leute immer schon ›Ringelschwänze‹.«

Jäger und Opfer. »Angst hin oder her – seit 1987 hatten wir das Gefühl: Wir müssen etwas tun!

Die Bagger rollten an und fraßen sich in die Landschaft.

Das Gerücht machte die Runde: ›Die Dübener Heide soll weg!‹

Wir überlegten und beschlossen: Sitzblockade.

1988.

Nach der Wende erfuhr ich, wer der Stasi-Typ in unserer Gruppe war. Er forcierte die Aktion, um später zugreifen zu können.«

Jäger schaffen sich ihre Opfer.

»Ich war damals soweit, daß ich sagte: ›Mit diesem Leben hier ist nichts Positives mehr zu erreichen. Deshalb will ich wenigstens sehen, wie ich das Ganze kippen kann.‹

Meine Leidensfähigkeit verlagerte sich aus der Passivität in eine produktiver Ebene.

Und mein Bewußtsein änderte sich: Ich klinkte mich aus: ›Das ist nicht mehr meine Sache!‹«

Die ›Mappe Bitterfeld‹. Günter Piechatzek fühlt sich in der DDR isoliert und sucht Kontakt nach draußen.

1987 beginnen einige Gruppen, Aktionen zu entwickeln.

Eine davon entsteht in Bitterfeld.

»Eugen Blume, Kunstwissenschaftler im Kupferstichkabinett in Berlin, kam zu mir und sagte: ›Du hast doch Kontakte!‹

Wir schufen die *Mappe Bitterfeld*.

Daran arbeiteten namhafte Fotografen, Schriftsteller und Künstler, unter anderem Klaus Staeck, der in Bitterfeld aufwuchs und dann in die BRD ging.«

1988 holt sein Freund Jürgen Buro Wasser aus der Mulde bei der Jonitzer Brücke. Dieser arme Fluß muß sowohl vom Chemiekombinat Bitterfeld wie aus der Filmfabrik Wolfen sämtliche Abwässer aufnehmen: unbehandelt. Der Silbersee in Wolfen ist eine Art Zwischenlager.

»Über einen anderen Freund hatte ich Kontakt zum Journalisten Philipp Manßardt, der für die *Südwest-Presse* in Baden tätig war. Er schmuggelte die Proben in den Westen und ließ sie analysieren.

Die Analyse kam zurück.

Das Ergebnis wurde ein Bestandteil der *Mappe Bitterfeld*.«

Günter Piechatzek holt nun erneut Wasser aus dem Fluß – als Teil der geplanten Aktion.

Jürgen Buro verfügt als Leiter der Orthopädietechnik in Dessau über eine technische Ausrüstung.

»Hinter abgedunkelten Fenstern verbrachten wir beide viele Wochenenden, um dieses Abwasser in Folienbeutel zu füllen und sie zuzuschweißen. Im Juni 1989 verfügten wir über 30 Beutel, in Größe von DIN A 4, mit je einem viertel Liter Mulde-Wasser.

Die Brühe war so ätzend intensiv, daß sie noch aus dem Beutel stank: durch die Folie hindurch.

Diese Beutel lagen oben auf der Mappe mit Grafiken zum Thema Umwelt.

Mappe und Beutel brachten symbolhaft die Gefahren für die Umwelt zum Ausdruck.

Mein Freund Ulf Kramann transportierte diese Aktionskunst nach Berlin zu Eugen Blume, dem Initiator. In seiner

Wohnung am Prenzlauer Berg löste das ätzende Abwasser einzelne Stellen an den Beuteln auf und lief aus. Übrig blieben die mineralisierten Bestandteile.

Die Idee: Das Abwasser gefährdet in der Mappe Fotos, Holzschnitte und Grafiken. In der Realität zerstört es Natur und Menschen.

Die Mappe trägt den Namen Bitterfeld, weil diese Stadt als Synonym für einen schrecklichen Umgang mit der Umwelt stand.«

Dann überstürzen sich die Ereignisse.

Der Protest soll in Berlin offiziell dem Ministerrat der DDR übergeben werden.

»Die Gefahr, kassiert zu werden, war in dieser Zeit noch groß. Damit wir nicht schutzlos dastanden, wurde die West-Presse informiert.

Es kam nicht zur Übergabe.

Unsere Revolution war schneller.

Plötzlich gab es keinen Ministerrat mehr.«

Abschied. »Für mich war klar: Wenn die Grenze offen ist, hat die Filmfabrik kaum noch Chancen. Ich kannte die Marktstärke von Kodak und Agfa. Daß nach der Wende aber gar nichts mehr laufen würde, war nicht zu ahnen.«

Bevor er entlassen wird, kündigt er im August 1990.

Sein Chef ist daran interessiert, daß er bleibt. Aber Günter Piechatzek macht sich auf die Suche nach einer neuen Tätigkeit.

Sozialdemokratie. Im Oktober 1989, noch vor der Grenzöffnung, treffen sich einige Leute im Gemeindehaus Dessau-Törten. Pfarrer Horst Leischner nimmt in Schwante bei Berlin an der Gründungsversammlung der SDP teil (die Umbenennung zur SPD erfolgt im Januar 1990). Günter Piechatzek ist einer der Mitgründer der neuen Sozialdemokratie in Dessau.

»In dieser Zeit hatte ich keinerlei Bedenken mehr im Hinblick auf eigene Sicherheit: Keine Angst mehr, abgeholt zu

werden. Es gab keine andere Möglichkeit, als etwas Neues gegen das Alte zu setzen.«

Hilfe zur Selbsthilfe. Nach der Wende »hatte die SPD die Situation ziemlich schnell erkannt. Rüdiger Reitz vom Bonner Bundesvorstand kam nach Dessau. Im Januar gab es eine Veranstaltung zur Genossenschaftsidee. In dieser Gegend bestanden zahlreiche Genossenschaften. Rüdiger Reitz wollte diesen Gedanken so populär machen, daß sie weiter Bestand behielten.

In seinem Gefolge kamen Unternehmensberater.

Einer von ihnen sah, daß mein Anliegen der Umweltschutz war: ›Ich nehme dich mal mit nach Münster. Dort kenne ich einen engagierten Menschen. Vielleicht hat er Arbeit für dich.‹

So reiste ich Anfang 1990 ins Münsterland zum Chemiker Wessling, der in Altenberge ein Labor betreibt. Er sagte: ›Anstellen kann ich Sie nicht. Will ich auch nicht. Ihr müßt da drüben euer eigenes Ding aufbauen!‹

Er riet mir, mich selbständig zu machen.

Er selbst habe vor, im Osten eine Niederlassung zu gründen. Dieses Umweltlabor benötige als Partner einen technischen Betrieb. Das solle mein Part als Selbständiger werden.

Er war und ist einer der ehrlichen westdeutschen Unternehmer – so großzügig, daß er mir eine Ausrüstung als Startkapital schenkte.

Ich selbst hatte keine Mark in der Tasche.

Seine Hilfe war Hilfe zur Selbsthilfe.«

GUT. Günter Piechatzek gründet in Dessau, nahe der Jonitzer Mühle, einen kleinen Umweltbetrieb: die Gesellschaft für Umweltschutz Technik (GUT).

Aber es ist schwierig, einen Betrieb mit einem ökologisch ausgerichteten Profil aufrecht zu erhalten.

»Jetzt – 1997 – ist die wirtschaftliche Situation unglaublich schlecht geworden. Das hat verschiedene Ursachen. Ein

typisches Beispiel ist das Problem der Mulde-Aue. In Bitterfeld gab es eine Pestizidproduktion. Alle ihre Abwässer gingen ungeklärt in die Mulde. Bei Hochwasser versickerte das Wasser im Boden. Daher sind heute rund 500 Hektar dieser Landschaft nicht mehr brauchbar – hoch vergiftet. Die Menschen und die Landwirtschaft dürfen diese Flächen in den nächsten Jahrzehnten nicht nutzen.

Ich entwickelte ein Verfahren, die Belastung zu verringern.

Dann stellte ich einen Antrag an das Umweltministerium.

Antwort: ›Ja, das ist prima. Fein. Das geben wir mal zum Regierungspräsidium nach Dessau.‹

Und da liegt der Antrag seit einem Jahr.

Ich höre nichts.

Die Leute, die uns früher mit ihrer absichtsvollen und opportunistischen Ignoranz gegen die Umwelt zur Weißglut gebracht hatten, sitzen heute in der Verwaltung.

Und wir haben weiter unsere Probleme mit ihnen.«

Sabine Falkenberg: »Die Kette der Katastrophen reißt nicht ab. Ich habe das Gefühl, ich muß jetzt auf allen Ebenen kämpfen.«

In Bad Lausick wächst Sabine Falkenberg, Jahrgang 1950, auf. Und bekommt dort auch Arbeit.

»Eigentlich bin ich immer mit dem Strom geschwommen. Ich kann mich nicht erinnern, daß sich ein Lehrer über mich beschwerte.

Ich nahm alles als gegeben hin.

Nie wäre ich auf die Idee gekommen, etwas anderes haben zu wollen.«

Sie arbeitet in einer Poliklinik. Zu den Arbeitskollegen hat sie ein gutes Verhältnis. »In der Poliklinik gab es eine Frau, deren Stärke mich faszinierte. Sie war Parteisekretär und mochte mich.«

›Aktivistin‹. »Politisch fühlte ich mich nicht eingeengt. Im Gegenteil. Um ein Haar wäre ich in die Partei eingetreten. Ich wurde sogar ausgezeichnet. Als ›Aktivist sozialistischer Arbeit‹. Das war ungewöhnlich.

Ich wurde ausgezeichnet, weil ich immer bereit war zu arbeiten. Ich übernahm viele Dienste und oft Nachtschichten. Ich sprang immer ein. Und war bereit, auch Doppelschichten zu machen.«

Roßlau. Sie lernt ihren Mann kennen: einen Kraftfahrer aus Roßlau.

»Ich zog ihm nach. Wäre ich nicht zu meinem Mann nach Roßlau gezogen, wäre ich wohl in die Partei eingetreten. Ich war voll überzeugt.

Die Mankos sah ich erst später. Mit 21 oder 22 Jahren.

Zum Beispiel fuhren wir mit dem vollen Portemonnaie nach Dessau, um einzukaufen – und kamen mit dem vollen Portemonnaie zurück.

Es gab einfach nichts.

Da begann ich zu überlegen.

Das war Anfang 1980.«

Arbeit. In Roßlau arbeitet sie in einer Ambulanz.

Eine Bekannte in der Stadtverwaltung fragt sie: ›Wir wollen eine Fürsorgeabteilung aufbauen. Hast du Lust mitzuarbeiten?‹

Sie kündigt und wird in der Stadtverwaltung angestellt. Ihr wird eine Qualifikation zur Fürsorgerin (Sozialarbeiterin) angeboten. Dann betreut sie zehn Jahre lang Diabetiker – wöchentlich zwischen 40 bis 50 Personen.

Sie verdient im Monat 500 Mark. Ihr Mann bringt 700 Mark nach Hause. Das ist gutes Geld, denn: »Ich habe nur 25 Mark Miete gezahlt. Brötchen gab es für 5 Pfennig. Daher konnten wir uns allerhand leisten. Vieles, was sich andere nicht leisten konnten.«

Ein anderes Flair. Der Tag der Wende ist für Sabine Falkenberg zunächst ein »trauriger«.

»Ich wollte mit meinem Mann dessen Oma besuchen, in Goslar. Wir hatten den Besuch beantragt, aber mir wurde er nicht genehmigt. Mein Mann fuhr – und ich saß zu Hause.

Abends schaute ich ins Fernsehen. Als ich die Bilder vom Mauerfall sah, dachte ich: Das ist nicht wahr!

Ich meinte immer, es geht noch Jahrzehnte so weiter.

Dann machte ich mich zu meinem Schwager auf, der ebenfalls allein zu Hause saß, weil seine Frau zusammen mit meinem Mann ›drüben‹ bei der Oma war. Wir beschlossen, sofort nach Goslar zu fahren.

Ich hatte das Gefühl, ein ganz anderes Flair um mich zu haben.

Freiheit.«

Der Sprung ins kalte Wasser. »Aber nun wurden viele Menschen um uns herum arbeitslos.«

Daher macht sich ihr Mann, Fahrer beim Krankenhaus, gleich nach der Wende selbständig. »Da sprang er ins kalte Wasser – ohne viel zu überlegen. Er setzte sich in den Kopf,

selbständig zu sein. Und ich mußte mitmachen – ob ich wollte oder nicht. Am Anfang war ich sogar begeistert.

Der Kredit war nicht hoch: 50 000 DM. Es war einfach, ihn zu bekommen. Das Konzept vorlegen – und schon lief es. Von dem Geld kaufte sich mein Mann einen LKW.

Alles weitere übernahmen wir billig vom Krankenhaus. Auch mehrere LKWs. Denn nach der Wende wurde alles weggeschmissen. Nichts war mehr gut genug. Eine Schreibmaschine, die 1200 Mark gekostet hatte, bekam ich für 60 Mark. Die gesamten Möbel erstanden wir für 100 Mark.«

Dornen auf dem Weg. »Doch dann gestaltete sich alles sehr schwierig.

Als wir den neuen LKW kauften, passierte etwas Schlimmes.

Ein Westdeutscher, der gleich nach der Wende hier erschien, leitete das Verkaufsbüro. Der LKW kostete fast 50 000 Mark. Zusätzlich wollten wir Extras einbauen lassen. Das Auto wurde geliefert, der Scheck übergeben, aber die Extras waren nicht da: Es fehlten Teile für rund 8 000 Mark. Als das herauskam, verflüchtigte sich der Herr.

So etwas kannten wir nicht.

Erst nach Jahren kam es zur Gerichtsverhandlung.«

Die Familie Falkenberg gewinnt. Aber was ist das – nach so vielen Jahren Ungewißheit?

Ein ums andere mal reingelegt. Es bleibt nicht bei dem Unglücksstart. Die beiden erleben eine Katastrophe nach der anderen – durch Inkompetenz und kriminelle Energie von erstaunlich vielen Menschen, die das Chaos der Verhältnisse ausnutzen.

Als nächstes legt sie ein Versicherungsmakler herein.

Und dann der Steuerberater.

»Der Versicherungsmakler aus dem Westen hatte einen Steuerberater mit in den Osten gebracht. Dieser war völlig unfähig.

Eines Tages bekamen wir einen Brief vom Finanzamt. Wir sollten 3 000 Mark nachzahlen. Wir hatten gar nicht soviel. Wir wechselten das Steuerbüro, der erste gute Schachzug, den wir machten: es stellte fest, daß wir nicht 3 000 Mark zahlen mußten, sondern zurückbekamen.«

Daraufhin wechseln sie auch den Versicherungsmakler.

Aber es kommt noch schlimmer.

Ihr Mann hat nun das Fuhrunternehmen. Das Büro ist so groß, daß der Schwager sich mit seiner Fahrschule einmieten kann. »Mein Mann, gutgläubig wie er war, dachte sich: Wir machen einen losen Mietvertrag. Es war klar: jeder mußte seine Miete zahlen. Mein Schwager etwas mehr, weil er eine größere Fläche hatte.

Es klappte, bis es eines Tages mit der Fahrschule bergab ging.

Es kam soweit, daß der Gerichtsvollzieher erschien. Wir durften die Schulden meines Schwagers bezahlen: 6 000 Mark. In der Gerichtsverhandlung ließ sich der Richter nicht klarmachen, daß mein Schwager die Schulden gemacht hatte und nicht mein Mann.«

Den Falkenbergs wird ein Rechtsanwalt aus dem Westen empfohlen. Sie engagieren ihn. In der ersten Verhandlung kommt er eine Dreiviertelstunde zu spät. »Zur zweiten Verhandlung 1993 war er nicht richtig vorbereitet, ging raus, telefonierte, und kam erst wieder rein, als die Verhandlung beendet war.«

Sabine Falkenberg zahlt bis Dezember 1996 die sogenannten Schulden ab.

Und den Rechtsanwalt.

Menschen-Veränderung. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Menschen sich so gewandelt haben.« In ihrer Ratlosigkeit strickt sie an einer Erklärung, die aus der Skepsis entsteht: »Ich glaube, daß sie immer schon so waren, daß es nur nach außen hin nicht so ausgetragen wurde.«

Die nächste Enttäuschung: ihr Glaube an das Rechtswesen fällt zusammen. »Ich glaubte, es ginge alles seinen Gang. Früher kam man zu seinem Recht. Heute finde ich es schwierig.«

Schatten. Sie arbeitet als Sprechstundenhilfe. Sechs Stunden am Tag – für zehn Mark die Stunde. Anschließend macht sie bei ihrem Mann die Buchführung, mit der sie vorher nie etwas zu tun hatte.

»Ich arbeite gewissenhaft. Entweder mache ich etwas ganz oder gar nicht. Das ist mein Verderb. Wenn ich ruhiger wäre, liefe es besser. Aber ich kann nicht über meinen Schatten springen.

Ich fühle mich total überarbeitet.«

Das Kind. Morgens in der Arztpraxis, nachmittags zu Hause.

Sie hat einen Jungen adoptiert. »Als wir ihn mit drei Jahren aus dem Heim holten, konnte er fast kein Wort sprechen. Ich habe mich sehr intensiv mit ihm beschäftigt. Ein Jahr war ich zu Hause und habe mich dem Jungen voll gewidmet.

Es war sehr schwierig mit ihm. Und ist bis heute schwierig. Jetzt ist er 13 Jahre alt. Aber wenn ich mir vor Augen halte, was wir schon geschafft haben, dann ist das ein gutes Gefühl. Ich will aus ihm keinen Streber machen. Ich möchte ihn nur lebenstüchtig sehen.

Das verlangt Zeit. Oft widme ich ihm zwei bis drei Stunden am Tag.

Mein Mann übt Mathematik und Geografie mit ihm, und ich die anderen Fächer.

Vor der Wende ging es in der Schule besser mit ihm. Wie im Betrieb waren Behinderte auch in der Schule integriert. Nur sehr schwer Behinderte blieben unter sich. Man kümmerte sich um die Eltern und führte Gespräche über das, was man verbessern könnte.

Heute muß ich auch im Bereich Schule kämpfen. Würde ich mich nicht so intensiv um ihn kümmern, ginge ich nicht

zur Schule, wenn ich selbst etwas nicht verstehe – von den Lehrern würde nichts geleistet.«

Absturz. Dem Fuhrbetrieb geht es schlecht. »1992/1993 war das Geschäft so weit unten, daß ich in der Kaufhalle stand und nichts kaufen konnte.

Dies waren die schlimmsten Jahre. Ich konnte gerade noch die Schulden bezahlen, aber es blieb nichts übrig. Meine Oma und meine Mutti unterstützten mich: sie steckten mir viel zu.«

Mitarbeiter. »Mein Mann hatte zwei Angestellte – übers Arbeitsamt.

Der erste sagte schon am zweiten Tag: ›Wenn ich nicht sofort 500 Mark Vorschuß kriege, komme ich nicht mehr.‹

Der zweite sollte losfahren. Er fuhr auch los – aber er kam nicht wieder.

Der Transporter war verschwunden.

Mein Mann mußte erstmal sein Auto suchen.

Das stand irgendwo.

Vollgeladen mit Ware.

Er fand es schließlich.

Der dritte Angestellte sagte dort, wo er anliefern sollte: ›Mein Chef hat befohlen, daß ich nur bis um 12 Uhr arbeite, weil er dann das Auto wieder braucht.‹

Er kassierte Geld und verspielte es im Spielcasino.

Von der Praxis, in der ich arbeitete, konnte ich das Casino sehen und dachte: Das ist doch unser Auto! Und nachdem ich es am zweiten Tag immer noch da stehen sah, beschloß ich: Jetzt mußt du mal nachgucken!

In der Kasse fehlten 1 000 Mark.

Wir haben sie nie wieder bekommen.

Wir hatten immer Langzeitarbeitslose. Mein Mann sagte: ›Ist egal, was für ein Zeugnis sie haben, Hauptsache, sie arbeiten.‹

Der vierte Angestellte sollte auch nachts fahren. Anfangs

lief es gut. Dann bekam er Schwierigkeiten mit seiner Frau und fing an zu trinken. Oft stand er nicht mehr auf und kam nicht zur Arbeit.

Eines Tages gab mein Mann ihm den Auftrag, eine Entsorgung wegzufahren – für einen früheren Kunden vom Krankenhaus. Der Kumpel gab ihm 100 Mark und sagte: ›Damit bezahlst du auf der Kippe. Den Rest kannst du behalten!‹

Was machte der Mann? Er behielt alles – und lud die Säcke im Wald ab.

Ein Jahr später bekamen wir eine Vorladung. Wir guckten in den Büchern nach: ›Entsorgung.‹

Auch der Kumpel wurde vorgeladen. Denn die Polizei hatte Aufdrucke gefunden mit ›Kreiskrankenhaus Roßlau‹.

Mit viel Glück konnten wir nachweisen, daß der Angestellte ohne unser Wissen die Sachen im Wald abgeladen und das Geld behalten hatte.«

Die Kette der Rückschläge reißt nicht ab.

»Ein fünfter Angestellter verursachte zwei Unfälle – schuldhaft. Daraufhin wurde unsere Versicherung von 35 Prozent auf 100 Prozent hochgestockt.

Das bedeutete: der LKW kostet im Vierteljahr nicht 900 Mark, sondern 3 000 Mark Versicherung. Das waren Tausende von Mark zusätzlich.

Dies alles belastet das Familienleben. Mein Mann arbeitet ganz viel nachts. 14, manchmal 16 Stunden täglich. Er ist sehr fleißig.

Nachdem wir den Mitarbeiter entlassen hatten, der soviel Schaden anrichtete, mußten wir uns finanziell erholen von dem vielen, was wir zu zahlen hatten. Deswegen fährt mein Mann jetzt allein. Und wir wollten eine Pauschalkraft nehmen. Der Mann sollte anfangen, aber er kam nicht.

Dieser sechste Mann hat sein Leben eingerichtet. Seit 1991 ist er arbeitslos, er führt das Leben eines Rentners.« Arbeit paßt nicht mehr in dessen Tagesablauf.

Geschüttelt von Verzweiflung und utopischen Ausbruchsgedanken stellt sie alles in Frage: »Ich weiß nicht, was meinen Mann dazu bewegt, an dem Unternehmen festzuhalten. Es gibt Monate, wo er weniger verdient als ein Angestellter.

Ich wäre erleichtert, wenn er das Ganze aufgeben würde.

Ich hätte dann nur meinen Halbtagsjob und viel mehr Zeit für meine Familie. Aber er möchte nicht kapitulieren. Er sieht den Betrieb als sein Lebenswerk und läßt nicht los.

Ich habe oft gesagt: ›Ich kann nicht mehr. Hör doch endlich auf!‹

Er hat mich immer beschwichtigt: ›Du wirst sehen: das wird, das wird!‹

Aber irgendwann ist es zu spät, noch eine andere Arbeit zu finden.

Ich bin müde.

Ich werde auf der Arbeit strapaziert.

Die Kette der Katastrophen reißt nicht ab.

Ich habe das Gefühl, ich muß jetzt auf allen Ebenen kämpfen.

In diesem Jahr werde ich 40.

Ich habe mal daran gedacht, alles anders zu machen.

Auszubrechen.

Aber mich plagt mein Gewissen.

Ich könnte nicht glücklich sein.«

Aussteiger

Bernd Böttcher: »Wir hatten ein elitäres Gefühl von Vorreitern in den Gruppen. Das ist alles zusammengebrochen. Dann habe ich mich immer weiter zurückgezogen.«

Sein Haus in Leitzkau liegt an der uralten Überlandstraße, die von Dessau nach Magdeburg führt. In der DDR-Zeit war es ein idyllisches Domizil. Acht Jahre danach ist das Wohnen höllisch geworden: Alle 20 Sekunden donnert ein Laster vorbei.

Hinter dem Gebäude läßt die kleine weinumrankte Laube ahnen, wie schön es hier einmal war.

»Dieses Haus haben meine Großeltern 1935 gebaut. Meine Mutter wurde 1931 im Dorf geboren. Sie lernte 1944 einen Umsiedler aus der Ukraine kennen: er wurde mein Vater.

Die Familie lebte zu viert bis 1956, dem Jahr meiner Geburt, in diesem Haus. Dann bauten sich meine Eltern ihr eigenes Haus: ein Stück in den Garten hinein.«

Die Großeltern. »Die Eltern arbeiteten beide in der Landwirtschaft. Der Vater war Traktorist, er fuhr Mähdrescher – für mich war selten Zeit da. Es ging darum, sich den Wohlstand zu sichern und auszubauen, um die kleinen Sachen anzuschaffen: Radio und Fernseher. Schon Anfang der 60er Jahre erwarb die Familie ein Auto.

Die einzigen Personen, die für mich Zeit hatten, waren meine Großmutter und mein Großvater. So wuchs ich im wesentlichen bei ihnen auf.

Nachts war ich im Haus der Eltern, tagsüber im Haus der Großeltern.

Die Eltern kamen abends nach Hause. Sie hielten Tiere: Schweine und Kaninchen, die versorgt werden mußten. Erst

wenn es dunkel wurde, im Sommer gegen 9 oder 10 Uhr, war Feierabend. Dann waren die beiden todmüde. Sie machten eine halbe Stunde den Fernseher an, schliefen davor ein, gingen ins Bett.«

Bernd Böttcher bleibt Einzelkind. Schulzeit. Kein ausgezeichneter Schüler. Bescheiden. Still. Dann wird er Landmaschinenschlosser.

Flaues Gefühl. Grundwehrdienst – »und zum erstenmal dieses flaue Gefühl: Was machst du da eigentlich?

Ich erfuhr erst jetzt etwas über Bausoldaten. Das sind die Leute in der DDR, die einen Wehrdienst ohne Waffe machen durften – eine Art Zivildienst.

Plötzlich kam eine große Wut in mir hoch: weil man mir niemals gesagt hatte, daß es so etwas in der DDR gibt.

Nicht meine Eltern, nicht der Pastor.«

Drohender Krieg. »Ich wurde 1981 zum zweiten Wehrdienst einberufen, zum Reservisten-Wehrdienst.

Nahe der polnischen Grenze.

Befehl: Mobilmachung.

Und das in der *Solidarnocz*-Zeit.

Da kam ich zur Besinnung. Ich fing an, zu beten und zu glauben: Wenn das an mir vorbeigeht, nie wieder, nie wieder!

Meine Gedanken liefen wie ein Film vor mir ab. Am Anfang erschienen Bilder der Tschechoslowakei. Rückblende: die Erzählungen meines Großvaters aus dem ersten Weltkrieg. Glücklicherweise ging der Kelch an mir vorüber. Im vorigen Jahr wurde der Telegrammwechsel veröffentlicht: Honecker wollte nach Polen einmarschieren – Breschnew bremste letzten Endes.«

Dann verweigert Bernd Böttcher den Kriegsdienst.

Kirchliche Gruppe. Er wird Mitglied in einer kirchlichen Gruppe. Seit 1984 gibt es sie im Bezirk Magdeburg. Bernd Böttchers Gruppe ist die einzige auf dem Land.

Zwischen sieben und zwölf, maximal 15 Personen – Wehr-

dienstverweigerer und sozialkritische Leute. »Wir hatten es satt, ständig mit der Lüge zu leben.«

Im volkseigenen Betrieb. Bernd Böttcher ist in Zerbst Ingenieur in einem volkseigenen Betrieb. Er repariert Landmaschinen.

»Wir haben agitiert: Mit Arbeitern gesprochen – hinter vorgehaltener Hand.

Zum Beispiel sollten 10 Prozent der Jahresend-Prämie für ›Solidarität‹ gespendet werden. Es gab vorgedruckte Listen. Ich sagte: ›Wir stellen eine Büchse auf und jeder steckt soviel rein, wie er möchte.‹

In der Werkstatt stimmten viele zu. Aber in der Versammlung, wenn der Direktor und der Parteisekretär danebensaß – Schweigen.«

Diese raffinierte Aufmüpfigkeit paßte dem Direktor nicht. Es »ging soweit, daß er mir sagen ließ, ich sei als Ingenieur nicht mehr tragbar – auch wegen meiner Wehrdienstverweigerung. Er bestimmte: Ich soll in die Werkstatt gehen oder den Hof kehren.

Aus politischen Gründen.

Das Argument? Ich sei als leitender Ingenieur verpflichtet, Lehrlinge zu einem mehrjährigen Wehrdienst anzuwerben.

Aber das stand nirgendwo nachlesbar.

›Das würden Sie ja sicher nicht machen!‹ hieß es.

Und ich antwortete: ›Das würde ich natürlich nicht machen!‹

Das gab den Ausschlag.«

Überleben. »Meine Großeltern haben in diesem Jahrhundert zweimal ihr Geld verloren. Daher sagten sie: ›Wir kaufen uns einen Hektar Land und halten uns ein paar Schweine. Wir pflanzen Obstbäume. Dann kommen wir immer durch.‹

Dadurch sicherten sie auch mein finanzielles Überleben.

In der DDR kam man mit 7 000 Mark übers Jahr durch. Tatsächlich brachte der Garten soviel ein.

Denn es gab ein gesichertes System des Aufkaufs von Obst und Gemüse. Jedes größere Dorf hatte eine Aufkaufstelle. Das war zum Teil subventioniert, das heißt: oft wurde teurer aufgekauft als in den Läden verkauft.

So arbeitete ich einige Jahre lang.«

Sicherheit/Unsicherheit. In dieser Zeit wird ein Teil der Leute inhaftiert, die den Wehrdienst verweigert, insbesondere wer keine kirchlichen Kontakte hat. Sie kommen sieben Monate ins Gefängnis.

Bernd Böttcher geht zu einem bekannten Pastor. Dieser rät ihm: »Dafür gibt es einen Rechtsberater.«

Später stellte sich heraus, daß der Rechtsberater von der Stasi war.

Es entsteht eine Szene von höchster Paradoxie: »Der Rechtsberater manövrierte mich direkt in die Kirche hinein. Erst hinterher ging mir ein Licht auf, daß ich da auch gut unter Kontrolle war.«

So bringt der Staat viele Menschen in die Kirche.

Und was passiert dort?

Die Stasi kommt sich besonders gescheit vor, aber sie denkt nicht weit.

»Ich wollte einen Schutz, aber auch der Staat hat sich abgesichert, indem er die Leute in die Kirche brachte.«

Dies ist ein Beispiel dafür, wie vielschichtig und relativ Sicherheit in diesen Verhältnissen war.

Denunziation. »Denunziert haben wirklich viele. Wenn ich aus dem Haus ging, stand oft der Stasi-Wagen vor der Tür. Und ich mußte über Nachbars Grundstück verschwinden.

Oft nahmen Dorfbewohner den Stasi-Leuten die Arbeit ab, indem sie zum Beispiel Autonummern aufschrieben und an die Stasi weitergaben.«

Hausmeister. Bernd Böttcher will eigentlich ein privates Fuhrunternehmen gründen – mit einem Kleinbus. »Ich dachte, dann bin ich unabhängig.«

Aber nachdem der Rechtsberater ihm rät, sich in der Kirche einen Job zu suchen, arbeitet Bernd Böttcher in verschiedenen Pfarrhäusern als Hausmeister. Fünf Tage im Monat hackt er Holz, räumt den Garten auf, macht Hilfsarbeiten.

»In der Freizeit habe ich gelesen.«

Seine Aufmüpfigkeit hat auch einen Hintergrund, der aus der Bildung stammt. »Ich habe immer viel gelesen. Besonders Dostojewski. Von ihm war ich fasziniert.«

Aktionen. Es ist schwierig, den Kontakt unter den Leuten, die Widerstand leisteten, zu halten, denn vieles geht nicht per Post. »Wir hatten eine Art Kuriernetz. Freunde sind mit dem Zug gefahren – mit Rucksack und Flugblättern. Zuerst zwei oder dreimal im Jahr, seit 1988/1989 regelmäßig.«

Seit dem 26. April 1986, dem Tschernobyl-Tag, ist die Gruppe auch in Stendal tätig.

Kleine Flugblattaktionen.

Zum 1. Mai haben die Behörden Angst, daß nicht die richtige Fahne herausgehängt wird.

6. Mai: Kommunalwahlen.

»Klebeblättchen haben wir uns aus West-Deutschland reinbringen lassen – als Briefpapier getarnt. Geschnitten, gestempelt und an die Telefonzellen geklebt.

Da stand zum Beispiel: ›Atomkraft, nein danke!‹

Oder: ›Stellt euch vor, es ist Wahl und keiner geht hin!‹«

Trennung. Erste Liebe. Bernd Böttcher ist fünf Jahre, von 1979 bis 1984, mit einer Lehrerin verheiratet.

Die Ehe scheitert an der Wehrdienstverweigerung von Bernd Böttcher. »Meine Frau, noch Studentin, wurde von der Stasi unter Druck gesetzt.

Wir ließen uns formal scheiden, wollten jedoch weiterhin zusammenbleiben.

Aber dann kamen die Herren wieder. Meine Frau war ein ganz sensibles Wesen. Sie konnte nicht nachvollziehen, was ich mit dieser Wehrdienstverweigerung machte. Mit der Ehe

hatten wir uns auf ein bürgerliches Leben geeinigt – und jetzt war ich es, der ausscherte.«

Der Druck wurde zu groß: Trennung.

Paradox. Als die Demos beginnen, zieht er sich zurück.

»Ich sagte: ›Ich weiß nicht, was das ist. Aber ich kann nicht mitlaufen. Irgendetwas stimmt hier nicht mehr. Es kann doch nicht sein, daß es plötzlich so viele sind. 20 000, die alle das wollen, was wir einmal wollten!‹

Da habe ich mich ganz rausgenommen.

Ich kann mich noch gut an den 9. November erinnern, es war der Geburtstag eines Freundes, wir saßen in Magdeburg zusammen und jemand schaltete den Fernseher ein.

Plötzlich sahen wir die Mauerbilder.

Zuerst Aufatmen.

Wir hatten immer noch Angst, daß geschossen wird.

Aber gleichzeitig auch das Gefühl: Jetzt ist alles zu spät, jetzt bricht alles zusammen.

Dann ging ich zu den Leuten des Neuen Forums und sagte: ›Wir müssen jetzt was tun! Laßt uns wenigstens mit Flugblättern nach Marienborn fahren und warnen.‹

Ich wollte davor warnen, daß das westdeutsche Kapital hier reinkommt.

Ich war stolz auf unsere Binnenwährung. Ich wollte mich – durch die Vernetzung des Kapitals – nicht schuldig fühlen für irgendwelche Sauereien, die zum Beispiel in Südamerika abgehen.

Heute hänge ich durch die Vernetzung voll mit drin.

Und dann?

Beim Neuen Forum meinte man: Wir haben jetzt ein Potential von 200 000 Anhängern und machen Machtpolitik.

Vorher waren wir uns einig: Wir wollen eine Bürgerinitiative bleiben. Wir wollen nicht in die Politik.

Die Gruppe teilte sich.«

Bernd Böttcher trennt sich von seiner Lebensgefährtin

aus der Friedensbewegung, »denn ich sagte: ›Das Neue Forum soll keine Partei werden. Wir gehen nicht zu den Grünen.

Wir bleiben Bürgerinitiative.

Meine Freundin dachte anders.«

Der Wandel. »Seit dem 9. November 1989 hat sich in Wochenfrist alles gewandelt – auch hier im Dorf.

Vor der Wende ging ich ins Wirtshaus, um mein Bier zu trinken. Da rückten die Leute von mir ab und ich saß am leeren Tisch.

Nach dem Fall der Mauer wollten mir alle ein Bier ausgeben. Da war ich der große Held.«

Rückzug. »Nach dem großen Aufatmen folgte sehr bald Verbitterung.

Ich habe das persönlich so erlebt.

Und als Drittes kam der Stumpfsinn.

Da bin ich aus der politischen Aktivität ganz und gar rausgegangen.

Ich will nicht mehr!

Wir haben jetzt die Bundesrepublik gewählt und den Atomstaat.

Zur DDR-Zeit hatte ich noch den naiven Glauben, es sind 70 bis 80 Prozent dagegen und nur nicht mutig genug, es zu artikulieren.«

Zwei große Enttäuschungen erlebt Bernd Böttcher: erst über die DDR-Regierung – und nach der Wende über die Leute und ihr Wahlverhalten.

Er klagt: »Wir hatten ein elitäres Gefühl von Vorreitern in den Gruppen. Das ist alles zusammengebrochen.

Dann habe ich mich immer weiter zurückgezogen – vor allem auf Literatur. Eingesponnen mit schönen Dingen. Ich fing in Leipzig ein Literaturstudium an.«

Der Infarkt. Aber es bohrt weiter. Er kennt sich als »einen ruhigen Menschen. Statisch. Gelassen. Alles Laute und Grelle ist mir fremd.

Da brach plötzlich diese Bewegung über mich herein.

Ich wurde aufgescheucht.«

Als Folge sieht er den Herzinfarkt an, den er mit 36 Jahren 1992 erleidet. »In mir hatte sich alles immer weiter aufgestaut.

Die permanente Angst.

Ich fühlte mich auch weiterhin ständig bedroht.

Man steht morgens auf und dann ist alles anders.

Auch die Menschen sind anders.«

Osteuropa. Er wechselt die Orientierung – zurück zu den Wurzeln. »Ich zog mich nach Osteuropa zurück. Mein Vater stammt aus der Ukraine.« Er reist dorthin. »Ich genoß das ruhige Leben im Osten und bewunderte die Leute dort drüben.

Es sagte mal ein Russe: ›Man muß euch nur am Morgen nicht die Milchflasche vor die Tür stellen, da brecht ihr zusammen!‹

Wie die Russen es hinbekommen, in der jetzigen Situation [1997] die sozialen Strukturen aufrechtzuerhalten! Untereinander! Familienstrukturen zu bilden! Hut ab! Das ist nach meiner Auffassung ein Leben, das Perspektive hat.«

Grenzen. »Ich habe meine Grenzen – darüber will ich nicht hinaus.

In den ersten Jahren nach der Wende mußte ich im Monat von 400 Mark leben, von allem, was mein Garten einbrachte. Es war schwer, die Äpfel zu verkaufen. Plötzlich mußte ich bis Magdeburg fahren.«

Jetzt erhält er aufgrund des Herzinfarktes eine Invalidenrente. Aber er hat Angst: »Ich hoffe, daß ich sie im nächsten Jahr weiter bekomme. Ich bin jetzt 41 Jahre alt.«

Die Angst ist nicht grundlos: »Die Rente hat immer den Nachsatz: Aufgrund der schlechten Arbeitsmarktlage. Ich bin 40 Prozent erwerbsgemindert. Man könnte mir also noch einen Schreibtischplatz vermitteln.«

Bernd Böttcher ist durchaus flexibel, daher geht es »mit dem Erwerb aus dem Garten jetzt wieder besser. Ich habe umdisponiert: mache mehr Apfelsaft. Er ist länger haltbar und wird gut gekauft. Da kommen 3 000 – 4 000 Mark im Jahr ein. Das sind keine großen Summen.

Davon könnte ich leben, wenn – Rentenversicherung, Krankenkassenkosten, Medikamentenzuzahlung wegfielen.

In Magdeburg ist er Mitglied eines Tauschringes. Darin gibt es eine eigene Währung.

Wie nützlich ein solcher Tausch ist, zeigt ein Beispiel. Bernd Böttcher, der ein Buch schreibt, annonciert: »Tausche zwei Flaschen Apfelsaft gegen die Redaktion einer Seite meines Manuskriptes.« Die Antwort gibt eine pensionierte Deutschlehrerin.

Die Nachtigall. Was hat sich verändert? Die Landstraße vor dem Haus. Sie hat den Verkehr einer Autobahn. »Die Laster höre ich auch nachts.«

Warum verlegt er das Schlafzimmer nicht?

»Ich könnte nach hinten hinaus schlafen. Aber ich schlafe in dem Zimmer, in dem ich geboren wurde. Daran liegt mir viel. Es ist das Schlafzimmer meiner Großeltern. Es liegt nun leider zur Straße.«

Doppelfenster einbauen?

»Könnte ich. Das läßt sich leicht sagen, aber ich schaffe es irgendwo nicht. Es sind immer andere Faktoren, die noch mit reinspielen. Manchmal höre ich die Nachtigall von gegenüber singen. Mit den Doppelfenstern würde ich wie in einem Sarg liegen.«

›Homo consumens‹. Erich Fromm ist für ihn ein großer Lehrer. »Fromm hat den Sozialismus nicht abgeschrieben. Er beschreibt den *homo consumens*: den Menschen, der vom Konsum her gelenkt und bestimmt wird.

Im Prinzip ist der Produktionswahnsinn für mich die Ursache dafür, daß wir keine Religion mehr haben, daß wir

unser Sein nicht mehr anders bestimmen können als durch Warenproduktion.

Die DDR springt 1990 auf ein untergehendes Schiff: Der Kapitalismus hat nichts zu bieten. Er hat keine Ideale.«

Ist er nun vom Regen in die Traufe gekommen?

»Ich antworte mit Biermann: Vom Regen in die Jauche.«

Sinnproduktion. »Schreiben und Lesen bedeuten mir am meisten.

Beim Schreiben gibt es für mich nur zwei große Themen: Liebe und Tod.

Ich schaffe es kaum, über die DDR zu schreiben oder über meine Vergangenheit, die immer noch DDR ist. Wenn ich Geschichten aus der DDR schreibe, sind sie in Rußland angesiedelt.«

Es sind skurrile Geschichten.

Auch Liebesgeschichten.

Bernd Böttcher verlegt sie im Eigenverlag. 1992 bingt er ein erstes Buch heraus.

Der Garten läuft nebenher. »Ich bewirtschafte ihn nach ökologischen Richtlinien, aber ich bin kein Freak. Ich lasse wachsen und gucke.«

Er entwickelt daraus eine Perspektive.

»Als erstes müßte ein Ideal her. Zum Beispiel, der Umwelt nicht mehr Schaden zufügen als unbedingt nötig ist. Man müßte sich vornehmen: Wir werden schuldig, aber das Schuldigwerden muß nicht über jedes Maß hinausgehen.«

Thomas Steinberg: »Ich fühle mich nicht als Widerstandskämpfer, sondern als einer, der nicht mitgespielt hat. Das war eine sehr frühe und klare Entscheidung.«

»Ich erlebte eine ganz normale DDR-Kindheit, so wie sie programmiert war.«

Thomas Steinberg, Jahrgang 1962, wird entscheidend durch die Ausbürgerung von Wolf Biermann geprägt.

»Schon vorher hielt ich die DDR nicht für einen wunderbaren Staat. Jetzt kam mir zum ersten Mal ins Bewußtsein: Die DDR ist ein mieses Etwas.«

Die vier Jahre bis zur 12. Klasse in der Erweiterten Oberschule zieht er noch durch – »mit kleinen und größeren Konflikten.« Am Ende der 12. Klasse steht für ihn fest: »Ich werde nicht studieren. Ich war einfach nicht bereit, die dafür geforderten Kompromisse einzugehen.«

Der Vater ist ein bekannter Schriftsteller. Der Sohn versteht sich nicht mit ihm. »Jahrelang führte ich einen Stellungskrieg. Lange Zeit durfte ich nicht nach Hause kommen. Mein Vater war ein Mann, der Leute gut leiden konnte, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm standen. Aber ich hatte es nicht mehr, als ich den Wehrdienst verweigerte.«

Die einzige Wahl. Thomas Steinberg geht nur ein einziges Mal zur Wahl. 1980. »Ich ging deshalb, weil ich bei meinen Eltern wohnte und sogenannter Erstwähler war. In einem normalen Wahllokal – ich ging ins Sonderwahllokal – hätte ich eine rote Nelke bekommen. Ich hasse Nelken.

Wenn man nicht wählte, kamen sie nach Hause.

Meine Eltern sagten: ›Bitte, bitte, geh wählen!‹

Ich lief ins Rathaus, nahm den Wisch, eine Einheitsliste, und strich alles durch.«

Verzicht aufs Studium. Thomas Steinberg bewirbt sich für ein Germanistikstudium in Jena und wird abgelehnt – »wie von mir geplant. Wir waren uns beim Aufnahmegespräch nicht

einig, wie die aktuelle Kulturpolitik zu beurteilen sei.

Es wurde dann etwas kompliziert, weil in der DDR nicht vorgesehen war, daß Abiturienten nicht studieren.«

Er will etwas Handfestes machen: Tischler oder Steinmetz. Aber es ist schwer für ihn, eine Lehrstelle zu bekommen.

Dann lernt er zwei Jahre bei der Reichsbahn. »Da war ich völliger Außenseiter. Die Bahn hatte noch nie einen 18jährigen als Lehrling. Aber dort konnte ich mich weitgehend aus der Politik heraushalten. Die Berufsschule lag in Schkeuditz und die Leute hatten stundenlange Anfahrtswege. Es gab kein Internat. So blieb keine Zeit zur FDJ-Arbeit. Wir hatten einen vernünftigen Lehrmeister, der uns aus vielem heraushielt.«

Liegestütze. Aber er hat das Pech, die Pflicht-Wehrausbildung zweimal machen zu müssen. Einmal in der Oberschule und das zweite Mal in der Lehre. So steht es im Lehrvertrag. Er muß diese vormilitärische Ausbildung eine Woche im ersten und eine Woche im zweiten Lehrgang absolvieren: Feldübungen in Pseudo-Uniformen. Mit Kleinkaliber-Kalaschnikows.

»Ich begehrte auf: ›Nein, ich schieße nicht!‹

Es gab einen Aufstand.

Ein Lehrausbilder sagte: ›Dann legen Sie sich doch ins Bett und warten Sie, bis die Bombe neben Ihnen explodiert.‹

Ich antwortete: ›Gut, ich geh ja schon. Ich lege mich hier ins Gras.‹

Die Gruppenführer waren Lehrlinge aus dem 2. Lehrjahr: richtig scharfe Hunde, die als Strafe 50 Liegestütze auf den Knöcheln im Sand machen ließen.

Einer versuchte es auch mit mir.

Ich bin ein friedlicher Mensch.

Er wußte nicht, daß ich mich nicht prügle.

Ich war einfach größer und breiter als er. Da hab ich ihm etwas ins Ohr geflüstert: ›Es wird ein fürchterliches Unglück geschehen, laß mich einfach in Frieden!‹

Dann passierte gar nichts.

Im zweiten Lehrjahr haute ich mit einem Kollegen von einer Übung ab.

Großes Theater.

Die Leitung war drauf und dran, uns kein Zeugnis zu geben. Dann hätten wir ein Lehrjahr dranhängen müssen. Das bog ein vernünftiger Lehrmeister ab.«

Verweigern. »Ich wollte nicht zur Armee.

Neben dem normalen Armeedienst gab es den sogenannten Spatendienst. Diese Leute schworen keinen Eid. Sie hatten einen adretten goldenen Spaten auf dem Schulterstück. In den letzten DDR-Jahren wurde dieser Dienst relativ locker gehandhabt.

Ich lehnte aber auch ihn ab.

Zweimal lieferte ich eine schriftliche Begründung: Die Verweigerung ist nicht als Affront gegen den Staat gedacht, sondern ich halte eine kriegerische Auseinandersetzung in Europa nicht für durchführbar. Wir brauchen einfach keine Soldaten!

Dann ging ich zum Wehrkreiskommando und sagte: ›Ich komme nicht.‹

Ich hatte schon die Karte für die Einberufungsüberprüfung. Das war ein sicheres Zeichen: Sie wollen einen.

Der Unteroffizier guckte mich groß an.

Ich sagte: ›Ich will nicht!‹

Er telefonierte.

Ein Hochdekorierter trat ins Zimmer.

Ich sagte wieder mein Sprüchlein auf: ›Ich komme nicht.‹

›Das müssen Sie mir schriftlich geben!‹

›Aber gerne!‹

Alles lief ausgesprochen höflich ab.

Ich habe nie wieder etwas vom Wehrkreiskommando gehört. Ich wurde lediglich gefragt: ›Sie wissen, daß das Verweigern strafbar ist?‹

Ich sagte: ›Ja, ich kenne den Paragraphen soundso.‹

›Bis zu fünf Jahren!‹

›Das ist mir bekannt.‹

Ich schrieb ihnen, daß ich fortan sämtliche Post vom Wehrkreiskommando als nicht eingegangen betrachte.«

Und dann kam der Herbst. Die Einberufungszeit.

Da hatte ich Angst.

Drei Jahre lebte ich damit.

Straffällig wurde man erst in dem Moment, wo man dem Einberufungsbefehl nicht folgte.

Ich hatte gesagt und das war auch so gemeint: ›Ich kneife nicht. Ich habe keine Angst!‹

Natürlich hatte ich Angst.

Dann war ich festgenagelt auf schreckliche Jobs.»

Heizer. Thomas Steinberg sucht sich nun bewußt eine andere Arbeit. Er weiß: Es wird schwierig in einem volkseigenen Betrieb.

»Die Reichsbahn galt als Staat im Staate. Als besonders linientreu. Diese Leute würden mir auf den Nerven herumtrampeln. Ein Wehrdienstverweigerer – es gab etwa 150 davon in der DDR – hätte ihnen nicht gefallen.«

Da er – in einer kurzen Phase – in der Kirche engagiert ist, bemüht er sich um einen Job in einer kirchlichen Einrichtung. So kommt er nach Templin. In einer psychiatrischen Anstalt erhält er die Möglichkeit, als Heizer zu arbeiten.

»Das hieß: Im Heizhaus Kohle in fünf mannshohe Kessel schüppen. Sie mußten von Hand mit Braunkohle vollgeladen werden. Das habe ich gemacht.

Ich nahm diese Arbeit an, auch weil meine Freundin in der Nähe in Halle wohnte.

Damals war ich sozial ziemlich weit unten.

Eine Weile ist es spannend, bis man den Kessel wirklich im Griff hat. Aber was macht man dann, damit man geistig nicht völlig verblödet?«

Deutsches Elend und Zettels Traum. »In dieser Zeit bekam ich ein Buch von Arno Schmidt in die Hand.

Ein dünnes Büchlein, das in der DDR verboten war.

Deutsches Elend. Ein Sammelsurium von Aufsätzen.

Vorher hatte ich nie einen Autor gelesen, der gleichermaßen über die Bundesrepublik und über die DDR herzog.

Es war so etwas wie eine Erleuchtung.

Eine Offenbarung.

Das hielt mich halbwegs wach.«

Sein Interesse für Arno Schmidt wächst.

»Wahrscheinlich bin ich einer der ganz wenigen Menschen, der Arno Schmidts riesiges Buch *Zettels Traum* komplett gelesen hat.

Sogar anderthalb mal gelesen.

Aber irgendwann führte ich zwangsläufig ein eigenbrödlerisches Leben.«

Aufgeblasen. »Jahrelang hatte ich eine Beziehung zu einer Schauspielerin. Für mich war es ein Problem, mit einer Frau zusammen zu sein, die gesellschaftlich ganz oben war, während ich Kohlen schüppte. Viele Gespräche in diesen Kreisen waren innerlich hohl. Aufgeblasen. Lange Jahre spielte ich mit. Vielleicht um zu zeigen, daß ich nicht völlig blöde war. Damals als Heizer redete ich hochtrabender daher als heute.

Die Beziehung ging kaputt, weil ich kaputt war.«

Buchhändler. Er sucht immer neue Möglichkeiten, um die Leere und den Hunger nach Wissen zu füllen. »Ich begann, Englisch zu lernen. Um zu spüren: Da ist nicht nur dieses kleine Fleckchen DDR. Nach einiger Zeit konnte ich englische Bücher lesen. Sie zu bekommen, war kompliziert. Es gab sie nur im Antiquariat.«

Dann macht er einen neuen Vorstoß, um die Zeit als Heizer hinter sich zu lassen. Er will Buchhändler werden. So bewirbt er sich in einer evangelischen Buchhandlung und hat nach einer Weile auch Erfolg.

»Ein halbes Jahr lief alles gut. Plötzlich erhielt ich die Kündigung. Das wäre nach DDR-Recht nicht möglich gewesen. Es gab einen fürchterlichen Krach. Ich verklagte die Kirche. Das war ziemlich einmalig in der DDR. Die Richterin sagte: ›Sie haben ja recht, aber Sie bekommen doch sowieso keine Arbeit mehr in der DDR.‹«

Panik. »Eine völlig absurde Situation. Zum erstenmal in meinem Leben wurde ich richtig krank. Ich hatte nie geglaubt, daß die Umstände einen Menschen fertigmachen können. Vierzehn Tage lang ging es mir sehr dreckig. Ich hatte Panik. Ohne Job in der DDR – das war eine Katastrophe, wenn etwas Politisches dranhing. Arbeitslosengeld gab es nicht. Ich wußte nicht: Wie geht es weiter? Ich wußte es nicht. Manchmal dachte ich daran, Schluß zu machen.«

Kafkaeske Arbeit. »Über meine Mutter bekam ich einen Job in Leipzig. Es gab dort den letzten privaten Grossisten H. G. Wallmann. Alteingesessen. Er vertrieb christliche Literatur. Hatte aber auch das normale Programm, soweit es zu bekommen war.

Ich kam in den Leipziger Osten. Das alte Haus Wallmann war zerfallen. Um 1920 gebaut. Beängstigend.

Man ging eine abgetretene Treppe hoch. Im Raum standen drei bis vier Schreibtische. Dahinter alte hölzerne Regale. Auf der anderen Seite ein Glaskasten: das Büro der Chefin. Quer durch den Raum lief ein Ofenrohr. Wenn es regnete, wurden die Wände so feucht, daß es in den Leitungen Kurzschlüsse gab.

Für mich stand ein ganz kleiner Tisch da – mit einer grünen Schreibunterlage. Ein oder zwei Stifte. Ein Rechnungsblock und eine Rabatt-Tabelle.

Da saß ich den ganzen Tag und schrieb alles von Hand. Lauter Rechnungen. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Diese Arbeit war kafkaesk.

Ich wurde in eine andere Abteilung versetzt.

In die Auslieferung der Evangelischen Verlagsanstalt. Zur Buchanlieferung kam ein LKW vorgefahren. Die Fahrer stellten 10 oder 12 Paletten ab – von Hand, weil das Lager so klein war, daß die Paletten nicht reinpaßten. Die Bücher wurden bis in drei Meter Höhe gestapelt.

Bei der Auslieferung mußten sie alle wieder runtergestapelt und auf einem kleinen Wagen durch einen zehn Meter langen Gang mit großen Schlaglöchern gezerrt werden.

Da fielen die Bücher erstmal runter.

Wenn wir im Winter heizten, wurde der Kohleeimer von der ersten Etage mit einem elektrischen Flaschenzug heruntergelassen. Dann schlurfte man über den Hof. Dort gab es einen Verschlag – ohne Licht. Da der Boden uneben war, konnte man die Kohlen nicht mit der Schaufel in die Eimer schüppen. Es ging nur mit der Hand.«

›Schnellbesohlung‹. Neben der Arbeit macht Thomas Steinberg nun eine Buchhändler-Ausbildung. »Den Namen Ausbildung verdient sie nicht. Sie lief einen Tag in der Woche und war eine ›Schnellbesohlung‹. Eine sogenannte Erwachsenenqualifizierung. Sehr oberflächlich.

Jeden Tag mußte ich von Dessau nach Leipzig fahren. Fahrplanmäßig anderthalb Stunden – real zweieinhalb. Zwei Jahre lang, bis 1989.

Ich versuchte, die Zeit im Zug zu nutzen. Und habe mir Französisch draufgedrückt – und Italienisch.

Die Arbeit war schlimm und wurde mies bezahlt. Durchgekommen bin ich nur, weil ich in dieser Zeit mit einer Frau zusammenlebte, die gut verdiente.

Für den Staat war ich eine Karteileiche: Jemand, den es offiziell nicht gab. Ich hatte Narrenfreiheit. Konnte machen, was ich wollte.«

Der schnöde Grund. Immer häufiger stellt er sich die Frage: Was machst du hier im Osten?

»Es zerrte sich alles zu.

Eigenartig: im Mai 1989 durfte ich zur Hochzeit meines Bruders nach Hamburg fahren. Im Herbst stand der Geburtstag der Großmutter an.

Und da sagten die Freundin und ich: ›Wir heiraten und können beide fahren. Diese Eheschließung hatte also einen ganz schnöden Grund.‹«

Aber die Rechnung ging nicht auf.

»Sie durfte nicht fahren. Ich konnte nur allein reisen. Ohne eine Vorstellung: Was mache ich, wenn ich im Westen angekommen bin?«

Torschluß. »Inzwischen war ich 30 und psychisch und physisch völlig runter. Ich fühlte mich in einer ausweglosen Situation. Aber meine Aufmüpfigkeit habe ich weder bereut noch hätte ich davon irgendetwas zurückgenommen.

Immer mehr Leute aus dem Bekanntenkreis verschwanden – in den Westen. Der halblegale Weg blieb uns verwehrt. So kauften wir die Fluchttickets nach Ungarn. Ich hatte Torschlußpanik. Was machst du? Das geht Jahre so weiter. Du kommst da nicht raus! Du hast keine Chance. Du kannst nichts machen. Du heizt zwar nicht mehr, aber du schreibst von Hand Hunderte von Rechnungen.«

Der 9. Oktober in Leipzig. »Die Situation war beängstigend.

Am Morgen erschien in der *Leipziger Volkszeitung* auf Seite 2 ein Kommentar von einem Kampfgruppenführer. Er würde schießen. Die Demonstranten seien alle Verbrecher und Asoziale. Diese Leute müsse man vernichten.

In Leipzig kursierten Gerüchte: An diesem Tage werde geschossen.

Panzer und Maschinenpistolen.

Die Nicolaikirche war von Marxismus-Leninismus-Studenten und Dozenten besetzt. Und von Leuten vom Roten Kloster, der Fakultät Journalismus in Leipzig. Ich ging in die Ringkirche.

Man hörte Polizeisirenen.

Keiner wußte: Was passiert draußen?

Wir liefen aus der Kirche. Die Leute standen irritiert auf der Straße und wußten nicht: Wie demonstriert man überhaupt?

In einem Grüppchen von vier, fünf Menschen – ich kannte keinen – sagte ich: ›Gehen wir erstmal in Richtung Nicolaikirche!‹

Die Straßen waren leer.

Nur die Stasi stand überall herum. Aber betont unauffällig.

Wir kamen zum Opernplatz.

Er war voll.

Von oben bis unten Kampfgruppen und Polizei. Alle schwer bewaffnet. Mit Kalaschnikows.

Dann sahen wir unten am Bahnhof die Massen. Gefühle, die ich nicht beschreiben kann. Der Demonstrationszug kam näher. Ich fädelte mich ein.

50 000 Menschen. Die Stimmung war beklommen. Wir hatten Angst. Gleichzeitig: eine merkwürdige Heiterkeit. An der ›runden Ecke‹, der Stasi-Zentrale in Leipzig, stockte das Ganze. Keiner wußte, was los war. Die Straße war abgeriegelt.

Von vorne lief eine Anweisung durch die Massen: ›Umdrehen! Umdrehen! Umdrehen!‹ Alle drehten sich um 180 Grad und wollten in die andere Richtung laufen. Dann kam wieder das Kommando von vorne: ›Umdrehen!‹ Und alle liefen weiter. Das Kommando kam aus der Menge heraus. Es gab keinen Anführer. Die Menge reagierte wie ein Körper. Dann zog sie um den Leipziger Innenstadtring. Plötzlich sah ich meine Frau. Sie sagte: ›Ich bekam Angst! Da habe ich mich in den Zug gesetzt und jetzt bin ich hier.‹

Wir fuhren zurück nach Dessau.

Ich wußte immer noch nicht, was in Leipzig passiert war.«

Wilde Streitgespräche. »Danach war die Entscheidung, ob ich in den Westen gehe oder nicht, hinfällig.

Denn an diesem Abend war mir klar: Die DDR kann nicht

bleiben, was sie war. Sie ist schon nicht mehr, was sie war. Sie ist angreifbar. Sie kann sich nicht ernstlich gegen 50 000 Menschen wehren. Sie hat keine Chance, sich zu wehren. Sonst würde sie es machen. Die chinesische Lösung hätte Krieg bedeutet.

Ich dachte: Nun machen die Leute ihren Mund auf und nehmen ihre Sache selbst in die Hand!

Eine Weile geschah das auch.

Im Zug – ich mußte jeden Tag fahren – gab es die wildesten Streitgespräche, ohne daß die Leute sich ernsthaft in die Wolle bekamen.

Vorher saß jeder nur stumm da. Es gab nichts Tristeres als diese Arbeiterzüge.

Und jetzt war es plötzlich fröhlich. Die Menschen redeten miteinander. Sie diskutierten.«

Neue Götter. »Ich habe gar nicht mitgekriegt, daß die Mauer fiel. Ich saß abends mit einem Kumpel zusammen, wir verfaßten ein völlig schwachsinniges Elaborat über die Gewerkschaften.«

Irgendwann kam seine Frau rein und sagte: ›Die haben die Mauer aufgemacht.‹

›Quatsch, du hast dich verhört.‹

›Doch, die haben die Mauer aufgemacht.‹

Ich bekam es erst am nächsten Morgen richtig mit.

Mein Gefühl war gespalten, weil mir klar war: Mit der Maueröffnung geht der Dampf raus. Das war sofort spürbar. Am nächsten Tag im Zug schon.

Die Züge waren plötzlich so voll, daß man nicht mehr reinkam, weil alle in den Westen fuhren.

Die Stimmung kippte.

Es sank die Bereitschaft zu sagen: ›Wir machen jetzt unser Ding!‹

Neue Götter erschienen. Man sah es bei den Demonstrationen. Jetzt kam die Forderung nach der Wiedervereinigung.

Und dann die Sprüche, die mir auf den Nerv gingen: ›Wir sind 40 Jahre betrogen worden.‹ So ein Schwachsinn! Es war doch nicht so, daß man sich in der DDR nicht informieren konnte. Daß man nicht erfahren konnte, was hinter den Kulissen gespielt wurde.

Später sagte mir ein Journalistenkollege, er hätte nie gewußt, daß es in der DDR Wehrdienstverweigerer gab. Und daß sie aus politischen Gründen in Haft genommen wurden. Das war für mich völlig unverständlich.

Gut, es gab dieses befreiende Gefühl: Die Grenze ist offen, der Druck weg.«

Revolution in den Köpfen. »Das Ganze war zu dreiviertel eine vollendete Revolution.

Für Deutschland eine ganze Menge.

Das spielt aber im Bewußtsein der Ossis keine Rolle.

Ich verstehe nicht, daß man nicht sagt: Wir haben einen Staat zusammenbrechen lassen – einfach indem wir die Arme verschränkt haben.

Denn mehr ist nicht passiert.

Die Leute haben sich hingestellt, die Arme verschränkt und gesagt: ›Mit euch spielen wir nicht mehr mit! Ihr könnt uns mal!‹«

Vertane Chance. »Die Chance war einmalig.

Wann wird einem das schon in der Geschichte geboten, daß die alte Macht abserviert und einfach verschwunden ist?

Und ich kann jetzt diesen ›Laden‹ völlig selbstbestimmt aufbauen.

Kann ich.

Mach ich.

Aber das ist einfach nicht genutzt worden.

Ich arbeitete nur am Rande im Neuen Forum mit, weil ich mir vornahm: Ich gehe in keine Organisation mehr!

Mit 18 bin ich aus allen Organisationen ausgetreten, und ich lasse mich zeitlebens nicht mehr organisieren.«

Wende-Gewinnler. »Der Tag der Wiedervereinigung war für mich kein bedeutsames Ereignis. Er war auch kein fürchterliches Ereignis. Ich bin ein Wende-Gewinnler.

Meine Lehrerin in der Buchhändlerschule fragte mich im Herbst, ob es mich interessiere, Journalist zu werden. Mein Einwand: Abitur, Kesselwärter überwachungspflichtiger Anlagen, Hausmeister, demnächst Buchhändler. Sie wissen, was ich gemacht habe.

Egal, ich solle mit ihrem Mann reden, der Chefredakteur einer kleinen Parteizeitung war.

Ganz kurze Zeit *Anything goes*. Ich ging in die Redaktion in Leipzig. Vorher hatte ich nie daran gedacht, Journalist zu werden.

›Machen Sie mal ein paar Probearbeiten!‹

›Was denn?‹

›Das ist egal.‹

Ich schrieb einen Kommentar über eine bessere Demo und gab ihn ab.

›Sie können anfangen!‹

Die Zeitungen suchten händeringend Leute in den Redaktionen, um zu zeigen, daß sie nicht nur ›Rote Socken‹ hatten.

Am 2. oder 3. Januar 1990 fing ich an.

Ich kam in die Redaktion und fragte: ›Was mache ich?‹

›Suchen Sie sich erstmal einen Schreibtisch!‹

›Und jetzt?‹

›Schreiben Sie eine Geschichte!‹

Besetzte Häuser. Man entdeckte sie gerade als neue Sensation.

Dabei wurden in der DDR die Häuser schon besetzt, als in der Bundesrepublik noch keine Rede davon war. Da gab es die Kraker in Holland noch gar nicht. Es ging ganz ohne Lärm in der DDR.

Das war meine erste Geschichte.

Keiner erklärte mir, wie man eine Nachricht schreibt. Wie

man einen Bericht schreibt. Wie man eine Reportage schreibt. Wie man ein Interview macht. Nichts. Ich mußte mir alles selbst beibringen.

Eigentlich sollte ich ein halbes Jahr in Leipzig bleiben. Nach zwei Monaten hieß es: ›Sie müssen nach Dessau.‹

Zweimal wechselte ich die Zeitung. Die erste, weil sie Pleite ging, die zweite, weil absehbar war, daß sie Pleite gehen wird.

Dann ging ich zu der Monopolzeitung, die es hier als einzige noch gibt.«

Die neue Starre. »Für mich ist die Situation inzwischen schon wieder unbefriedigend, weil der Job keine ernsthafte Herausforderung bereithält. Inzwischen ist er Handwerk. Er regt mich nicht mehr auf. Man kennt seine Kanäle. Weiß, wie man Informationen aufbereitet.

Und: Die Zeitung ist schon wieder ein starres Gefüge. Ich lege mich auch heute mit Chefs an. Damit habe ich keine Probleme.

Aber ich verliere die Lust, wenn dieses System genauso absurd wird, wie ich das vom Osten her kenne.«

Nicht mitgespielt. »Völlig verblüffend war für mich in der Wende- und Nachwendezeit, wer alles Widerstandskämpfer sein wollte.

›Wir mußten ja in die Partei gehen, um aufzusteigen.‹

›Gut, da hättet ihr auf den Aufstieg verzichten können. Und der Staat wäre schlicht und einfach zusammengebrochen. Ein Staat kann nicht existieren ohne Ingenieure und ...‹

Ich fühle mich nicht als Widerstandskämpfer sondern als einer, der nicht mitgespielt hat.

Das war eine sehr frühe und klare Entscheidung, die ich jederzeit wieder so fällen würde.«

Originale

Stephan Schelhaas: »Ich sagte zu meiner Frau: ›Mädel, jetzt ist unsere Zeit gekommen. Jetzt gebe ich Gas! Ich suche mir einen Job und dann geht es los!‹«

Stephan Schelhaas, Jahrgang 1957, wächst in Mühlhausen in Thüringen auf.

Die Mutter ist Lehrerin, der Vater Herrenschneider und Vizechef in einer halbstaatlichen Produktionsgenossenschaft.

Die Eltern haben im Dorf das erste geflieste Bad: 12 qm groß, schwarz gefliest und weiß gefugt. »Ohne den guten Job meines Vaters wäre das undenkbar gewesen.

Wenn jemand heiraten wollte und einen Anzug bestellte, sagte er: ›Gut, in einem Jahr ist er fertig, dann kannst du heiraten. Wir besorgen den Stoff. Oder was bist du von Beruf? – ›Elektriker.‹ – ›Kannst du mir Steckdosen besorgen? Oder Kabel?‹ – ›Ja.‹

Dann ging das halt ein bißchen schneller und er konnte eher heiraten.»

Der Zehnkampf. Die Schule delegiert Schüler zu Sport-Wettkämpfen.

»Wir sagten: ›Am Zehnkampf können wir nicht mitmachen, wir haben nicht mal einen Stab zum Springen!‹

Den besorgte uns der Sportlehrer. Einen Stab für fünf Leute. Wir sägten ihn auf Länge. Dann nahmen wir Kartoffelsäcke, organisierten Schaumgummireste, stopften damit die Säcke voll. So trainierten wir Stabhochsprung.«

Als sie sich fit fühlen, fahren sie zur Kreismeisterschaft. »Stolz standen wir früh um sechs zu fünft an der Bus-Haltestelle.

Der Fahrer: ›Was wollt denn ihr? Das geht nicht mit dem Stab!‹

Wir mußten ihn biegen, damit er in den Bus paßte.«

Im Wettkampf erreichen sie den zweiten Platz. Einen Monat später folgt die Bezirksmeisterschaft.

»Am Sonnabend sollte der Zehnkampf sein und am Montag sagte mein Vater: Freitag müssen wir Holz holen. Ich hab einen Lastwagen mit Hänger besorgt.

Wir fuhren in den Wald und luden die Stämme auf und zu Hause wieder ab. Freitag abend war ich halbtot.

Sonnabends um fünf Uhr fuhr der Bus. Wir rein in den Bus. Wieder mit dem Stab. Rein in den Zug nach Weimar. Die Stars vom Sportclub waren da. Jeder hatte seinen professionellen Stab für den Hochsprung.

Es ging zum Einspringen. Ich und einer aus unserem Nachbardorf hatten zusammen nur einen Stab. Es lief schlecht. Beim 1 500-Meter-Lauf sah ich Fata Morgana.«

Er macht den 9. Platz von 34 – immerhin.

Fußball und Freundin. Der Onkel ist Fußballchef im Dorf. Daher erhält Stephan Schelhaas mit 16 Jahren eine Sondergenehmigung für die Männermannschaft. »Ich spielte hinten im Mittelfeld. Nicht gebunden sein war für mich wichtig. Immer schön gestalten.«

Er haßt eine Spielweise wie »Wenn du rechts spielst, bleibst du rechts!«

Dann kommt er in die Kreisauswahl. Und in die Bezirksauswahl.

Die Bezirksliga ist in der DDR die dritte Klasse.

»Es kam ein gutes Angebot. Das war ungewöhnlich: Prämie und und 75 Mark dazu und eine Wohnung. Traumhaft.

Zu dieser Zeit hatte ich meine Frau kennengelernt. Wir waren noch nicht verheiratet, trafen uns einmal im Monat.

Wenn sie kam und ich zum Spielen weg war, gefiel ihr das nicht.

So bröckelte die Lust am Fußballspiel langsam ab.«

Ein bißchen studiert. Zum Studieren verläßt Stephan Schelhaas sein Dorf. 1977 geht er nach Wittenberg.

»Ich mußte mal etwas anderes sehen.

Ich habe nur ein bißchen studiert.

Eigentlich wollte ich Lehrer werden, aber mit der Stimme lief es nicht so richtig und mit verschiedenen anderen Dingen auch nicht.

Nach zwei Semestern – vorbei. Im August kam das Aus.

Ich suchte eine Lehrstelle. Auf der Straße wollte ich nicht bleiben.

Vernünftige Lehrstellen waren knapp. Wenn man drei Jahre Armee machte, sah das anders aus. Das habe ich aber nicht getan.

In meinem Dorf wohnte ich nahe der Grenze: hörte die Minen knallen.

Lehre als Werkzeugschleifer.

Während der Lehrzeit ging der Arbeiter, der die Schleiferei betrieb, zur Ingenieurschule. Und ein Vierteljahr vor meinem Abschluß übernahm ich, der Lehrling, den Laden.«

Die ›Belobigung‹. Stephan Schelhaas, katholisch aufgewachsen, heiratet ökumenisch, weil seine Frau protestantisch ist. Auf der Arbeit haben beide stets die gleiche Schicht.

Sie bekommen zunächst ein Zimmer in einer Neubauwohnung, in einer Art Wohngemeinschaft. »Als Schichtarbeiter waren wir privilegiert, eher an eine Wohnung zu kommen. Wir wollten das Modernste. Mit Warm- und Kaltwasser aus der Wand und mit Bad. Und das war die Platte. Dort einziehen zu dürfen, war eine ›Belobigung‹. Es herrschte Wohnungsnot. Damals wollte keiner in einen Altbau. Jeder suchte den Neubau. Wir waren es leid, mit Kohle zu heizen.

Daß es so uniform in der Platte war, störte uns nicht – es war eben so, das war der Standard. Die zehn Familien im gleichen Aufgang zu den fünf Etagen verstanden sich gut. Jeder kannte sich.«

›Schnell-Besohlung‹. Er nimmt eine Arbeit im Stickstoffwerk an: als Anlagenfahrer. Aber rasch wird sie ihm zu langweilig.

Oft sitzt er herum und hat nichts zu tun. Er fühlt sich nicht ausgelastet.

»Dann beobachtete ich, wie eine Hochdruckpumpe repariert wurde. Ich ging zu den Leuten: ›Das ist interessant, das würde ich viel lieber machen.‹«

Nach einigen Monaten kann er wechseln. Er muß sich einüben. Und wird im Lohn zurückgestuft, weil er Verschiedenes noch nicht beherrscht.

»Ich fragte den Werkstattleiter: ›Warum verdiene ich eigentlich so wenig? Ich mach das Gleiche wie die anderen!‹ Die Kollegen waren Schlosser.

›Wenn Sie den Abschluß nicht haben, können Sie nicht das Geld verdienen wie die anderen.‹

›Was muß ich tun, um gleich viel zu verdienen?‹

›Eine Lehre machen.‹

›Gut, morgen fang ich an.‹

Diese Lehre lief berufsbegleitend. Eine ›Schnell-Besohlung‹ – bis zum April.

Die Armee hatte ich hinausgezögert. Direkt verweigern? Ich war immer im Zwiespalt: wegen der Frau und der Mutter, die Lehrerin war, wegen all der Probleme, die entstehen konnten.

Der Einberufungsbescheid kam und ich hatte noch die Prüfung vor mir.«

Stephan Schelhaas soll vorzeitig ein Abschlußzeugnis mit der Note 4 erhalten.

Doch es gelingt ihm, den Prüfern klarzumachen, daß er eine 2 verdient hat. Und er bekommt die 2.

DDR-Nebenjob. »Ich war nicht bequem. Ich ging nicht mit zum 1. Mai und zahlte keinen Solidaritätsbeitrag.

Und ich hatte die ganze Schicht im Griff. Sechs Leute.

Es war nicht immer Arbeit da. Da sagte ich mir: Ich rauche nicht. Ich spiele keinen Skat. Entweder ich lege mich hin und schlafe oder ich mache etwas anderes!«

Die sechs Leute der Schicht verlegen sich aufs Kunstgewerbe. Sie produzieren »Schnapskannen, Behälter, in die man eine Weinkanne stellen konnte – in Kupfer getrieben. Wandbilder. Wandleuchter.«

Mit diesen Sachen fahren sie nach Thüringen – mit dem Zug. Umtausch: in Holz, in Schnaps, in Doppelkorn.

»Am Montag in der ersten Schicht zahlte ich aus.«

Stephan Schelhaas nimmt alles mit, was an Zusatzqualifikationen möglich ist. Dann bekommt er endlich die Lohngruppe 7 – wie alle anderen.

Nackt – zum Waffenempfang. Kurz vor Ostern wird er zum Wehrkreiskommando bestellt. Da sagt ihm ein Beamter: »Als Ostergeschenk können Sie Ihrer Frau übermitteln: Wir schicken Sie zur Armee!«

Schelhas sieht es als ›Schikane‹ an, daß er so spät eingezogen wird.

»Da kamen entweder die hin, die nicht richtig laufen konnten oder die Unbequemen.

Ich war mit Abstand der Älteste in der Kompanie.

Und ich fiel auch gleich wieder auf.

Es hieß: ›Wenn Alarm ist, alles stehen lassen, egal, was Sie anhaben, Truppe raus zum Waffenempfang!‹

Ich hatte nichts an.

Raus auf den Flur!

Da hatte ich schon den ersten Rüffel weg: Ich mußte den Exerzierplatz harken. Und ich habe geharkt, wo es nichts zu harken gab.«

Bügeln statt Exerzieren. »Ich hatte keine Lust mehr zum Marschieren. So etwas Sinnloses nervt mich. Raucher konnten rauchen und eine Pause machen. Nichtraucher mußten weiterlaufen. Ich wollte nicht mehr laufen.

Da hieß es: ›Wer kann bügeln?‹ – ›Ich.‹ – ›Wieso können Sie bügeln?‹ – ›Mein Vater ist Herrenschneider, ich habe zugeguckt, ich kann es.‹

Es gab 64 Knobelbecherhosen zu bügeln.

Ich brauchte doppelt so lang wie die anderen exerzierten – bis tief in die Nacht. Und wie die Hosen gebügelt waren! – Voll daneben.«

Ministerium des Inneren. Als er vom Feldlager zurückkommt, wird er von einer Stunde zur anderen zusammen mit einem ›Kumpel‹ abkommandiert.

»Wir halten an einem recht ansprechenden Haus. An der Rezeption saß eine Dame in Offiziersuniform.

›Wir kommen von Potsdam, was sollen wir hier?‹

Ich hatte draußen das Schild nicht gesehen: Ministerium des Inneren. Abteilung Sowieso.

›Sie sind eingeteilt. 15 Leute. Sie als Ältester. Zwei Kellner, zwei Köche, zwei Hausmeister ein Fahrer [...].

›Und was sollen wir hier?‹

›Na, Wehrdienst. Im Ministerium des Inneren ...‹

Damals, 1981/1982, war gerade eine schlechte Zeit. Keine Kohlen. Keine Butter. Und hier gab es alles. West-Schallplatten. Alles. Freitags kaufte ich ein. Zehn Koteletts, zehn Stückchen Butter [...].

›Wo wollen Sie hin damit?‹

›In die Provinz,« sagt der Till Eulenspiegel aus Wittenberg.

Hochsicherheitstrakt. Auftrag: Nach Protokoll die Fahne hissen.

Auftrag: Gardinenleisten anbringen. Auftrag: Mülltonnen fahren.

Jeden Montag muß er Sicherheitsakten vernichten. Im Hochsicherheitstrakt. Die Akten der interessantesten Kriminalfälle der DDR.

»Wir standen hinter der Maschine. Dann kamen zwei Sicherheitsoffiziere mit den Akten und übergaben die Papiere. Wir schoben sie in die Maschine. Einmal ließ ich zwei Akten daneben gleiten. Der Raum hatte eine Klingel und Wechselsprechanlage. Als wir uns eingeschlossen und die Beobach-

tungskameras etwas verdreht hatten, lasen wir am Montag früh erst mal diese Akten.

Es ging um einen Mann, der [...]

Über solche Mordfälle wurde nie in den Zeitungen berichtet.«

Stütze. Fast jeden Freitag kann Stephan Schelhaas nach Hause fahren. »Nur am 1. Mai und 7. Oktober nicht. Da mußten wir die Fahne hissen. Wenn die Sonne aufging, mußte sie oben sein, und wenn sie unterging, wieder unten.

Wir haben gegessen, was auch die Offiziere bekamen – ich wog damals über 80 Kilo. Paradox: Meine Frau und ich mußten Stütze beantragen, denn wir hatten kaum Einkommen, nur 120 Mark Wehrsold. Und meine Frau war mit unserm ersten Kind zu Hause.«

Rauhbeiniges Kollektiv. Nach anderthalb Jahren kommt er im Oktober 1982 von der Armee zurück ins Stickstoffwerk Wittenberg-Piesteritz.

»Inzwischen war ich versetzt. Ich geriet in ein richtig schönes, rauhbeiniges Kollektiv. Die Piesteritzer sind anders als die Wittenberger. Doch ich kam gut klar mit den Leuten.

Da ich zuletzt bei Einheit Wittenberg Fußball gespielt hatte, hieß ich ›Einheit‹. Die Kollegen riefen: ›Einheit, komm mal her, du hast doch studiert!‹«

Tennis in der Werkshalle. Wenn es nichts zu arbeiten gibt, spielen die Männer in der Werkshalle Tennis. Oder Golf. Schläger und Tennisnetz basteln sie sich selbst.

»Es war Weihnachten. Spätschicht. Da kam sowieso keiner zum Kontrollieren. Wir spielten ein Doppel in Sportuniform mit kurzer Hose.

Es klopfte am Werkstor.

Wir schlossen auf. Da stand der Kontrolleur.

Zwei der Männer zitterten.

Ich begann zu lachen.

Wir jammerten: ›Kein Material da. Was sollen wir machen?

Das wird doch langweilig. Wollen wir jetzt nicht lieber zusammen eine Pulle Schnaps trinken?‹ – ›Okay!‹

Er hat uns nicht verraten.«

Geld jenseits der Grenze. Zum Geburtstag der Mutter – am 9. November 1989 – fährt Stephan Schelhaas in seinen Heimatort an der Grenze. Vor dem Kreispolizei-Revier stehen Massen von Menschen.

»Die Straßen waren zu. Alle wollten einen Stempel.

›Brauchen wir einen? Brauchen wir keinen?‹

Ich sagte: ›Ich geh rüber. Koste es, was es wolle.‹

Ich fuhr ohne Genehmigung ins Sperrgebiet.«

Zwei Tage später machen sich die Schelhaas auf den Weg nach Eschwege in Hessen.

»Wir hatten keinen Stempel bekommen. Unterwegs hörten wir: Stau auf der Autobahn bis Erfurt – 70 Kilometer.

Alle wollten in den Westen.

Ich sagte: ›Wenn wir normal fahren, kommen wir nie an.‹«

In Eisenach-West verlassen sie die Autobahn. In vollen drei Stunden sind sie in der Nähe von Eschwege. »Drei Kilometer vorher kamen wir durch ein kleines Dorf. Ich dachte: Ehe wir in die Stadt fahren, gucken wir uns an, wie ein westdeutsches Dorf aussieht.

›Wenn Sie Geld tauschen wollen: Bei uns ist noch einer auf der Post. Sie sind die ersten hier im Ort.‹

Wir fahren zur Post.

›Ach, Sie möchten Geld tauschen.‹

›Ja, das können wir auch machen.‹

›Wieviel Leute sind Sie?‹

›Mein Vater und wir beide.‹

Der Postbeamte zahlt aus. Wir wollen gerade gehen, da fragt er: ›Und Ihre Kinder?‹

›Die Kinder auch?‹

Da hatten wir 400 Mark. 400 Westmark. Unbegreiflich. Jetzt hatten wir Geld. Das war uns aber völlig egal. Mein Vater

erzählte von alten Zeiten. Kaufen? Wir wußten gar nicht, was. ›Kaffee! Wie immer.‹

Wir fuhren zurück und feierten Geburtstag – bei meiner Mutter.«

Der Generaldirektor. Als Stephan Schelhaas aus dem Urlaub zurück ins Werk kommt, erzählen die Kollegen, was sich ereignet hat.

»Der Generaldirektor war vor die gesamte Belegschaft geladen worden. Dieser Mann saß im Zentralkomitee der SED. Er kannte Honecker. Sie gingen zusammen zur Jagd. Solche Leute hatten einen Hofstaat um sich. Sie waren abgeschirmt. Mit ihnen kam man nicht in Verbindung.

Es stellte sich heraus: Er hatte einen Jägerkeller im Piesteritzer Hof. Ein Haus an der Elbe. Und noch mehr Privilegien, von denen wir nichts wußten.

Als dies alles diskutiert wurde, nahm sich der Generaldirektor das Leben.«

Abgewickelt. Die erste Phase der Stillegung des Stickstoffwerkes nach der Wende heißt Kurzarbeit. »Wir kannten das nicht: Zuhause bleiben und Geld bekommen.

Aber dann wurde die Lage heiß.

Keiner wußte, wer entlassen wird.

Ich ging zum Chef und sagte: ›Es herrscht große Unruhe unter den Leuten. Macht den Zettel mit den Namen fertig und hängt ihn ans Brett!‹

Am nächsten Tag hatte ich Spätschicht und dachte: ›Du machst dich heute schick!‹ Ich ziehe das schwarz-rote Hemd an. Und ich bin noch nicht richtig in der Werkstatt, da weiß ich, was die Stunde geschlagen hat: Jetzt werde ich bestimmt geladen!

Ich gehe ins Vorzimmer. – ›Was ist denn los hier?‹ – ›Gehen Sie mal weiter!‹ – ›Ich weiß Bescheid.‹ – ›Aus sozialen Gründen [...]‹ – ›Meine Frau hat den blauen Brief so gut wie sicher. Ich auch. Sozialer Grund? – stimmt nicht.

Ich hab kein Geld, ich habe zwei Kinder.‹

Von den Unbequemen trennte man sich zuerst.«

Täuschung. Am Samstag sitzt die Familie am Frühstückstisch. Es klingelt.

Einschreiben.

Zwei blaue Briefe.

Beide arbeitslos.

»Ich sagte: ›Mädel, jetzt ist unsere Zeit gekommen. Jetzt gebe ich Gas. Ich suche mir einen Job und dann geht es los!‹

Das war die größte Täuschung, der ich je aufgesessen bin.

Ich kam zum Arbeitsamt und stellte mich vor.

›Was haben Sie gemacht?‹ – ›Zwei Berufe.‹ – ›Was haben Sie sich denn vorgestellt?‹ – ›Was ich gemacht habe, würde ich gern weitertun, aber wenn es da nichts gibt, mache ich etwas anderes.‹ – ›Zwei Berufe können wir nicht listen. Sie müssen sich für einen entscheiden. Was stellen Sie sich vor?‹

Ich hatte ein bißchen von Management und Marketing gelesen: ›Ich möchte in die Richtung Management und Marketing.‹ – ›Dafür kommen Sie nun überhaupt nicht in Frage – bei Ihren Voraussetzungen.‹ – ›Ich bin pleite, ich hab kein Geld mehr.‹ – ›Hier steht eine EDV-Anlage – keiner kann sie bedienen.‹ – ›Da bring ich Ihnen jemand vorbei.‹

Sie nahmen meine Frau. Als sie diesen Job hatte, sagte ich: ›Nun können Sie mich doch als Hausmeister einstellen.‹ – ›Nein, wir machen keinen Familienbetrieb.‹«

Der Aufkäufer. Stephan Schelhaas versucht, sich weiterzubilden. »Ich las einiges und nahm an einem Seminar teil. Da saßen Schüler bis zum Diplomingenieur – querbeet alles.«

Er bekommt eine ABM-Stelle bei einem der großen Gartenbaubetriebe in Wittenberg. Für ein Jahr wird er als Bauleiter eingesetzt. »Ich dachte: Dann bist du erstmal ein Jahr weiter, da kannst du gucken und austesten.

Wir sollten Anturien mit der Heckenschere abmähen.

Ich sagte: ›Ich kaufe sie auf.‹

So verdient man Geld: Ich verkaufte die Blumen, die der Betrieb wegwerfen wollte.

Die Gewächshäuser wurden geräumt – viele Palmen standen herum. Ich kaufte auch sie auf. Und stattete drei Schulen, die trist waren, damit aus. Privat kostete die Palme 8 Mark. Für die Schulen 5 Mark.«

Empfang im Rathaus. »Ich überlegte: Wie kommst du an etwas Besseres? Wenn ich den Blaumann an habe, bin ich ein Blaumann und kriege nichts anderes.

In der Zeitung steht: ›Neujahrsempfang vom Oberbürgermeister.‹

Ich denke: Alle sind eingeladen.

Ich mache mich schick: Sakko und Schlips.

Und gehe hin: gratis Essen und Trinken.

Ich bin noch nicht die Treppe hoch, da klopft mir schon jemand auf die Schulter: ›Was machst du denn hier?‹ – ›Eigentlich gehöre ich hier nicht her. Ich hab keinen Job. Bin arbeitslos.‹ – ›Siehst aber schick aus – für einen Arbeitslosen. Kannst bei mir anfangen. Küchen-Studio.‹ – ›Ja, Verkauf ist meine Welt.‹ – ›Sprachkenntnisse? Ich will in Richtung Rußland.‹ – ›Kein Problem. Ich mache einen Kursus.‹

Ich gehe noch ein paar Stufen höher und treffe weitere Leute: ›Da läuft eine Ausschreibung für den Leiter der Tourismus-Information.‹ – ›Was ist eine Ausschreibung?‹ – ›Da werden die Leute ausgesucht ...‹ – ›Wo läuft denn das?‹ – ›Abteilung Wirtschaftsförderung.‹ – ›Was ist denn das?‹ – ›Das ist da oben unter dem Dach.‹

Ich laufe hoch in das sogenannte Vorzimmer. Die Sekretärin: ›Haben Sie einen Termin?‹ – ›Ist der Chef da?‹ – ›Haben Sie einen Termin?‹ – ›Eigentlich hätten Sie es wissen müssen.‹

Sie ist so verblüfft, daß sie mir die Tür aufmacht.

Und dann sitze ich drin: ›Ich hab gehört, hier läuft eine Stellenausschreibung für Tourismus.‹

Wir kommen ins Gespräch – reden eine halbe Stunde lang.

Ich frage: ›Wie läuft denn das so?‹ – ›Ausschreibung heißt: eine Bewerbung schreiben.‹ – ›Können wir das nicht einfach so machen?› – ›Nein.‹ – ›Und die Voraussetzung?‹ – ›Diplom in dieser Richtung oder Lehrer.‹ – ›Fast Lehrer bin ich gewesen. Ich hab zwar kein Diplom. Hat es überhaupt Sinn, etwas abzugeben?‹ – ›Ja, machen Sie mal!‹

Eine Woche später findet das Bewerbungsgespräch statt. Danach hieß es: ›Gehen Sie noch mal eine Runde. Das Gremium entscheidet.‹

Es entschied: ›Sie können anfangen.‹

Ich sagte: ›Geht nicht, ich muß zuerst meinen Job zuende machen. Ich mache alles schön zuende. Aber meinen Plan habe ich natürlich vor Frist erfüllt – wie im Kommunismus. Dann und dann fange ich an.‹«

Ideenproduktion. Die Leute im Rathaus hatten wohl gemerkt, daß dieser ›Typ‹ Ideen hat. Und ausnahmsweise nehmen sie diese zentrale Fähigkeit auch als Maßstab. So wird Stephan Schelhaas kurz nach der Wende Leiter der Tourismus-Information der Stadt Wittenberg.

»Ich dachte ziemlich bald: Man muß nicht nur eine Stadt verkaufen. Man muß thematisch etwas machen. Zum Beispiel mit Martin Luther.

›Wir brauchen ein Datum. Demnächst ist Luther 450 Jahre tot.‹

›Kann man denn das vermarkten?‹

›Wenn man es sensibel genug macht [...].

Ich rief den Arbeitskreis der deutschen Luther-Städte an.«

Und Stephan Schelhaas macht das Luther-Jubiläum in Wittenberg zu einem Ereignis.

Zu Fuß nach Rom. Zur 700-Jahrfeier 1993 läuft der frühere Zehnkämpfer zu Fuß nach Rom. »Wir haben die Reise von Martin Luther aus Wittenberg quer durch Deutschland und Italien in die Stadt des Papstes nachempfunden. Auch Luther war gut zu Fuß.«

Mit der Cranach-Stiftung entwickelt er ein touristisches Paket.

»Ihr macht die inhaltliche Schiene. Ich mache euch das Konzept. Wir fangen mit einer Führung an. Und mit der Bibel-Ausstellung *Zurück zu den Quellen.* Dann habe ich ein Ziel, wo ich hin will.«

Er entwickelt eine verrückte Idee: Oberammergau und Wittenberg zusammenzubringen.

Das fällt zunächst in alle Vorurteilsfallen. Aber Stephan Schelhaas hat gute Berater: Ein kulturelles Konzept entsteht, das bei manchen Unterschieden erstaunlich viel Gemeinsames oder zumindest Bezüge offenlegt.

Das Interview. Er entwickelt die Idee, einen Luther-Bus mit Leuten in den Kostümen der Reformationszeit herumzuschicken.

Dazu macht der *Spiegel* mit ihm ein Interview.

»Ich sagte: ›Ich stehe zur Verfügung, aber als Tourismusmanager der Stadt Wittenberg und nicht als Privatperson.‹

Der *Spiegel*-Journalist fragte: ›Wo läuft der Luther-Bus jetzt gerade?‹

›Ich glaube, der macht eine Tour durch Schweden, wo unsere Leute in Kostümen durch die Städte fahren und präsentieren.‹

Der *Spiegel*-Mann schickte einen Fotografen nach Schweden. Drei Stunden lang fotografierte er.

Dann war ich in Spanien. Als der *Spiegel* herauskam, suchte ich unter Kultur nach dem Artikel. Ich fand nichts.

Doch als ich nach Hause kam, saßen da alle mit ernster Miene.

Der Artikel lief unter der Rubrik Wirtschaft.

Was schrieb der *Spiegel*? Schlagzeile: ›Benjamin Blümchen für Erwachsene.‹ Ich hatte dem Journalisten gesagt: ›Die Leute wollen Spaß haben, wenn sie kommen. Sie haben Urlaub. Es sind vorwiegend Protestanten.‹

Schorlemmer wollte mich sofort sprechen.«

In der Provinzzeitung steht provinziell: »Zwei Welten prallen aufeinander.«

Sie hatten ihren Luther nicht gelesen.

Stephan Schelhaas weiß, wo der Doktor Luther seine Stammkneipe hatte. Und welches Bier er besonders gern trank. Im *Schwarzen Adler*, gleich neben dem Marktplatz, das berühmte Einbecker. Der Reformator hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß es großartig ist zu leben.

Das Erbe. Was einer aus dem Leben machen kann, lernt Stephan Schelhaas schon bei seinen Eltern. Der Vierzehnjährige erlebt eine Aktion, die an Phantasie kaum zu überbieten ist.

»1971 hatte mein Vater mitbekommen: In Erfurt steht ein Riesencontainer mit Helanca-Hosen aus Italien auf Halde.

Geplant war, sie von Italien aus in die Bundesrepublik als Skihosen zu verkaufen. Das Problem: Der Stoff war zu dünn. Vom Westen wurden sie nicht genommen, irgendwie gelangten sie in den Osten. Zigtausend Hosen.

Kurz vorher sang Peggy March im Westen *In heißen Höschen.* Vater nimmt eine Hose. Mutter als Lehrerin zeichnet an: ›Soweit abschneiden!‹ Vater schneidet die Beine ab. Und näht sie um.

Nächste Etappe. Was bleibt übrig? Die Hosenbeine. Sie werden aufgetrennt. Aus den langen Streifen Pullover genäht. Blau. Rot. Schöne Pullover.

Und dann bleibt noch etwas übrig. Daraus näht der Vater Badehosen. Schön mit Streifen.

Aus einer Skihose entstehen: eine kurze Hose, ein Pullover und eine Badehose.

Dann kauft er sich einen Koffer, um die Sachen zu transportieren. Er hieß fortan ›Der Mann mit dem weißen Koffer‹.

Ein halbes Jahr lang zog er jeden Tag mit dem weißen Koffer los, bis meine Eltern den ganzen Container umgearbeitet hatten.

Rund 10 000 Mark haben sie gemacht – in der kleinen Schneiderwohnung. Das war Unternehmertätigkeit.«

Und die hat sein Sohn Stephan geerbt.

Und setzt sie nun in einem ganz anderen Rahmen auf seine Weise um – in Kultur und Tourismus.

Gert Friedrich: »Vor der Wende wäre meine Heilung nicht möglich gewesen, weil alles von oben kam. Wer nicht für würdig befunden wurde, der wurde fallen gelassen.«

»Ich bin ein alter Dessauer.

In der Familie waren wir neben Mutter und Vater drei Jungen und zwei Mädchen. Ich, Jahrgang 1944, der einzige Handwerker in der Familie. Die anderen studierten.«

Schlosserlehre. Qualifizierungen zum Schweißer und Kranführer.

Außenseiter. »Auch politisch war ich in der Familie Außenseiter. Für mich war dieses System nicht akzeptabel. Und das sagte ich auch.

Bei Familienfeierlichkeiten zog ich mich zurück.

Ich war als guter Facharbeiter im RAW bekannt, im Reichsbahn-Ausbesserungswerk.

Dann fing die Trinkerei an.

Zuerst Gelegenheitstrinken.

Es steigerte sich.«

Ursachen. »Die erste Ursache für meinen Alkoholismus ist wahrscheinlich, daß ich keine Frau fand.

Die zweite waren politische Querelen.

Häufig bekam ich eins vor den Bug geschossen.

Jahrelang arbeiteten wir unter Stasi-Aufsicht, weil laufend Motoren, die wir für die großen Lokomotiven bauten, kaputtgingen. Die Stasi nahm an, daß es sich um Sabotage handelte und wollte herausfinden, wer es war. Aber es war keine Sabotage. Das habe ich ihnen ein paarmal erklärt. Wir fuhren Versuche. Wenn wir die Motoren mit Dieselöl aus dem Westen laufen ließen, passierte nichts. Sobald wir das Russenöl nahmen, waren sie nach kurzer Zeit im Eimer. Ich sagte zum Abteilungsleiter: ›Helmut, das wird nie etwas werden!‹

Er sah es ein, aber er konnte nicht anders, weil er von der Partei eins auf den Deckel bekam.

Das System war so: Wenn etwas beschlossen war, wurde es gemacht.

Deshalb war ich schon 1985 der Meinung: Das geht den Bach herunter.«

Rausgeflogen. »Ich war mal in der Partei. Und flog heraus. Sie sagten, wegen des Alkoholkonsums. Aber ich denke, es war wegen meiner Offenheit.

Man hatte mir erzählt: ›Wenn du in die Partei gehst, brauchst du nicht zur Armee.‹ Aber es stimmte nicht. Es war Lug und Trug. Ich wurde einer Kampfgruppe zugeteilt.

Unter dem System habe ich nicht gerade gelitten. Ich sagte offen, was ich dachte. Schon damals erklärte ich: ›Die sollen die Grenzen aufmachen. Denn die Hälfte der Leute, die jetzt rübergehen, kommt wieder.‹«

Druck. Gert Friedrich wird als guter Arbeiter geschätzt. »Wenn es etwas zu besorgen gab, dann war der Friedrich da. Ich wurde nach Halle oder sonstwohin mit dem Auto geschickt und holte, was gebraucht wurde. Es hieß immer: ›Wenn man den Friedrich schickt, dann kriegt er es‹.

Doch von den Kollegen kam Druck.

Ich machte öfters drei oder vier Tage blau und haute dann wieder so rein, daß ich zum Monatsende als Bester ausgezeichnet wurde. Das gab Diskrepanzen mit den Kollegen.«

Kündigung. Gert Friedrich erhebt Einspruch. Gerichtsverhandlung: die Kündigung muß zurückgenommen werden.

Aber er wird degradiert. »Ich mußte eine andere Arbeit machen. Das paßte mir nicht. Ich strebte von mir aus ein Aufhebungsverfahren an. Das war verkehrt. Ich hätte bleiben sollen. Aber es mußte wohl so kommen. Von da an ging es bergab.

Ich hatte keine Arbeit.

Hatte nur viel Freizeit.«

Er wohnt im Haus seiner Mutter – mit einem großen Garten. Er verkauft Obst und Blumen – davon muß er leben.

Therapie. 1978 kommt er in eine Trinker-Heilanstalt in Dessau.

Es dauert nicht lange und er trinkt erneut.

Die Behörden schicken ihn 1982 noch einmal in eine Entziehungskur. »Statt einer Therapie bauten wir für den Chefarzt eine Garage – das gefiel uns. Wir bekamen mehr Geld und wurden im Hause des Chefarztes bewirtet.

Jetzt weiß ich, daß es verkehrt war.

In DDR-Zeiten sprach man nicht mit den Alkoholkranken, man ging nicht auf ihre Probleme ein.

Danach dauerte es wiederum nicht lange, da fing ich wieder an zu trinken.«

Stasi. Wer außerhalb der Normen liegt, gilt in dieser Gesellschaft besonders stark als auffällig – obwohl alles getan wird, um Auffällige unauffällig zu machen. Fast jede Form von Auffälligkeit wird tabuisiert. Der Staat, der Erfolg vorweisen will, tut so, als gäbe es sie nicht. Aber nirgendwo will andererseits der Staat so genau wissen, was geschieht, wenn jemand auffällig ist.

»Die Stasi hat mich oft eingeladen. Manchmal wurde ich schon früh um 4 Uhr abgeholt« – um die Einladung nicht bei den Nachbarn auffallen zu lassen.

»Bis die Herren, die mich verhören wollten, um 8 oder 9 Uhr kamen, ließen sie mich im Keller einsperren. Dann wurde ich vorgeführt. Ich weiß nicht warum. Wahrscheinlich wegen meines Bekanntenkreises. Darin gab es viele Aussteiger. Sie fragten mich über Leute aus. Worüber in Gaststätten geredet wurde. Über Kollegen. Da ich den Status Alkoholiker hatte, sagte ich immer: ›Ich war besoffen – davon weiß ich nichts.‹

Im Prinzip konnten sie nichts machen.

Und damals war mir alles egal.«

Im Rathaus. Die Stasi läßt sich am ehesten an denen aus, die sie als schwach ansieht.

»Wenn ich etwas zu einem Bekannten gesagt hatte, gab es manchmal einen Zuträger. Für Nichtigkeiten wurde ich mit einem Polizeiauto abgeholt und vorgeführt.

Die Abteilung des Inneren war eine schreckliche Abteilung. Es gab einen Gang im Rathaus in Dessau, in den schleppten die Stasi-Leute das Opfer und schlossen hinter ihm zu. Dann fragten sie es aus und setzten es so unter Druck, daß das Opfer spurte. Oder sie wiesen es zwangsweise in eine Nervenklinik ein.«

Sie schleppen ihn dorthin, nicht weil er alkoholkrank ist, sondern »weil ich aufmüpfig war. Weil ich in der Kneipe etwas gesagt hatte, was gegen ihren Sinn lief. Trotz meines Dilemmas hatte ich einige Freunde und Kollegen, die zu mir standen.«

Wohnungslos. »Wenn ein Alkoholiker früh aufsteht, hat er nur ein Problem: Entweder ist Schnaps da – oder es stellt sich die Frage: Wo kriege ich Schnaps her? Oder wo kriege ich Geld für Schnaps her?

Darauf läuft das gesamte Denken hinaus.

Bis auf ein paar Kleinigkeiten wurde ich nicht kriminell. Aber in meiner Wohnung gingen die Gangster, die ebenfalls tranken, ein und aus. Die Wohnung lag Parterre. Sie stiegen zum Fenster ein.

Sie nahmen mich aus, weil ich zu gutmütig war. Oder sie beklauten mich im Rausch.

Später ging ich kaum noch in meine Wohnung.

Eines Tages gab ich sie auf.

Seit 1989 hatte ich keinen festen Wohnsitz mehr.

Ich kampierte mal bei dem, mal bei dem.

Im Sommer schlief ich draußen.

Zu DDR-Zeiten gab es für Menschen ohne festen Wohnsitz keine Möglichkeit, sich irgendwo zu waschen.«

Bergab. »Es ging immer mehr bergab.

Damals lebte meine Mutter noch. Ihr zuliebe fing ich

mich immer wieder, aber es hielt nie lange. Wenn ich die Mutter nicht gehabt hätte, wäre ich heute nicht mehr da. Ich ging zum Essen zu ihr. Und wenn ich tief unten war, lief sie selber los und holte den Schnaps. Sie war zu gutmütig.

Kurz vor der Wende starb sie.

Ich mußte ihr Haus verkaufen, weil die Geschwister Geld sehen wollten.

Da stand ich bei Null.

Mit einem Haufen Schulden.

Mir war alles genommen: der Beruf, die Mutter, das Haus.

Ich schwamm total.

Alles war mir gleichgültig.

Ich versuchte, mich umzubringen – einige Male.«

Offen reden? »Als die Mauer fiel, hieß das für mich: Jetzt kannst du mit Menschen offen reden.

Doch die Verhältnisse veränderten sich für mich zunächst kaum. Überall saßen noch dieselben Leute. Bei der Sparkasse, wo ich Schulden hatte. Und auf dem Sozialamt.

Dort holte ich Geld – und setzte es sogleich in Alkoho l um.«

Die beiden Frauen. »Eines Tages, im Jahr 1991, fingen mich auf dem Sozialamt zwei Frauen ab: Kerstin Beckert, heute Stadträtin in Magdeburg, und Barbara Gorgas.

Kerstin Beckert kannte ich vom Sehen. Sie war damals auf dem Sozialamt tätig und zugleich kirchlich engagiert.

Die beiden Frauen kleideten mich neu ein und fuhren mich zum Arzt. Er überwies mich ins Krankenhaus. Frau Gorgas brachte mich eine Nacht bei sich unter, um mich gleich früh morgens ins Krankenhaus zu fahren. Dort lag ich sechs Wochen lang auf der Station.«

Auf dem Wilhelmshof. Dann besorgen die Frauen Gert Friedrich einen Platz in der Entziehungsklinik Wilhelmshof, einer kirchlichen Einrichtung. Sie setzen ihn erneut ins Auto und liefern ihn dort ab.

»Wenn es keine Frauen gewesen wären, hätte ich mich nicht darauf eingelassen. Aber Frauen achte ich. Da kann ich nicht frech werden. Sie haben das genutzt.

Anfangs war es kritisch. Ich war ein paarmal drauf und dran abzuhauen.

Mit der Zeit kam mein Verstand wieder.

Diesmal hatte ich wirkliche Therapien. Gesprächstherapie. Arbeitstherapie. Sporttherapie. Ich wurde wieder an das Leben herangeführt.«

Gert Friedrich ist ein Vierteljahr in der Klinik. Dann bittet er von sich aus darum, ein weiteres Vierteljahr bleiben zu dürfen, »weil ich merkte, daß ich noch nicht die Festigkeit hatte, die ich brauchte. Das nächste Vierteljahr hat es dann gebracht.

Auf dem Wilhelmshof gingen die Therapeuten in die Tiefe: ›Woran hat es gelegen? Gab es Schwierigkeiten in der Kindheit?‹ Probleme wurden aufgearbeitet, so daß der Kopf frei wurde. Denn wenn die Probleme bleiben, trinke ich wieder.

Vor allem lernte ich, daß ich vergeben mußte.

Und daß ich nicht alles in mich hineinfressen darf, sondern darüber reden muß. Nur übers Reden kann ich den anderen Menschen begreifen. Deshalb suche ich sehr bewußt Gespräche.«

Das Umfeld. Als Übergang kampiert er im ›Kontrollierten Wohnen‹. Kerstin Beckert besorgt ihm 1992 eine Wohnung. »Erst sollte ich eine andere bekommen, aber da war ich schon so gefestigt, daß ich meinen Kopf durchsetzte: Ich wollte unbedingt eine Wohnung, wo das Umfeld stimmte. Und so landete ich in Dessau-Süd.«

In einem kleinen gepflegten Ein-Zimmer-Apartement.

Trocken. Seit 1991 ist Gert Friedrich trocken. »Meine Motivation, daß ich trocken bleibe, war anfangs, die beiden Frauen nicht zu enttäuschen.

Ich wollte Kerstin und Barbara nicht enttäuschen.«

Schulden. Er hat viele tausend Mark Schulden. Bei der Schuldenberatungsstelle wird er gut beraten. Jeden Monat zahlt er 200 bis 300 Mark ab. »So bekam ich auch dieses Problem in den Griff. Und ich konnte mir sogar einen Fernseher leisten – und mich Stück für Stück einrichten.

Dies gelang allerdings nur deshalb, weil ich von den Frauen eine so gute Unterstützung hatte. Wir haben stundenlang geredet.«

Ohne Arbeit. Er bekommt eine ABM-Stelle bei der Stadt. Dann wird er dort eingestellt. Aber nur eineinhalb Jahre lang – »da ich als Letzter gekommen war, mußte ich als erster wieder gehen. Das sehe ich ein. Es ist besser, wenn ich gehe, als ein Familienvater.

Ich komme über die Runden. Wenn ich genug Geld habe für meine Reisen, bin ich zufrieden.

Ich arbeite gern. Bei der Arbeit finde ich Arbeitskollegen. Unterhaltung. Ich bin unter Menschen, das ist wichtig.

Ich hätte gerne Arbeit.«

Mexiko, Brasilien. Gert Friedrich ist genügsam. Er spart, um die Erde zu entdecken. Und die Menschen.

»Als ich meinen Verstand wieder hatte, begann ich zu reisen.

Als erstes: eine kleine Reise nach Spanien.

Dann eine Mittelmeer-Kreuzfahrt zu den griechischen Inseln.

Schließlich reiste ich nach Israel und Ägypten, nach Mexiko, Brasilien, Argentinien und in die Staaten.

Das Schöne: ich lerne Menschen kennen.

Heute helfe ich meinen ehemaligen Alkoholikerkollegen, die ich von der Gruppenstunde her kenne.

Ich selbst gehe nur ab und zu noch zur Gruppe: zum Blauen Kreuz oder zu den Anonymen Alkoholikern. Um Kontakt zu halten. Sonst bringt mir das nichts mehr.

Ich unternehme viel. Ich gehe auch mit Leuten in die

Gaststätte. Auch zu Veranstaltungen. Ich bin so fest, daß mir das nichts mehr ausmacht.

Wenn sie Alkohol trinken, amüsiere ich mich.«

Heilung. »Vor der Wende wäre meine Heilung nicht möglich gewesen, weil alles von oben kam. Wer nicht für würdig befunden wurde, der wurde fallen gelassen. Vieles war unmenschlich.

Die sogenannten Asozialen hatten keine Rechte.

Wenn wirklich Not am Mann war, ging man zum Pastor. Da bekam man etwas zu essen. Die Menschen der Kirche waren die einzigen, die halfen.

Vom Staat konntest du nichts erwarten.

Für mich brachte die Wende nur Positives.

Ohne Wende wäre es nicht möglich gewesen, in eine kirchliche Einrichtung zu kommen.

Nach der Wende waren auf einmal Menschen da, die auf mich zugingen.«

Harald Harnisch: »Mit all den Baggern, die jetzt in Ferropolis stehen, habe ich gearbeitet. Die Idee von Ferropolis entstand im Angesicht meines Baggers, den ich noch im Schein der untergehenden Sonne fotografierte, bevor ich ihn wegfuhr.«

Als der Junge vier Jahre alt ist, siedeln die Eltern von Raguhn nach Zschornewitz über – in die Werkssiedlung, die sich zu Füßen des riesigen Kraftwerkes als eine kleine Gartenstadt ausbreitet.

In diesem Werk, das den gesamten Ort beherrscht, lernt Harald Harnisch Feinmechanik. Als er 1969 heiratet, findet er keine normale Wohnung – und so baut er sich das ehemalige Waschhaus der Siedlung um und zieht ein. In eine kleine Zweiraum-Wohnung. Daneben leben zwei weitere Familien.

Umbau des Waschhauses. »Wir haben das Waschhaus dreimal um- und ausgebaut. Viel Geld reingesteckt.

Weil in der DDR-Zeit so etwas offiziell nicht gemacht wurde, investierte ich eigenes Geld. Ich baute Fenster ein, erneuerte Türen, versetzte Wände, vergrößerte oder verkleinerte Räume, legte ein Bad an. Hier nahm ich zum ersten Mal die Maurerkelle in die Hand.

Wenn jemand ein Haus baute, konnte er sich auf die Kollegen verlassen. Es hieß: ›Wir rücken an!‹ Das ging oft früh um 6 Uhr los und lief bis abends um 21 Uhr. Niemand fragte nach Geld. Es gab Essen und Trinken – das war's.«

Der Traum vom Meer. »Ich wollte zur Marine – aus meiner Sicht die einzige Möglichkeit, aus der DDR herauszukommen und die Welt zu sehen.«

Aber erst muß er den Armeedienst leisten. Nach dieser Zeit ist er militärischer Geheimnisträger. Das heißt: »Kollege, die nächsten zwei Jahre kannst du die DDR nicht verlassen!

Damit war die Seefahrt hinfällig.«

Harald Harnisch beginnt, in der Gesellschaft für Sport und Technik (GST) zu arbeiten. Sportschießen und Motorrad-

fahren. Dann wendet er sich dem Bereich Touristik und Reisen zu.

Aber sein Schwiegervater geht in den Westen. Und die Schwiegermutter will ihm folgen. Das bringt Probleme.

Baggerfahrer im Bergbau. Aus diesem Grund kommt Harald Harnisch im Beruf nicht weiter. Deshalb entschließt er sich, Bergmann zu werden – in eine der nahen Braunkohlen-Gruben zu gehen. Dort qualifiziert er sich zum Führer einer der riesigen, spinnennetzartigen Bagger. Mit Schaufelrad oder mit Eimerketten.

Der Tagebau ist rund um die Uhr in Betrieb – in drei Schichten. »Auf dem Bagger hatte ich ein besonderes Gefühl: eine große Verantwortung, auch für die Besatzung, damit jeder an seinem Platz seine Arbeit gut machen konnte.«

Mit dieser gigantischen, beweglichen Konstruktion arbeitet er täglich acht Stunden lang so umsichtig, daß keine Störung passiert.

Begegnung mit der Natur. »Ich hatte im Bagger hoch oben in der Kanzel einen herrlichen Überblick: über das weite Loch in der Erde – den Tagebau. Diese Landschaft sah aus wie auf dem Mond. Da gab es keinen Baum und keinen Strauch – und doch habe ich vieles beobachtet: Zum Beispiel die Luftkämpfe zwischen Möwe und Krähe, wenn sie ums Futter stritten. Ich sah schöne Steine, oft sehr wertvolle. Ich war der erste, der sie erblickte, bevor sie herausgeholt wurden.

Manchmal nahm ich meinen Fotoapparat mit – das war verboten – und hielt Verwitterungserscheinungen fest. Das Erdreich wurde durch Wind und Regen ausgewaschen. In den Pausen stieg ich herunter und schaute mich unten um.

Die Kanzel war ein Aussichtspunkt: Von Golpa II konnte ich bei klarem Wetter den Brocken sehen.

Sobald die Kohle rausgeholt war, nahm die Natur alles wieder in Besitz. Sie läßt wachsen. Erst kleine Pflanzen, sogar Meerrettich, dann größere.«

Wenn die große Grube ausgekohlt ist, werden die Pumpen abgestellt und sie läuft voll mit Wasser. Das geht außerordentlich langsam. Es dauert Jahrzehnte.

Raus aus der Partei. Kurz nachdem er die Baggerfahrerprüfung bestanden hat, tritt Harald Harnisch 1968 aus der Partei aus.

»Man machte mir Schwierigkeiten, weil ich West-Verwandtschaft hatte. Schließlich sagte ich ergrimmt: ›Jetzt ist Schluß!‹«

Das bekommt er auch beruflich zu spüren: Er wird nie Stammfahrer.

»Jedes Gerät hatte seinen Stammfahrer. Nur wenn er krank war oder Urlaub hatte, kam der Reservefahrer zum Einsatz. Das heißt: Ich wurde als Maschinist bezahlt. Nur wenn ich als Vertreter fuhr, bekam ich die Lohngruppe eines Baggerfahrers – etwa 200 Mark mehr im Monat.

Aber diese Folgen waren mir klar, als ich aus der Partei austrat. Ich sagte mir: Du kommst ganz gut hin!

Allerdings hatte ich auch die Hoffnung, daß man mich nach der Qualifikation einschätzt. Aber es war nicht so. Wenn ein Baggerfahrer ganz ausfiel, holte die Leitung von anderswoher einen Stammfahrer. Ich durfte ihn anlernen. Schließlich gab es keinen mehr – kurz vor der Wende. Da hieß es: ›Na gut, machen Sie den Stammfahrer!‹«

Die Wand-Zeitung. Jede Brigade muß im Büro eine Wandzeitung machen. »Zusammen mit einem Kollegen nahm ich einen Artikel aus der Zeitschrift *Horizont*: Darin ließen sich sowjetische Parteifunktionäre über Leitung und Kollektiv aus. Was sind gute Leiter? Und schlechte Leiter?

Meist hing die Wandzeitung ein ganzes Jahr, diesmal aber nur 14 Tage.

Zuerst fiel keinem Menschen etwas auf.

Dann aber lief einer zum Parteileiter: ›Guck dir mal die Wandzeitung an!‹ Es gab einen Aufstand. Aber sie konnten uns nichts anhaben, weil es ein Presseartikel war.

Und weil es zutraf.

Wir waren clever: Bevor wir den Artikel aufhingen, erkundigten wir uns bei einer Rechtsanwältin. Sie meinte: Harte Kritik! Aber wenn sie zutrifft [...]

Die Wandzeitung verschwand.

Und wir grinsten.

Ich zog immer durch, was ich für richtig hielt.«

Kriegs-Spiel. Jeder große Betrieb hat Kampfgruppeneinheiten. Slogan: Wir müssen die Betriebe vor dem Klassenfeind schützen. »Es könnte mal zum Krieg kommen – zwischen Ost und West.«

Die Leute in den Kampfgruppen spielen diesen Krieg viele Male: sie machen Manöver.

»Einmal wollten sie mich anwerben. Aber ich sah keinen Sinn darin, diese Spinnerei mitzumachen.«

Der letzte Kohlenzug. »Ich erlebte 1987 das Ende des Tagebaus Golpa-Nord. Als wir den letzten Bagger rausfuhren, machte ich Fotos. Das war verboten.«

Nach der Wende verändert sich zunächst wenig. »Wir machten unsere Arbeit weiter: Die Industrie braucht doch die Kohle!«

Zunächst bleiben die Kraftwerke in Betrieb.

Dann beginnt die Diskussion um die Rauchgasemissionen. »Zschornewitz war das älteste Kraftwerk, 1914/1915 gebaut. Es hätte eines großen Aufwandes bedurft, die Werke umzustellen.

Zschornewitz und Vockerode waren unsere Hauptabnehmer. Als sie stillgelegt wurden, war das Ende des Tagebaus vorprogrammiert. Dann begannen wir mit der Landschaftsgestaltung: Böschungen abflachen, Massen umsetzen, Inseln schütten und Bacheinläufe anlegen. Nach genauem Konzepte nahmen wir Boden heraus, verlagerten ihn und schütteten ihn in die Höhe.«

Maßnahmen. »1993 wurden wir als Beschäftigte in eine ABM-

Maßnahme überführt und dann nicht mehr nach Bergbautarif, sondern nach ABM-Tarif bezahlt. Drei Jahre lang, dann noch einmal ein halbes Jahr. Dann war der Ofen aus.«

Ferropolis. »An den Wochenenden hatten wir Wach- und Bereitschaftsdienst: Aufpassen, daß niemand auf unseren Baggern herumklettert. Nicht weil wir Angst hatten, daß die Bagger kaputt gehen, sondern daß einer runterfällt. Es gab attraktive Geräte, die verschrottet werden sollten – dafür interessierten sich manche Menschen. «

An einem solchen Wochenende kommt es zum ersten Kontakt zu den Leuten, die diese Landschaft nicht einfach untergehen lassen wollten. Mit Personen vom Bauhaus und ihrem Umkreis werden Fragen aufgeworfen: Was läßt sich aus den Werten, die hier unterzugehen drohen, machen?

Unter den Baggerfahrern gibt es schon seit Jahren die Vorstellung, einen Bagger zu erhalten. Harald Harnisch hat die Idee, auf einem der Giganten einen Aussichtspavillon einzurichten – mit einem Café.

In solchen Diskussionen entsteht eine fulminante Vision: eine Art neue, eigentümliche Stadt, wie es sie noch nie gab. Sie soll dem Gedächtnis und dem Mythos des Eisens gewidmet werden. Die Idee *Ferropolis* ist geboren.

Ferropolis heißt: Stadt aus Eisen. Das lateinische Wort *ferrum* wird mit dem griechischen *polis* verbunden.

Rainer Weisbach und Martin Brück vom Bauhaus Dessau bringen eine Projektierung auf die Beine.

Nicht ohne Stolz sagt Harald Harnisch: »Mit all den Baggern, die jetzt in *Ferropolis* stehen, habe ich gearbeitet. Die Idee von *Ferropolis* entstand im Angesicht meines Baggers, den ich noch im Schein der untergehenden Sonne fotografierte, bevor ich ihn wegfuhr.«

Arbeitslos mit neuen Plänen. Er wäre gern noch weiter Baggerfahrer geblieben. Jetzt ist er arbeitslos.

»Was mache ich? Ich möchte sehen, daß ich in das

Museum von *Ferropolis* komme. Als Leiter der Besucherabteilung. Denn während meiner Tätigkeit als Baggerfahrer habe ich Lehrlinge ausgebildet und mir dadurch die Fähigkeit zugelegt, anderen etwas verständlich zu erklären.«

In der Tat ist es für die Besucher interessant, eine authentische Person erzählen zu hören: Geschichten von der eigenen Arbeit.

1994 führt Harald Harnisch beim ersten Aktionswochenende Besucher auf einen Bagger.

»Bisher bin ich der einzige Baggerfahrer, der hier aktiv ist.«

Warum?

»Wahrscheinlich sind viele Kollegen enttäuscht über die Art und Weise ihrer Entlassung.«

Dokumente. »Ich habe alles dokumentiert. Für die Ausstellung in *Ferropolis*. Und damit meine Kinder später wissen, wie es hier früher aussah.

Ich hatte das Glück: Ich war immer draußen und ich konnte schnell den Bagger anhalten und Fotos machen. Auch den letzten Kohlenzug auf Golpa-Nord habe ich fotografiert.«

Kennzeichen Cowboyhut. Wer heute in *Ferropolis* in die Grube steigt, kann sich wie im *Grand Canyon* fühlen. Von weitem ist Harald Harnisch erkennbar. Er trägt einen großen Cowboyhut.

»Schon vor der Wende, kaufte ich mir in der Tschechei Cowboyhüte.

Ich dachte: Mal was anderes als die DDR-Hüte.

Obwohl sie auch aus der DDR kommen.

17 Jahre lang trage ich sie jetzt.

Dadurch bin ich weithin bekannt.

Ich errege Aufsehen.

Auch daran mußte ich mich gewöhnen.

Heute kennt mich keiner mehr ohne meinen Hut.«

Dietmar Hegner: »Der Mensch ist in beiden Gesellschaften nur ein Werkzeug. Aber die westliche Demokratie hat es besser verstanden, ihn ruhig zu stellen.«

Er studiert Chemie an der Technischen Hochschule in Merseburg. Und zugleich arbeitet er seit seinem 15. Lebensjahr in der Gastronomie. Er will sogar Gastronomie studieren. Doch dieses Studium gibt es damals nicht als Hochschulstudium.

»Als Gastronom könnte ich heute Betriebswirtschaft studieren. Aber zu DDR-Zeiten spielte die Ökonomie nicht die entscheidende Rolle.

In den staatlichen Betrieben wurde nicht danach abgerechnet, was der Betrieb an Gewinn brachte, sondern schlichtweg nur danach geschaut: Welchen Umsatz hat er gebracht?«

A und O: Selbständigkeit. »Ich war in einer HO-Gaststätte beschäftigt: zwar für einen Bereich verantwortlich, durfte aber keine Entscheidungen treffen.

Wenn etwas nicht hinhaute, hieß es: ›Du bist schuld.‹

Ich übernehme gern Verantwortung, aber dann muß ich auch Entscheidungen treffen dürfen.

So stand ich immer im Widerspruch zur HO-Verwaltung.

Dann arbeitete ich ein halbes Jahr im Konsum.

Aber immer schon war mein A und O: die Selbständigkeit.«

Zur Schloßfreiheit. Daher erwirbt Dieter Hegner 1980 in Wittenberg die Gaststätte *Zur Schloßfreiheit.*

Dafür gibt es 70 Bewerber. Dietmar Hegner bleibt als einziger übrig – wegen der hohen Auflagen von Arbeitsschutz und Hygiene. Zum Beispiel müssen nach Gesetz sämtliche Türdurchgänge auf zwei Meter Höhe gebracht werden.

Das Haus galt nicht als denkmalgeschützt. Noch bis kurz vor 1980 lag eine Abrißgenehmigung vor.

Essen, Trinken, Atmosphäre. »Es war völlig runtergewirtschaft.

Mit der Schippe holte ich den Dreck raus. Von den Wänden war der Putz fast abgefallen.

Als ich einzog, war die Vertäfelung vorhanden. Ansonsten ringsum alles kahl. Das einzige, was hier hing, war ein Honecker-Bild. Und vorne stand ein Zwischending zwischen Kachel- und Kanonenofen.«

Heute hängen überall dicht an dicht Bilder – wie in einer Galerie.

»Die Bilder in der oberen Reihe stammen aus DDR-Zeiten.

Früher hatte ich wechselnde Ausstellungen von Malern, die nicht von Partei und Regierung gefördert wurden.

Weitere Bilder sammelte ich nach der Wende. Die ersten Kunstdrucke tauschte ich im Laufe der Zeit durch Originale aus. Alle Bilder sind Originale, darunter auch Stiche aus der Lutherzeit.

Von Luther hatte ich damals nur Plakate, zum Beispiel vom Kirchentag 1983.

Ich bin ein Lutherfan. Kein Fan seiner christlichen Lehre, sondern seines Durchsetzungsvermögens und von dem, was dieser Mann für seine Zeit leistete. Für Deutschland. Und für die deutsche Sprache. Vor allem beeindruckt mich die Courage, die er besaß.

Meine Art von Raumdekoration war in der DDR-Zeit nicht üblich. Die Gaststätten waren furchtbar eintönig. Meine Vorbilder sah ich in Gestaltungen, wie es sie vor dieser Zeit gab. Ich fand sie in Büchern.

Ich hatte meine Wohnung so eingerichtet. Und so wollte ich es auch in meiner Gaststätte machen.

Das war mein Lebensstil.

Stück für Stück habe ich das verwirklicht.«

Dieter Hegner ist ein Typ, wie ihn der niederländische Maler Franz Hals gemalt haben könnte: groß, mit breiten Schultern, Bart, pfiffigen Augen, lebenspraktisch, Genießer, mit einem Hang zum Philosophieren.

In seine Gaststätte kommen die Leute nicht nur, um zu trinken und zu essen, sondern weil sie Atmosphäre genießen wollen. Schon in der DDR-Zeit hat sie das Flair, für das zum Beispiel Amsterdamer Cafés berühmt sind. Aber diesen Vergleich konnten die Leute damals nicht haben.

Zuteilung. »Die privaten Gaststätten hatten nur wenige Speisen. Denn das Problem in der DDR-Zeit war nicht das Verkaufen, sondern etwas zu haben, was man verkaufen konnte.

Alle Waren waren kontingentiert. Oder sie wurden bilanziert. Das bedeutete: Ich mußte beim Rat des Kreises in der Abteilung Handel die Waren anmelden, die ich haben wollte. Wenn sie mir zugeteilt waren, wurden sie in die Produktion aufgenommen und für mich speziell hergestellt. Es konnte sein, daß ich 10 Jahre warten mußte. Irgendwann bekam ich dann einen Anteil von der Produktion. Das hieß Bilanz.«

Wenn er die Waren auf diese Art der Zuteilung nicht bekam, mußte er sich etwas einfallen lassen.

»Ein Beispiel: Ich hatte eine Zuteilung von fünf Kilo Fleisch pro Woche plus fünf Kilo Wurstwaren. Damit kam ich natürlich nicht aus.

Ich kaufte mein Fleisch bei einem privaten Fleischer. Bei ihm mußte ich erhebliche Kompromisse eingehen. Denn Fleisch war knapp. Wenn ich es haben wollte, mußte ich immer auch anderes dazunehmen. Damals waren die Schweine noch richtig fett, sie wogen drei bis dreieinhalb Zentner, heute nur 90 kg, aber das extrem fette Fleisch wollte keiner essen.

Damit ich überhaupt Fleisch bekam, mußte ich dafür den gleichen Preis zahlen wie für Steaks oder Schnitzel. In einer solchen Lage arbeitete ich viel mit Hackfleisch, um das fette Fleisch zu verarbeiten.

Es war auch vorgeschrieben, daß die Portion Fleisch pro Person 125 g nicht übersteigen durfte.«

Das besondere System. »In DDR-Zeiten war es nicht schwie-

rig, das Haus voll zu kriegen. Es reichte aus, wenn man etwas zu verkaufen hatte.

Verbreitet war ein Reservierungssystem, das heute kein Mensch mehr akzeptieren würde. Bei mir kamen die ersten von 16 bis 18 Uhr, die nächsten von 18 bis 20 Uhr und die letzten von 20 Uhr bis zum Schluß. Aber die Leute, die reserviert hatten, hatten einen Vorteil: sie brauchten nicht anzustehen, was damals üblich war. Woanders standen sie ein, zwei Stunden vor der Tür, um einen Platz zu bekommen.

Meine Gaststätte war immer voll. Am Sechsertisch saßen zehn Leute.«

Tarnname Muppets. »Eine Gruppe von Jugendlichen hatte hier Donnerstag und Sonntag ihren Stammtisch. Der eine hatte Haare bis auf die Schulter, der andere eine halbe Glatze. Da kam mal jemand rein und sagte: ›Hier sieht es aus wie bei der Muppets-Show.‹ Seitdem hießen diese jungen Leute die Muppets.

Im Stasibericht stand, daß ich eine Gruppe von ›dekadent negativ denkenden Jugendlichen und Jung-Erwachsenen unter einer straffen Führung habe – unter dem Tarnnamen Muppets‹. Der Bericht behauptete, ich habe diese ›Gruppe angeführt‹ – was natürlich völliger Nonsens ist.«

Klar- und Tarnnamen. »Ich wußte damals nicht, wer in der Stasi war. Ich kannte den Stabschef, weil der mit mir zusammen Abitur gemacht hatte. Aber er bespitzelte mich nicht. Er kam nur ab und zu zum Essen. Als Gastwirt mußte ich neutral sein: ihn genauso bedienen wie alle anderen. Ich hab ihm mal auf die Schultern geklopft und gesagt: ›Manni, du mußt öfter kommen, da weiß ich endlich, wer für euch arbeitet.‹

Stabschefs haben nicht selbst gespitzelt. Das machten andere.

Meine Schwägerin, der Koch, viele Bekannte.

Ob sie eingeschleust wurden, weiß ich nicht.

Es waren ungefähr 70 Leute auf mich angesetzt.

Nach der Wende konnte ich meine dicke Akte einsehen: Ich erfuhr von allen die Klarnamen, die schriftliche Berichte abgegeben und unterschrieben hatten. Die meisten lieferten mündliche Berichte mit Tarnnamen ab.«

Diskussionen. »Ich hatte schon lange vor 1989 das Gefühl, daß etwas passieren muß. Wir redeten fast täglich nach Feierabend in einem breiten Freundeskreis darüber – mit Ingenieuren, Studenten, Lehrern und Ärzten. Alle waren einer Meinung: So kann es nicht mehr weitergehen – zum Beispiel mit den Mieten. Die Leistung muß in den Preis umgerechnet werden. Dieses völlig verfälschte Preissystem, das alles auf den Kopf stellt, führt irgendwann zum Chaos. Aber niemand dachte, daß es zur deutschen Einheit kommt.

Ich selbst war nicht im Schorlemmer-Kreis. Aber ich gehörte zu den zwölf Leuten, die mit Pfarrer Schorlemmer in die Internierungslager kommen sollten, erst zum *Roten Ochsen* nach Halle und dann nach Schloß Rheinharz.

Das erfuhr ich erst 1994.

In der Gaststätte waren wir ein ganz anderer Kreis.

Die Schorlemmer-Leute kamen nicht hierher.

Ich kannte Friedrich Schorlemmer vom Namen her. Und von der Aktion ›Schwerter zu Pflugscharen‹. Der Schmied Stefan Naue, der das Schwert umschmiedete, war mein Stammgast. Er reiste kurz nach der Aktion aus. Stefan Naue war ein ganz einfacher Mensch, ein guter Kunsthandwerker. Ihn hat die fachliche Seite an der Schmiedearbeit viel mehr interessiert als die gesellschaftspolitische. Ich habe ihn nie mehr gesehen.«

Um-Stellung. »Mit der Einführung der DM veränderten die Gäste ihr Konsumverhalten. Das läßt sich an den Verzehrgewohnheiten ablesen. Ich stellte mich schnell um. Die Angebotsvielfalt ist jetzt viel größer als vorher, aber der Stil blieb der gleiche. Ich versuche, ›den Leuten aufs Maul zu schauen‹ – das zu machen, was sie wirklich wollen.

Und ich versuche, Traditionelles und Modernes zu verknüpfen.

Den vegetarischen Teller wäre ich in der DDR-Zeit nicht losgeworden. Nach der Wende essen immer mehr Leute vegetarisch. Aber die Personen, die gerne Fleisch essen, essen nicht weniger als früher.

Das Trinkverhalten hat sich total verändert. Bis zur Wende wurde in Massen Likör getrunken. Flaschenweise. Oft zehn Flaschen am Tag. Nach 1989 verkaufe ich im ganzen Jahr nur noch drei, vier Flaschen.

Früher trank ein durchschnittlicher Besucher einer Gaststätte acht bis zehn Bier. Allerdings war es nicht so stark wie heute. Heute liegt der Durchschnitt bei zwei Bier. Wenn ich früher für einen Viertelliter 40 Pfennig zahlte oder jetzt für 0,3 Liter 3,50 Mark, dann spielt das eine entscheidende Rolle für die Menge, die ein Gast trinkt. Früher konnte er sich für fünf Mark betrinken, heute braucht er mehr als 20 Mark.

Auch das Verhalten veränderte sich: Die Leute haben keine Ruhe und Zeit mehr. Sie sind durch Arbeit und Beruf derart gestreßt, daß sie keinen Nerv haben, in die Gaststätte zu gehen.«

Frei – unfrei? Auf die Frage nach Freiheit oder Unfreiheit hat Dieter Hegner eine erstaunliche Antwort. »In meiner Gaststätte haben sich die Gäste immer total frei unterhalten. Die Diskussionen waren früher fast freier als heute. Jetzt muß man mit Sicherheit seinen Mund mehr halten als früher.

Ich bin ein angesehener Zeitgenosse – seit ich gelernt habe, meinen Mund zu halten. Zur DDR-Zeit habe ich ihn nicht gehalten.

Früher konnte ich dem Bürgermeister meine Meinung sagen. Sie paßte ihm zwar nicht, aber mir passierte nichts.

Ich bin allerdings immer sachlich geblieben.

Jetzt muß ich irgendwelche Phantasien sagen und lächeln – und immer Ja und Amen.

Und wenn ich bei einflußreichen Personen – das ist bestimmt nicht nur in Wittenberg so – sagen würde: ›Das kann doch nicht sein, daß man das so und so macht!‹ , dann kann man besonders in der Gastronomie sein Gewerbe an den Nagel hängen.«

Enteignung. »1995 wurde ich enteignet. Weil ich das Haus in der DDR-Zeit gekauft habe. Eine alte Dame hatte es 1978 der Stadt geschenkt. Ich kaufte es zwei Jahre später. Die Dame wohnte hier die ganze Zeit im Haus und sagte oft: ›Ich bin so froh, daß Sie jetzt hier sind!‹«

Nach der Wende hat sie das alles vergessen, sie forderte das Haus als Eigentum zurück – und 1995 enteignen Staat und Alteigentümer gemeinsam den Gastwirt.

Werkzeug. »Durch die Wende fiel der Kreis, der sich hier früher traf, auseinander. Die Leute treffen sich kaum noch. Sie stehen unter Druck.

In diesem Staat hat heutzutage das Geld die entscheidende Rolle. Die Moral spielt sich nur noch im Portemonnaie ab. Dadurch ist manches kaputtgegangen.

Vieles ist besser geworden, vieles schlechter.

Ich habe keine DDR-Nostalgie oder Kommunismus-Nostalgie, aber ich sehe, daß der Mensch in beiden Gesellschaften kaum eine Rolle spielt.

Heute zählen Zahlen, Bilanzen und Gewinne, früher waren es kommunistische Statuten, die eingehalten werden mußten.

Der Mensch ist in beiden Gesellschaften nur ein Werkzeug.

Aber die westliche Demokratie hat es besser verstanden, ihn ruhig zu stellen.«

Manfred Grau: »Im Dezember 1989 bin ich aus dem Osten in den Westen ausgereist – und im April 1991 aus dem Westen in den Osten. Ich war ein und ein Viertel Jahr drüben.«

Die Eltern lassen sich 1938 in Berlin scheiden – als Manfred Grau zwei Jahre alt ist.

Mutter und Sohn ziehen zu den Großeltern nach Torgau. In der alten Stadt an der Elbe wächst der Junge auf. Im Mehrfamilienhaus seiner Großeltern. »Eine sehr schöne Kindheit.«

Die Mutter ist berufstätig.

»Ich konnte mich austoben: in der Nähe im großen Park. Nicht weit entfernt fuhr die Hafenbahn vorbei. Mit meinen Freunden pirschte ich mich an die Gleise heran. Wir legten Münzen auf die Schienen, um sie ›prägen‹ zu lassen. Viel Aufregendes.«

Flucht. Sehr bewußt erlebt der Junge den Zusammenbruch des Dritten Reiches, denn an der Elbe in Torgau trafen sich von Osten und Westen die Siegermächte.

Die Mutter hat Angst vor den Russen. Mit dem Sohn wandert sie Ende April 1945 mit einem Handwagen aus der Stadt aus – mitten in der Nacht.

»In der Nähe sahen wir in einem Dorf die Amerikaner einmarschieren.«

Einige Tage später kommen die Russen – »mit ihren Panjewagen. Da liefen wir mit unserem Handwagen wieder zurück nach Torgau. Zu den Großeltern.«

Stunden schippen. In Torgau lernt er Jahre später seine Frau kennen. Die beiden müssen für die Wohnung in der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft (ABG) Aufbaustunden leisten: »eine bestimmte Anzahl Stunden schippen.«

Er wird Eisenbahner im Reichsbahnamt. Als das Amt aufgelöst wird, zieht er nach Wittenberg.

Ambivalenz. Manfred Grau ist in der Partei, in der Gewerkschaft und in der ›Deutsch-sowjetischen Freundschaft‹.

»Ich litt nicht unter den Einschränkungen in diesem Staat.«

Zunächst sieht er viele positive Seiten. »Es wurde viel für die Kinder getan: Brigadefahrten und Brigadenachmittage.«

Aber als die Mauer errichtet wurde, entstand langsam eine Anti-Haltung. Er kann nicht verstehen, »daß man keine Kontakte zum Westen haben durfte. Im Betrieb mußte jeder seinen Lebenslauf offenbaren. Wenn ein Kollege Kontakte zum Westen hatte, hieß es: Abbrechen! Die Kreisleitung ordnete an: Wenn ihr Besuch bekommt, müßt ihr ihn melden. Und Nachbarn paßten auf.«

Ihn stören auch die Übertreibungen: daß die Pläne um 100,3 Prozent erfüllt sind.

Und die Engpässe. »Die Leute standen nach Tomaten an – im Sommer!

Ich fragte mich immer wieder: Warum ist das so?«

Das folgenschwere Inserat. »Wir hatten uns voreilig ein dunkles Wohnzimmer gekauft. Nach einiger Zeit gefiel es meiner Frau nicht mehr. Da gab sie ein Inserat auf: ›Möbel zu verkaufen.‹«

Dieses Inserat verändert ihr Leben. Kurz danach erzählen ihnen Verwandte: »Seit dem Inserat kümmert sich die Stasi um euch!

Sie horchte herum: Warum verkaufen die Graus ihr Wohnzimmer?

Es war vor dem 13. August 1961. Die Stasi glaubte, daß wir abrücken wollten.«

Zu-Verdienst. Bald darauf qualifiziert sich Manfred Grau zum Ingenieur für Eisenbahn-, Betriebs- und Verkehrstechnik.

»Dann wollte ich richtig Geld machen, aber es war nicht viel zu verdienen. Mein Gehalt betrug 600 Mark brutto – ich durfte mich Inspektor bei der Eisenbahn und Ingenieur nennen. Nach allen Abzügen blieben 480 Mark. Davon mußte die Familie leben.

Die Miete: rund 40 Mark. Kaffee und Strumpfhosen waren

teuer. Die Lokomotive, die ein Kind zum Spielen braucht, kostete 40 Mark.«

Die Familie legt sich einen Garten zu: zieht Gemüse und Obst.

Manfred Grau kommt auf eine Idee: Du könntest ein bißchen nebenbei verdienen! Die Leute mögen Champignons.

»Ich entdeckte einen alten Brennofen. Er hatte eine meterdicke Wand und war etwa 80 Quadratmeter groß.« Darin zieht er nun mit einem Kollegen Pilze und verkauft sie an HO-Gaststätten in Wittenberg.

Es ist das erste Geld für den Trabi. Sieben Jahre wartet er auf das Auto. Es kostet 7 800 Mark.

Dann kommt die nächste Idee. »Ich will den Mist doppelt nutzen.«

Er legt eine Maiglöckchenzucht an und verwendet den Kompost, der bei der Champignonzucht anfällt, anschließend zur Bodenverbesserung für die Blumen. »In der Waschküche putzte ich abends mit Frau und Schwiegermutter Maiglöckchen.«

Das nächste Studium. Manfred Grau hat einen Bekannten, der ebenfalls Pilze zieht – nebenher. Er lockt ihn in seine Firma, in ein Gummiwerk. Dort qualifiziert er sich ein weiteres Mal: Durch ein postgraduales Fernstudium an der Humboldt-Universität bringt er es zum Patentingenieur.

»Wenn man es zusammenrechnet, habe ich zehn Jahre abends über Büchern gesessen und gelernt. Aber nachdem ich den Titel Patentingenieur hatte, interessierte mich die Arbeit nicht mehr so sehr. Ich dachte: Du möchtest eigentlich mit deinen Händen etwas schaffen, wo du siehst, was du gestaltest und wo du selbst das Tempo angibst.«

Die nächste Arbeit. Manfred Grau baut sich ein Haus.

»Da ich morgens sehr früh zur Arbeit ging, sah ich es im Winter nur im Dunkeln. Dann mußte ich ins Krankenhaus. Wieder zu Hause, ziehe ich morgens die Jalousien hoch:

Draußen scheint die Sonne. Mein Gedanke : Ich würde gern zu Hause arbeiten – zum Beispiel als Karikaturist. Ich will die Sonne sehen.

Was kann ich tun, um mein Leben besser zu gestalten?

Vielleicht zu einer Versicherung gehen? Als Mitarbeiter im Außendienst?«

Das tut er, kurze Zeit später sogar hauptberuflich: als Inspektor. Elf Jahre lang, von 1978 bis 1989, betreut er ein städtisches Neubaugebiet und einen ländlichen Bereich.

»Wir arbeiteten im Kollektiv. Unser Inspektorat war recht erfolgreich. Bei den Wettbewerben standen wir ziemlich an der Spitze. Das war eine echte Erfüllung. Ich konnte mein Leben so einrichten, daß ich das Tempo bestimmte und das Geld verdiente, das ich zum Leben brauchte.«

Reise-Träume. »Jahrelang hatte ich mich darauf gefreut, 1983 in den Westen zu reisen, wenn meine Halbschwester 60 Jahre alt würde. Mit meinem Halbbruder schmiedete ich Pläne.«

Die Erzählungen, die er über den ›goldenen Westen‹ hört, sind widersprüchlich.

»Rentner schwärmten von weißen Fassaden – das kann man gar nicht beschreiben!

Andere sagten: Am besten, du siehst das alles nicht, das macht dich bloß noch verrückter!

Ich kannte aber auch eine Rentnerin, die oft zu ihrer Schwester nach Westberlin fuhr. Sie sagte: Es gibt da soviele Türken! Und soviele Hunde – diese viele Hundescheiße auf den Gehsteigen – es macht keinen Spaß.

Ich gab meinen Reiseantrag ab und ging mit der Aufenthaltsbescheinigung, die sich meine Schwester vom Berliner Senat geholt hatte, zur Polizei.

Sie lehnte die Reise ab.«

Sammeltick. »Am Waldesrand hatte ich ein Häuschen: sehr schön gebaut – ein Flachbau ›Typ Bitterfeld‹.

Eines Morgens sehe ich hinter der Bushalte einen Wartburg stehen. Tagelang.

Meinetwegen? Das wußte ich nicht.

Es klopfte. Da standen Stasi-Leute und sahen in diesem Häuschen meine Sammlung.

Mein Leben lang beschäftigte ich mich mit Dingen: mit Briefmarken, Münzen, Ansichtskarten.

Ich hatte einen Sammeltick.

Einmal stand ich vor einem Haus und sah dort ein kleines Schild von einer Versicherung. Beim nächsten Haus fiel mir ein ähnliches auf. Da begann ich, diese Feuerversicherungsschilder zu sammeln.

Ich baute mir eine Riesensammlung auf.

Ich stellte sie sogar aus. Zum 30jährigen Bestehen unserer Versicherung legte ich, nach Gebieten sortiert, 300 Stück aus.

Der erste Sekretär der SED-Kreisleitung beglückwünschte die Versicherung zum Jubiläum. Und wir führten ihn in den Raum, in dem die Schilder lagen. Das fand er interessant.

Ich wollte auch Emailleschilder der Tabak- und Bierwerbung kaufen. Deshalb inserierte ich in Zeitungen. Aber jedes Inserat ging von der Zeitung an die Stasi. Und die wertete es aus.

Zum Beispiel durfte man keinen Heizkessel gegen eine Autobatterie tauschen, sondern nur einen Heizkessel gegen Heizkörper.

Ich konnte also kein Emailleschild gegen einen Kühlschrank tauschen. Die Stasi sagte: ›Verbotenes Inserat.‹

Als ich in einer Kleingartenzeitung inserierte: ›Emailleschilder kauft …‹, wurden die staatlichen Stellen munter. Sie schnitten die Inserate aus, klebten sie zusammen und und gaben sie nach Berlin an eine Zentrale.

Diese Zentrale fragte in Wittenberg bei der Kreisdienststelle der Staatssicherheit an: ›Uns fällt dieser Herr Grau auf, der in allen Zeitungen inseriert. Handelt er damit?‹

Die Stasi glaubte nicht, daß ich sammle, sondern unterstellte ›Verbotener Handel‹!

Die Stasi von Wittenberg schrieb zurück: ›Gebt uns das mal her! Wir übernehmen den Fall.‹

Dieser Vorgang begann in der Zeit um den 5. März 1983.

Und nichtsahnend gab ich am 10. März meinen Antrag auf eine Westreise ab.

Sofort nahmen die Behörden mich unter Kontrolle.

Und was passierte?

Drei Tage vor dem Geburtstag meiner Schwester gehe ich zur Volkspolizei. Jeder kommt mit seinem Reisepaß wieder heraus. Aber auf mich geht ein Polizist zu. Er hält ein Paßbild in der Hand: ›Herr Grau, kommen Sie bitte rein!‹

Ich trete ein.

›Schauen Sie mal, das einzige, was ich Ihnen wiedergeben kann, ist dieses Paßbild.

Alles andere müssen wir bei uns behalten. Ihre Reise kann nicht stattfinden.‹

Ich frage: ›Und warum nicht?‹

›Da sind Dinge, die wir nicht beeinflussen können. Ich darf keine Auskunft geben.‹

Daraufhin setzte ich mich zum Leiter der Volkspolizei ›Paß- und Meldewesen‹ an den Tisch und sagte: ›Ich bin empört.‹

An der langen Tafel saß er vor mir wie ein aufgeblasener Frosch: ›Sind Sie gegen den Frieden? Gegen den Staat?‹

Ich antwortete: ›Ich habe nichts gegen den Staat. Und ich bin auch für den Frieden. Aber hier passieren Dinge, mit denen kann man sich einfach nicht einverstanden erklären!‹

Die Reise wurde nicht genehmigt. Meinen Bruder ließen sie fahren.

Am soundsovielten hätte er zurück sein müssen.

Da ruft mich seine Frau an: ›Ronald ist im Westen geblieben.‹«

Hetze. »Damit war mein Schicksal besiegelt. Jetzt ging es massiv los.

Nach einer Veranstaltung in Görlitz fuhr ein Auto hinter uns her – in gewissem Abstand.

Von diesem Zeitpunkt an wurde ich böse.

Ich war im Versicherungsbereich im öffentlichen Dienst tätig und wenn ich nun Leute traf, die einen Ausreiseantrag stellten, sprach ich offen mit ihnen und schimpfte auf den Staat.

Die Stasi lud mich vor: ›Unterlassen Sie das! Sie betreiben Hetze! Wenn Sie weitermachen, sperren wir Sie ein‹.

Da wurde ich noch mehr böse.«

Eine Kellerassel. »Und meine Frau wurde böse auf mich.

Weil ich in die Fänge dieser Überwachungsorgane geraten war.

Und sie nicht reisen durfte.

In der Ehe entstanden Diskrepanzen.«

1986 werden die Graus geschieden.

»Ich stand da. Mit vielen Tränen.«

Das Haus übergibt Manfred Grau seiner Frau. Er zieht in den Keller. »Ich fühlte mich wie eine Kellerassel: drei Jahre vegetierte ich dort unten.«

Ausreiseantrag. »Ich schrieb einen Ausreiseantrag – auf der Schreibmaschine – ein paar Mal – und warf ihn weg. Ich sagte mir: In diesem Staat kannst du nicht mehr leben! Was ist die DDR noch? Eine Müllgrube. Der Westen bringt seinen Abfall her. Der Osten ist ein riesiges Exerziergebiet für die Russen. Die chemische Industrie, die sich hier entwickelt, ist menschenfeidlich.

Über der Region Piesteritz lag eine Dunstglocke – erdrückend. Ich hatte das Gefühl, ich kann nicht mehr atmen.

Was hast du zu verlieren?

Ich gab einen Ausreiseantrag ab. Herzbubbern.

Zunächst tat sich nichts.«

Die Nein-Wahl. »Ein Bekannter hatte eine Gemüseverkaufsstelle am Markt. Bei ihm schimpfte ich. Als ich mich aufgeladen hatte, lief ich ins Rathaus.

Zwei Wochen vor den Wahlen 1987: Die Wählerlisten lagen aus.

Ich lief geradewegs ins Büro: ›So, und ich möchte mit Nein wählen!‹

Die Männer guckten mich an, als ob ich verrückt sei.

Ich wiederholte: ›Sagen Sie mir bitte, wie ich das tun kann.‹

Sie gaben mir keinen Rat.

Wenn jemand alles durchstrich, hieß das: Er ist einverstanden.

Wenn er einzelne Kandidaten durchstrich, hieß das: Er gibt den anderen eine Ja-Stimme. Es wurde so gedreht, daß keine Nein-Stimme zustandekommen konnte.

Ich wollte aber unbedingt wissen, was ich tun mußte, um ein Nein auf den Zettel zu bringen. Schließlich sagten die Männer: ›Dann müssen Sie mit Ihrer Schrift ›Nein‹ draufschreiben.‹

Ich merkte: Aha, eine Schriftprobe für die Stasi!

Als ich mein ›Nein‹ auf den Zettel schrieb, passierte nichts.

Ich dachte: Jetzt fliegst du bei der Versicherung raus!

Aber nichts geschah.«

Ideen. »Du mußt etwas gegen diesen Staat tun! dachte ich immer öfter.

Mir kamen ›ganz leise‹ Ideen: Vom Kirchturm Flugblätter herunterflattern lassen, auf denen stand ›Russen raus!‹

Ich hatte plötzlich etwas gegen die Russen, weil ich dachte: Das ist der Krebsschaden, der schuld daran ist, daß sich die DDR nicht erholen kann.

Ich müßte mir einen Reifen schnitzen: ›Russen raus!‹ Und mit diesem Stempel über den Asphalt fahren.

Eins habe ich wirklich gemacht: einen Pfeiler mit Beton von einem Hundezwinger ausgebuddelt, mühsam auf einen

Hänger geladen und auf einen Weg gebracht, wo die Russen in den Wald fuhren – diesen Weg blockiert. Meine Großtat! Nach 14 Tagen sah ich, daß die Russen in einer Schleife um die Blockade herumgefahren waren.«

Freundesdienste. »Dies alles erzählte ich einem Freund. Ich glaubte, was ich meinen Freunden erzählte, bliebe unter uns. Aber es stellte sich heraus: Ein Arbeitskollege in der Versicherung war auf mich angesetzt. Ich hielt ihn für einen Freund, aber er arbeitete als informeller Mitarbeiter der Stasi. Er kam zu meinem Geburtstag und lud mich zu seinem Geburtstag ein. Er gab alles weiter.

In Berlin hatte ich einen österreichischen Bekannten. Ab und zu brachte er mir eine Sammler-Zeitschrift mit. Kommt man auf die Idee, daß ein Österreicher für die Stasi arbeitet?

Ich wurde bespitzelt.

Später fand ich in den Akten alles von 1984 bis 1989 – 400 Seiten waren über mich angelegt.

Auf einer Geburtstagsparty in Piesteritz stellte mir ein Freund den Regierungssprecher der Ständigen Vertretung vor.

›Ihr könnt euch mal unterhalten, du willst ja in den Westen!‹

Dieser stemmte seine Hände in die Hüfte und sagte: ›Herr Grau, eine Frage: Was sind Sie von Beruf?‹

›Versicherungsinspektor. Ich weiß aber genau, daß drüben im Westen auch Versicherungsleute gesucht werden.‹

›Hm, und wie alt sind Sie jetzt?‹

›Ich bin 50 Jahre.‹

›Soll ich Ihnen dazu eine Antwort geben? Wenn Sie jetzt Ihren Ausreiseantrag weiterverfolgen, ist das der sicherste Weg in die Dauerarbeitslosigkeit. Sie haben drüben keine Chance.

Ich dachte: Dummkopf!«

Berlin. Grau entschließt sich, sein Anliegen in der Ständigen Vertretung der BRD in Ost-Berlin vorzutragen. Vor dem

Gebäude sind Staatssicherheitsleute in Uniformen postiert. »Ich mußte um eine Fußgängerabsperrung herumgehen und wollte dann über die Straße – es waren vielleicht noch 20 Meter zum Gebäude – da stand ein Polizist vor der Tür. Als ich zwei, drei Meter auf der Straße war, kam ein Mann in Zivil und hielt mich am Ärmel fest.

Er schleppte mich zu dem Polizisten: ›Ihren Ausweis, bitte!‹

Ich merkte, er hatte ein Mikrofon unter der Jacke. ›

›So, Sie sind also der Herr Grau. Grau, Manfred.‹

›Ja.‹

›Herr Grau, Sie kommen aus Wittenberg. Welche Postleitzahl hat Wittenberg?‹

Ich nannte sie und dann sagte er: ›Sie sind also geboren am 1. 5. 1963.‹

›Nein, ich bin 1936 geboren.‹

Daraufhin sagte er wörtlich: ›Ich korrigiere: 1. 5. 1936.‹

Ich merkte: Das war alles fürs Band bestimmt.

Er sagte, ich hätte kein Recht, da reinzugehen. Wenn ich irgendwelche Rechtsfragen zu klären hätte, sollte ich mich an die Rechtsvertretung der DDR wenden. Wenn ich noch einen Schritt machte, habe das ernstliche Folgen. Dabei guckte er mich an wie ein bissiger Hund. Da dachte ich: Die prügeln mich hier auf offener Straße zusammen. Ich zog ab.«

Leipzig. 1989. Manfred Grau bekommt eine Schwierigkeit nach der anderen.

Ständig muß er bei der Polizei in Wittenberg vorsprechen – wegen irgendwelcher Querelen.

»Im Fernsehen sah ich die ersten Demonstrationen. Ich erwartete: Jetzt prügeln sie die Demonstranten zusammen.

Am 9. Oktober passierte nichts.

Vorher hatte ich Berichte gesehen, wie sie am 7. Oktober in Berlin geprügelt hatten.

Acht Tage nach dem 9. Oktober: am 16. Oktober fuhr ich

nach Leipzig. Ein wunderschöner warmer Nachmittag. Ich stand an der Nikolaikirche und dachte: Du mußt dich mit dem Rücken an den Bauzaun stellen, falls sie anfangen zu prügeln, so daß sie dir nicht von hinten eins übergeben können.

Ein Reporter vom Niederländischen Fernsehen kam mit der Videokamera. Es wurde dunkel. Die Umstehenden nahmen ihre Feuerzeuge und leuchteten mich aus. Ich gab ein Interview. Ich sagte: ›Den 17. Juni 1953 erlebte ich sehr bewußt. Damals begann es optimistisch, aber dann fuhren Panzer auf. Auch diese Bewegung wird ein Signal setzen, aber es wird nicht zu einer Lösung kommen. Der Sozialismus ist ein Bollwerk, ein militärischer Block, der sich nie die Karten aus der Hand nehmen läßt.‹

Ich dachte: Die Panzer werden rollen, wenn die Sache auf die Spitze treibt.

Davor hatte ich Angst.

Plötzlich fühlte ich mich wie ein Anführer: Hier müßte jetzt etwas in Bewegung kommen!

Ich drängelte mich aus der Masse heraus und lief in Richtung Karl-Marx-Platz. Da sah ich einen riesigen Demonstrationszug. Ich lief mit dem Zug mit zur Stasizentrale. Da standen die Wachregiment-Soldaten vor der Mauer. Vor ihnen: Kerzen – ein friedliches Symbol. Das Volk lief um die Stasizentrale wie um eine Ritterburg und begann zu buhen und zu pfeifen. Ich habe das so erlebt, als ob ein Burgherr drinnen sitzt und gelyncht werden soll.

Hoffentlich passiert nichts! Um Gottes willen!«

Dramatische Gottesdienste. Dann geht Manfred Grau in Wittenberg zum Gottesdienst in die Schloßkirche.

»Ich dachte: Das mußt du den Menschen erzählen!

Aber ich kam gar nicht dazu. Die Kirche war voller Leute. Viele gingen einzeln vor, nahmen eine Kerze und sprachen ins Mikrofon: ›Ich nehme eine Kerze und bitte darum, daß …‹

Dann äußerten sie einen persönlichen Wunsch nach Veränderung. Anschließend stellten sie die Kerze in den Sand.

Ich wollte während dieser Fürbittgebete sagen: ›Ich bitte darum, daß Gorbatschow uns lange erhalten bleibt.‹ – Aber ich kam nicht mehr an die Reihe.

Friedrich Schorlemmer sprach und verlas eine Aufforderung vom Rat des Kreises: In Wittenberg sollen keine Demonstrationen stattfinden, es wird um Ruhe gebeten.

Aber alle waren dafür, daß etwas geschah.

Dann sagte Schorlemmer: ›Wir wollen gemeinsam den Reformationstag feiern. Beim nächsten Mal kommen wir alle mit einer Kerze.‹«

Am Reformationstag ist die Schloßkirche erneut völlig überfüllt. Daher findet ein paralleler Gottesdienst in der Stadtkirche statt. Anschließend treffen sich beide Gruppen auf dem Marktplatz. Dort ist eine Mikrofonanlage aufgebaut.

»Das Rathaus war dunkel, aber hinter den Fenstern huschten Lichter.

Die Leute schrien: ›Klaus, komm raus!‹

Klaus Küpper hieß der Bürgermeister.

In der obersten Etage des *Markt-Schlößchens* an der Ecke gegenüber der Cranach-Apotheke gab es ein Rundfenster. Dahinter sah ich Taschenlampen blitzen. Dort saß die Stasi mit Videokameras und filmte auf den Marktplatz herunter.«

Der letzte Versuch. »Am 6. November, drei Tage vor dem Fall der Mauer, ging ich noch einmal zur Behörde Abteilung Inneres.

Ich saß da – ganz alleine.

Es war, als ob die Pest ausgebrochen und ich der einzige Überlebende war.

Irgendwann kommt jemand und fragt: ›Na, Herr Grau, was machen Sie denn hier?‹

Ich wollte fragen, was mein Ausreiseantrag macht.

›Kommen Sie rein!‹

Ich hielt meinen Ausweis hoch. Niemand guckte hin.

Was sehe ich? – Vermummte Türkenfrauen.

Ich mußte an die alte Rentnerin denken.«

Erste Lektion. »Ich hatte keinen Stadtplan. So fragte ich einen Mann, der mir mit einem Stapel Paneelbrettern auf der Schulter entgegenkam: ›Wo ist der Schlesische Bahnhof?‹ – ›Da sind Sie vollkommen verkehrt!‹

Der Mann war ein Sozialhilfeempfänger. Wir teilten uns den Transport der Bretter und liefen in Richtung Schlesischer Bahnhof.

›Sie haben tolle Bretter!‹

›Was denken Sie, was die gekostet haben?‹

›Hm, vielleicht 30 Mark.‹

›Das haben Sie gedacht. 80 Mark. Was glauben Sie, wie teuer das Leben im Westen ist! Sie werden sich umgucken! Was nützt es, wenn es alles gibt, und Sie es nicht bezahlen können!‹

Erste Lektion.«

Schwester und Bruder. »Kurz danach fand ich meine Schwester wieder. Und meinen Bruder, der im Westen geblieben war.

Wir erlebten den Kudamm: ausgelassene Stimmung. Auf den Autodächern standen Sektflaschen. Ich schluchzte ständig. Mein Hals war zu. Ich begriff die Welt nicht mehr.

Dann hörte ich die Rede von Kohl.

Ich ärgerte mich, daß die Leute pfiffen, als er sprach.

Am nächsten Tag fuhr ich wieder nach Wittenberg.«

Wohin? »Und dann dachte ich: So, jetzt kannst du reisen.

Aber wohin? Ich überlegte: In die Alpen.

Ich fuhr zu einem Bekannten nach Memmingen. Wir versuchten, eine Wohnung zu finden. Er meinte: ›Du kommst in dem Augenblick, wo alle rüberkommen, daher ist es nicht so einfach, jetzt eine Wohnung zu finden.‹

In Kempten fand ich ein Loch. Es roch nach altem Öl. Ich dachte: In dieser Wohnung bleibst du nicht!

Aber ich hatte die Miete schon bezahlt.«

Wieder eine Lektion.

Ausreise nach Bayern. »Dann fuhr ich zurück nach Wittenberg, wickelte meinen Ausreiseantrag bürokratisch ab, mit Papieren und Zollerklärung, packte mein Gut zusammen und reiste aus. Mein Junge brachte mich mit dem Auto rüber. Dann fuhr er zurück.

Nun stand ich da. Am 19. Dezember in Kempten. Ohne Bett und ohne Tisch. Mein Bekannter aus Memmingen half mir, eine Matratze aufzutreiben. Wir brachten sie in die Wohnung. Vorweihnachtszeit. Er hatte zu tun und sagte: ›So, ich fahre, tschüs!‹

Da bekam ich es mit der Angst zu tun: Dich kennt hier kein Mensch.

Erstmal raus auf die Straße – frische Luft geschnappt.

Jetzt bist du im Westen, aber du schläfst auf dem Fußboden.

Am nächsten Tag kaufte ich einen Tisch – für 200 Mark.

Ich hatte mein Geld mit 1 : 10 getauscht und überlegte: Wahnsinn – 2 000 Mark für einen Tisch. Dann kaufte ich einen Fernseher – für 1300 Mark. Wahnsinn – für 13 000 Mark.

Bist du bekloppt?«

Nächste Lektion.

Luther-Rose in Memmingen. »Weihnachten lud mich der Bekannte nach Memmingen ein. Heiligabend in der Bahnhofshalle. Die Bahnhofsgaststätte geschlossen. Im Warteraum: lauter Asoziale.

In der Stunde der Bescherung wollte ich nicht stören, nicht beschenkt werden, daher lief ich in die Kirche: Unter Menschen sein! In der Kirche dachte ich: Das ist der Westen! Keine Heimat für dich. Alles fremd.

Ich schaute in die Höhe. Die Luther-Rose? Sie war in das Kirchengebälk geschnitzt. Immer wieder starrte ich sie an: Das ist Wittenberg! Dieses Stückchen ist dir geblieben.

Als ich zu den Freunden zurückkam, sagte die kleine Tochter: ›Onkel Manfred, ich teile meinen Lebkuchenteller mit dir, du sollst auch einen haben!‹

Sie legte mir Herzchen und Pralinen hin.

Das vergesse ich nie. Das war mein Weihnachten.«

Zu alt zum Finden. »Ich grübelte: Bleibst du im Westen? Baust du dir hier eine Existenz auf?

Ich ging los und verhandelte mit Versicherungen.

›Tja, Herr Grau, wie alt sind Sie denn?‹

Mir fiel der Mann von der Ständigen Vertretung ein.

›Wir können Sie beschäftigen. Aber nur freiberuflich. Ihre Krankenkassenbeiträge müssen Sie selber zahlen. Es gibt kein Gehalt. Abgerechnet wird nach Leistung.‹

Ich dachte: ›Nein. Ich will eine Festanstellung.‹

Als ich auf dem Arbeitsamt einen Arbeitslosenantrag stellte, sagte ich: ›Ich bin Ingenieur. Aber der Beamte stufte mich ganz niedrig ein.‹

›Sie müssen erstmal Ihre Gleichstellungsanträge stellen!‹

Ich schrieb nach Augsburg und bekam meinen Eisenbahningenieur bestätigt.

Als ich den Brief vorlegte, sagte der Mann: ›Herr Grau, Sie sind schon länger als zehn Jahre aus dem Beruf heraus, das können wir nicht mehr als Ingenieur werten. Aber Sie haben ja noch Ihren Patentingenieur.‹

Als ich mit diesem Nachweis kam, meinte er: ›Den Titel Patentingenieur gibt es in der Bundesrepublik nicht.‹

Dann stufte er mich – obwohl ich im Osten Leiter einer Arbeitsgruppe war – als ganz kleines Licht ein, das so nebenbei Hilfsarbeit bei einer Versicherung macht. Ich bekam ein sehr geringes Arbeitslosengeld. Davon mußte ich 740 Mark Miete für eine 43 Quadratmeter-Wohnung zahlen.«

Schöne neue Welt. »Ich war völlig isoliert.

In einer schönen Wohnung – mit Tiefgarage.

Der Tag lief etwa so ab: Ich stand auf, machte Frühstück

Er nimmt einen großen Bogen Papier, ich denke, jetzt wird er aufschreiben, wann du wiederkommen sollst und daß wir nochmal darüber reden müssen.

Er gibt mir das Blatt und sagt: ›So, damit können Sie reisen!‹

›Was? Ausreisen?‹

›Ja.‹

›Wann muß ich denn raus sein?‹

Man mußte normalerweise binnen 24 Stunden die DDR verlassen.

Er sagte: ›Wann Sie wollen.‹

›In einer Woche?‹

›Joah.‹

›Kann ich auch in 14 Tagen reisen?‹

›Joah.‹

Ich konnte reisen, wann ich wollte.«

Massen an der Mauer. »Drei Tage später, am 9. November, fiel die Mauer. Vor Freude trank ich mir einen an.

Einen Tag später kam ich nach Berlin – zur Oberbaumbrücke.

Alles strömte dorthin, als gäbe es eine große Zirkusveranstaltung mit Freikarten. Auf der Brücke kam keiner mehr vorwärts: Vorn war alles dicht.

Unten fuhren Patrouillenboot mit Grenztruppen hin und her.

Bis zum Westen: noch 200 Meter – und ich stand mitten auf der Brücke.

Da dachte ich: Jetzt ist es passiert. Du Trottel! Jetzt haben sie den Westen wieder zugemacht – und alles geht von vorne los!

Plötzlich gab es einen Ruck – die Masse geriet in Bewegung. Leute nahmen den Grenzern die Mützen ab – und alle liefen rüber.

Nach zwei Minuten war ich im Westen.

und guckte Frühstücksfernsehen. Dann kam eine Wiederholung von dem Film, den ich am Abend zuvor gesehen hatte. Eigentlich wollte ich in die Stadt, aber dann guckte ich mir den Film noch einmal an – bis zum Mittag.

So vertrödelte ich die Zeit.

Ich ertappte mich dabei, einen ganzen Tag nicht gesprochen zu haben, mit keinem Menschen – nicht einmal mit mir selbst. Ich bekam Komplexe.

Im Einkaufszentrum in der Stadt sprach ich eine Verkäuferin an. Plötzlich hatte ich das Gefühl: Stottere ich? Werde ich rot?«

Ausreise andersrum. »Ostern fuhr ich mit einem schönen VW-Transporter in den Osten. Ich brachte meine Möbel nach Wittenberg. In Wittenberg hatte ich noch eine Garage. Darin habe sie gebunkert.

Auf dem Marktplatz verkauften die Händler Weintrauben. Ein buntes Leben. Da kommt mir in den Sinn: Hier ist deine Zukunft!

Im Dezember 1989 bin ich aus dem Osten in den Westen ausgereist – und im April 1991 aus dem Westen in den Osten.

Ich war ein und ein Viertel Jahr drüben.«

Start mit alten Schätzchen. Er sucht einen Job. Eine Versicherung legt ihn rein. »Da stand für mich fest: Du machst einen Antiquitätenladen auf!

Ich fuhr zu einem Bekannten und fragte: ›Hast du ein altes Sofa? Hast du alte Puppen? Sonst irgendetwas? Ich brauche Ware, du borgst sie mir und dann rechnen wir ab. 10 Prozent für mich als Provision.‹

Viele Freunde griffen mir unter die Arme.

Auch mein Bekannter, der die Berichte für die Stasi geschrieben hatte.

So baute ich 1991, inzwischen 55 Jahre alt, in einem früheren Käseladen einen Antiquitätenhandel auf. Ganz allein. Ich stellte mich auf die Leiter und strich die Decken.

Ich traf eine Frau, die auch allein war. Wir haben uns zusammengetan. Nach drei Monaten wollte der Besitzer das Haus verkaufen: wir mußten es verlassen.

Dann etablierten wir uns in einem Laden auf der Hauptstraße in Wittenberg.

Wir arbeiteten wie die Deuwel.

Im Oktober fuhren wir abends, wenn der Wind pfiff, 50 Kilometer durch die Lande, weil Leute sagten: ›Wir haben alte Möbel. Wir kommen an – und da steht ein wurmstichiges Ding, das auseinanderfällt.‹

Dann stellten wir uns auf kleinere Ware ein.

Und nahmen Geschenkartikel dazu.

Der Laden ist ein Sammlerstübchen – mit einer breiten Palette. Das Kind kommt, um Überraschungsfiguren zu finden. Die Mutti sucht etwas und der Vati entdeckt Utensilien für die Eisenbahn. Das spricht sich herum.

In fünf Jahren werden wir schließen. Dann bin ich 66 Jahre und erreiche meine Rente.

Als es hieß, in Sachsen-Anhalt gibt es neue Baugesetze und es wird alles viel einfacher, kauften wir ein Wochenendhaus und sagten: ›Das bauen wir um.‹

Mit viel Aufwand und Ärger und Scherereien entstand ein kleines Häuschen. Für zwei glückliche Menschen.«

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben und arbeiten sie noch heute.

Schräg gegenüber vom Haus des Melanchthon.

Anhang

++ **Pressemitteilung** Nr. 15 vom 24. 6. 1988, Typoskript auf dem Briefbogen des Evangelischen Kirchentages Halle 1988, Kirchentagsbüro: Mittelstraße 14/15, Halle, 4020. Versalsatz und Unterstreichungen im Original sind hier durch Fett- bzw. Halbfettdruck ersetzt, Sperrungen durch kursiv. Offensichtliche Schreibfehler wurden stillschweigend korrigiert. Der Kirchentag hatte das Motto ›Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung‹. Die Pressemitteilung ist abgebildet in: Friedrich Schorlemmer: *Die Wende in Wittenberg.* O. O. [Wittenberg]: Drei Kastanien Verlag, 1997, S. 9–12

Arbeitsgruppe 4: »Umkehr führt weiter – wo gesellschaftliche Erneuerung nötig wird [.«]

Thesen zum Kirchentag in Halle 1988

»Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist gekommen.« MARTIN LUTHER 1520

Unser Land gerät in eine viele Lebensbereiche betreffende Krise seiner Entwicklung – mitten in einer Welt, die in eine Krise geraten ist. Dürre- und Überschwemmungskatastrophen, Hungersnöte und Artensterben, Wasserverseuchung und Luftverschmutzung, Atomunfälle und Giftkatastrophen sind warnende Vorboten einer Lebensbedrohung globalen Ausmaßes. Dies nötigt dazu, Schweigen aufzugeben und Verschweigen nicht länger zuzulassen. Von vielen nachdenklichen Menschen in aller Welt wird eine grundlegende Wende, ein neues Denken, eine Umkehr von lebensbedrohenden Wegen gesucht, erhofft, gefordert. Sie verweisen auf eine gemeinsame Verantwortung aller Menschen für die Zukunft des Lebens auf diesem Planeten. Dem entspricht die Suche nach verbindenden und verbindlichen allgemeinmenschlichen Werten und Handlungen. Wo lebensbedrohende irreversible Prozesse inganggesetzt werden, ist ein rechtzeitiges und entschlossenes Umsteuern nötig.
Nur die Wahrheit wird uns freimachen zu einem Handeln, das der Größe der Probleme entspricht, die auf die Menschheit und die Menschen in unserm Land zukommen. Einige mutige und ermutigende Schritte in der Friedenspolitik sind inzwischen gegangen worden. Darüber sind wir froh und hoffen auf weitere breite Ent-Rüstung.

Es geht uns Christen zuerst um unser Umdenken und um eine Umkehr, die jeden einzelnen in der Tiefe betrifft und eine Umgestaltung gesellschaftlicher Strukturen braucht.

Wir betrachten unsere gesellschaftliche Apathie als eine zeitgenössische Gestalt der Sünde in uns. Wir wollen dem aktiv und konkret entgegenwirken, uns nicht in unsere privaten ›Nischen‹ zurückziehen, noch auswandern, sondern unsere Mitverantwortung in der Gesellschaft eigenständig und kooperativ wahrnehmen.
Die Probleme lassen sich nicht ohne breite Partizipationsbereitschaft und -möglichkeit der Bürger lösen. Weil eine gesellschaftliche Partizipation bei uns unterentwickelt ist, hat sich ein Gemisch aus Apathie, organisierter Verantwortungslosigkeit, Tabuisierung und Verleugnung von Problemen ergeben.
Wir wenden uns deshalb auch an die bestehenden staatlichen Institutionen. Wir erhoffen von ihnen sachentsprechende Reformen und wollen selber als Mitbürger dazu beitragen.
Mit dem, was wir konkret benennen, wollen wir den produktiven Streit hervorlocken. Dafür brauchen wir in unserer Gesellschaft angstfreie und demokratische Formen, sowie den Mut, uns Irrtümer einzugestehen und sie zu korrigieren. Wir wissen um die Handlungszwänge, in die wir inzwischen geraten sind. Wir wollen uns daraus befreien. Über das **Wie** der Problemlösung muß mit Kompetenz und Engagement gerungen werden.

1. Weil wir uns als Christen in der Freiheit und Bindung des Glaubens **mitverantwortlich** und damit auch **mitschuldig** fühlen für das, was aus diesem Lande wird, halten wir es für nötig und geboten, daß wir unsere Angst, unser Mißtrauen und unsere Erwartungslosigkeit überwinden, die **Chancen der Umkehr** sehen und ergreifen und einen Freimut gewinnen, aus dem wir in kritischer Solidarität auf die Erneuerung unserer Gesellschaft drängen.
2. Weil sich in der Gesellschaft **Gleichgültigkeit**, Resignation und Stagnation ausbreiten, und weil sich die Zahl der Menschen erhöht, die sich deshalb zurückziehen oder hier nicht mehr leben wollen, halten wir es für nötig, darüber offen zu reden und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen so umzugestalten, daß mehr Bürger gesellschaftliche **Mitarbeit** als **sinnvoll** erleben.

3. Weil sich auch in der Entwicklung sozialistischer Staaten gezeigt hat, wie es durch **Bürokratismus** und Amtsmißbrauch, Konformismus und Dogmatismus, Behördenwillkür und Obrigkeitsfurcht zur gesellschaftlichen Depression kommt und den Sozialismus in seinem Wesen geschadet wird, halten wir es für dringlich, solche Erscheinungen **offenzulegen** und auch bei uns auftretende Mißstände zu überwinden.
4. Weil jeder Bürger seinen legitimen Anspruch auf umfassende **Information** über alle relevanten Lebensfragen hat, halten wir es für erforderlich, unsere Medienpolitik so zu verändern, daß die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit widerspiegelt wird, um eine eigene Urteilsbildung zu ermöglichen und bewußtes Handeln zu fördern.
5. Weil eine **andauernde Erfolgsbilanz**, die sich durch die ›rosarote Brille‹, das Weglassen bzw. Verschweigen von Fehlern, Mißständen nicht dazu anregen, angestaute Probleme in Angriff zu nehmen, halten wir es für dringlich, ein von Offenheit, **Wahrhaftigkeit** und kritischer Verantwortungsbereitschaft geprägtes gesellschaftliches Klima zu schaffen.
6. Weil das bisherige **Wahlsystem** den Wettstreit behindert hat, halten wir es für erforderlich, bei allen Wahlen erkennbare **Entscheidungsmöglichkeiten** zwischen mehreren Kandidaten zuzulassen.
7. Weil ein **gesellschaftliches Bewußtsein** sowie eine staatsbürgerliche Mitwirkung nur von Bürgern erwartet werden können, die sich als mündig erfahren, halten wir es für erforderlich, die Mitbestimmungsmöglichkeiten in allen gesellschaftlichen Bereichen spürbar zu erweitern, die **Entscheidungen von Behörden** zu begründen und damit einsichtig zu machen.
8. Weil sich das **Eingabengesetz** nicht als hinreichend erwiesen hat und Behördenentscheidungen schwer anfechtbar geblieben sind, halten wir es für erforderlich, eine unabhängige **Verwaltungsgerichtsbarkeit** einzurichten.
9. Weil sich das **Strafgesetzbuch** und der Strafvollzug in vielem dem humanistischen Menschenbild und den Idealen einer neuen Gesellschaft nicht entsprechen, halten wir es für erforderlich, eine **Revision** in Sprache, Inhalt und Praxis vorzunehmen.
10. Weil nur eine **lebendige Kultur des Streits** um die Wahrheit und um den besten Weg des menschlichen Miteinanders zu einer humanen, gerechten und überlebensfähigen Welt führen, halten wir es für erforderlich, daß die Kommunisten auf das mit

Macht ausgeübte **Wahrheitsmonopol** und auf den prinzipiellen gesellschaftlichen Überlegenheitsanspruch verzichten.

11. Weil die nach außen gerichtete **Friedenspolitik** unseres Landes dann glaubhafter und wirksamer wird, wenn sie mit der gleichen Beharrlichkeit auch *innerhalb* der Gesellschaft bewährt wird, halten wir es für dringlich, im gesamten Erziehungskonzept vom Kindergarten bis zur Berufsausbildung und darüber hinaus aus dem jetzigen System der Wehrerziehung in ein neues System der **friedlichen Konfliktbewältigung** überzugehen.
12. Weil der Olof-Palme-Friedensmarsch in der DDR neben seinen abrüstungspolitischen Impulsen ein erster öffentlich wirksamer Schritt zur Überwindung der inneren **Abgrenzungspraxis** von Staat und Kirche war, halten wir es für erforderlich, diesen offenen und öffentlichen Dialog zur **Vertrauensbildung** zwischen den Völkern und in unserem Land weiterzuführen.
13. Weil es ein unbegreiflicher Anachronismus ist, wenn ausgerechnet die **Grenzen zwischen den sozialistischen Staaten** so wenig durchlässig sind, halten wir erforderlich, die politischen, sozialökonomischen, juristischen und geistigen Bedingungen für die Freizügigkeit der Begegnungen zu schaffen.
14. Weil es auch bei uns Abwehr oder gar **Überlegenheitsgefühle** gegenüber Menschen aus Osteuropa und aus der 2/3-Welt gibt, halten wir es für erforderlich, die **Vorurteile** auf allen Ebenen zu **bearbeiten** und mehr Möglichkeiten für gegenseitiges Verstehen und Verständigung zu schaffen.
15. Weil wir in einer vielfältig verflochtenen Welt leben und auch der ferne Nächste unser Nächster geworden ist, halten wir es für nötig, unsere Orientierung auf die **materiell armgemachten Völker** statt auf den reichen Westen zu richten, eine **Kultur des Teilens** einzuüben, das Konzept ›Abrüstung für Entwicklung‹ konkret zu unterstützen und auf eine gerechte **Weltwirtschaftsordnung** hinzuwirken.
16. Weil unser **machtförmiger Umgang** mit der uns umgebenden Welt uns angesichts seiner zerstörerischen Folgen ohnmächtig zu machen droht, halten wir es für dringlich, einen grundlegenden **Bewußtseinswandel** durch eine offenliegende gesamtgesellschaftliche Diskussion über die vitalen Herausforderungen der Zukunft zu beginnen, unsere bisherigen gesellschaftlichen Zielsetzungen zu überprüfen, ein ›neues Denken‹ zu entwickeln und nach lebensverträglichen Werten und Verhaltensweisen zu suchen.

17. Weil das Bewußtsein für den wahren **Wert der Produkte** gering ist, halten wir es für erforderlich, die **Preise** für Grundnahrungsmittel, Wohnungen und Energie so zu gestalten, daß nicht weiter achtlos damit umgegangen wird.
18. Weil **Energiesparen** eine der Hauptaufgaben unserer Wirtschaft sein muß und die Energieverschwendung noch immer unvertretbar hoch ist, halten wir es für dringend erforderlich, alles für die Senkung des Energieverbrauchs zu tun, indem konsequenter über Aufwendung und Gefahren der Energieerzeugung informiert, die materiell-technische Basis zur **rationellen Energieausnutzung** geschaffen und alternative Energieentwicklung und deren Nutzung materiell stimuliert wird.
19. Weil wir die Erde unseren Kindern und Enkeln **lebenswert zu hinterlassen** haben, halten wir es für dringlich, daß gerade in einem sozialistischen Land der Konflikt zwischen **Ökologie und Ökonomie** keinen Verlierer mehr hat.
20. Weil die kommende Generation auf die bedrängenden Zukunftsprobleme vorbereitet werden muß, halten wir es für erforderlich, daß der **Erziehungs- und Bildungsprozeß** kreativer, naturnäher und ganzheitlicher wird, die Ehrfurcht vor dem Leben Priorität bekommt vor der Herrschaft über das Leben und Übungsfeld wird für ›gesellschaftliche Erfindungen‹.

Wir werden erfahren, daß wir durch diese Erneuerung Leben gewinnen. Aber sind wir persönlich bereit, die Schwierigkeiten auf diesem Weg zu tragen?

Die Wittenberger Vorbereitungsgruppe schlägt vor, diese Thesen in die Gespräche auf dem Kirchentag und darüberhinaus aufzunehmen.
Wir wollen Gewohnheiten und Strukturen infragestellen und zur Umkehr ermutigen.

Wittenberg am Johannestag 1988

Index

Für westdeutsche wie für ostdeutsche Leserinnen und Leser legt diese einzigartige Kette von ZeitZeugen eine Strecke deutscher Geschichte in ihrer dramatischen Vielschichtigkeit offen. Die Autorin bringt viele Menschen zum Sprechen, vom Obdachlosen bis zum Ministerpräsidenten, vom örtlichen Original bis zum bekannten Intellektuellen. Sie überformt nicht durch Interpretation, sondern leitet sie zuhörend dazu, ihr Leben als Gestalt zu sehen. So erscheint, wovon seit zehn Jahren nur wenige zu sprechen wagen: Was auf der Seele brennt. Ohne Rechtfertigung, ohne Vorwürfe erzählen die Menschen so, wie sie glauben, dass es richtig sei. Entscheidend sind nicht harte Fakten, sondern die Selbstwahrnehmung: Kirche und Widerstand, Wirtschaft, Politik, Kultur, Frauen, Jugend, Aussteiger und Originale.

ISBN 3-88474-964-1